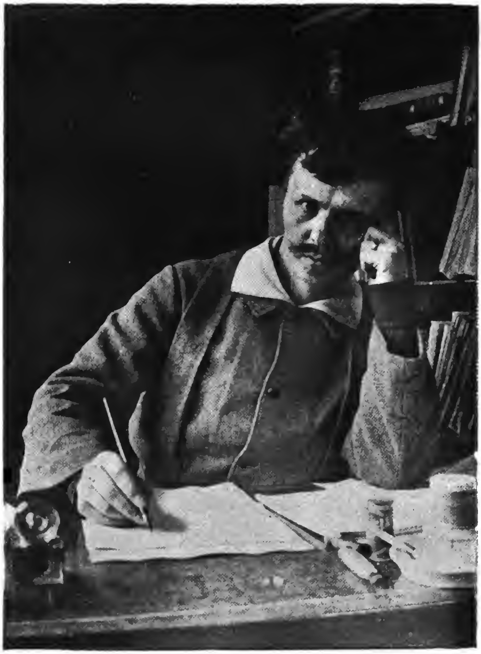


AUGUST STRINDBERG

SCHWEDISCHE SCHICKSALE UND ABENTEUER

AUS DEM SCHWEDISCHEN ÜBERTRAGEN
VON
EMIL SCHERING

1921
GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Einzige vom Dichter und seinen
Erben autorisierte deutsche Ausgabe.
15. bis 20. Tausend.

VEREDELTE FRUCHT

Der zwanzigjährige Herr Sten Ulffot*, der letzte Sprößling des uralten Geschlechts Ulffot zu Wäringe, Hofsta und Löfsala, erwachte eines sonnigen Maimorgens zu Ende der 1460er Jahre in seiner Schlafkammer auf Hofsta in Uppland. Nach einem traumlosen Schlaf von einigen Stunden beginnt sein ausgeruhter Kopf, eine Musterung der Ereignisse des gestrigen Tages anzustellen, die für den jungen Herrn von so entscheidender Beschaffenheit gewesen waren, daß er, von dem Schlage noch betäubt, gleichsam außerhalb der ganzen Sache stand und sie mit Verwunderung betrachtete. Amtmann und Vogt waren dagewesen; sie hatten Verschreibungen von Haus und Hof vorgezeigt; sie hatten Verschiedenes vom Pergamente vorgelesen, und das Ende war gewesen: daß Herr Sten infolge seiner Väter und eigener Schulden arm, ganz arm geworden war; und weil sein Vater zu Lebzeiten nicht barmherzig gewesen, sollte der junge Herr bereits am folgenden Tage aus dem alten Hause ausziehen, das nicht mehr sein Haus war. Herr Sten, der niemals Veranlassung gehabt hatte, das Leben schwer zu nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil das Leben für ihn immer eine leichte Sache gewesen war, nahm auch dies sehr leicht. Die Armut war für ihn ja nur ein ausgesprochenes Wort, dem noch entsprechende Wirklichkeit fehlte, und mit leichtem Sinn sprang er aus dem Bette; kleidete sich in seine einzige, aber schmucke

* Ulffot bedeutet Wolfsfuß.

Sammetjacke und seine einzigen Hosen aus brabanter Tuch.

Er zählte seine wenigen Goldmünzen und verbarg sie gut auf der Brust; denn er hatte jetzt eine Ahnung davon, was sie bedeuteten. Darauf ging er in die Burgstube. Die war ganz leer; das machte keinen anderen Eindruck auf ihn, als daß er in dem geräumigen Zimmer leichter zu atmen glaubte; auf einem wandfesten Tische waren feuchte Ringe von den Bierhumpen zu sehen, welche die beiden Männer am Tage vorher benutzt hatten; er fand, es hätten mehr Ringe sein können, wenn er selbst mit dabei gewesen wäre; es sah so geizig aus! Die Sonne zeichnete auf dem Steinboden die bemalten Fenster, so daß der Boden der schönsten Mosaikarbeit glich; sein Herzwappen, der Wolfsfuß, wiederholte sich in seinem roten Felde sechs Male, und er fand ein Vergnügen daran, auf die schwarzen Füße in den roten Feldern zu treten, in der Erwartung den Wolf schreien zu hören; aber jedes Mal, wenn er seinen Fuß in das Sonnengemälde setzte, sah er, wie der Wolfsfuß sich auf seinem gelben Elchlederstiefel abzeichnete; wenn er dann einen Schritt vorwärts tat, kam er auf seine Brust hinauf, und der rote Schild saß wie ein blutiges Herz auf seiner weißen Sammetjacke und wurde von der schwarzen Tatze mit den gespreizten Klauen zerrissen. Er fühlte, wie sein Herz sich heftig bewegte, und er ging aus dem Zimmer heraus. Durch die enge Steintreppe nahm er seinen Weg in das obere Stockwerk, wo seine Eltern zu ihren Lebzeiten gewohnt hatten. Alles Lose und Bewegliche, das ein Haus zur Heimstätte für lebende Wesen macht, war fortgetragen, fortgefegt, fortgebrochen. Es war wie eine Reihe Grabräume, in einem Felsen ausgehauen, für Seelen ohne Körper, ohne irdische Bedürfnisse eingerichtet.

Nur die Spuren des Lebens fanden sich noch. Vier graue Flecke auf dem Fußboden deuteten an, wo ein Bett gestanden, zwei dunkle Ränder, wo der Tisch seinen Platz gehabt, und zwischen beiden waren Ritzen und Striche von Schuhwerk zu sehen; eine dunkle zitternde Zeichnung auf der Kalkwand wies hin, wo der Alte seinen Kopf anzulehnen pflegte, wenn er ihn von der Arbeit, die auf dem Tische lag, erhob; die Kohlen waren aus dem Kamin ins Zimmer geprasselt und hatten die Zeichnung eines Pantherfelles ausgebrannt. Im Zimmer der Mutter saß noch ein wandfestes Steinbild, das Maria und das Kind darstellte; sie betrachtet ihren Sohn mit Blicken voller Hoffnung und ohne eine Ahnung, daß sie einen zukünftigen Strafgefangenen auf den Knien hält. Herr Sten empfand ein unbestimmtes Gefühl von Beklemmung und wanderte weiter.

Durch eine geheime Tür steigt er auf die Böden hinauf und geht aufs Dach hinaus. Unter sich sieht er diese ganze weitgestreckte Erdfläche, die er eben sein genannt hatte; diese grünen Felder, früher Seegrund, welche kleine grüne Hügel, früher Holme, umschlingen, grünten eben für seine Rechnung, um den Armen Brot zu geben, die ihn kleiden, ihn bürsten, sein Essen bereiten, seine Pferde, seine Hunde, seine Falken, sein Vieh besorgen sollten. Vergangenen Herbst stand er hier oben und sah, wie seine Leute sein Korn aussäeten; jetzt würden andere kommen und schneiden und einholen. Eben konnte er beschließen, wann die Fische im Bach ihr Leben lassen sollten; eben bestimmte er, wann die Föhre im Walde fallen und wann das Wild, das da lief, erlegt werden sollte; selbst die Vögel in diesem ungeheuren Luftraum gehörten ihm, wenn sie auch vom Kaiser von Österreich geflogen kamen.

Daß er nichts von allem mehr besaß, konnte

er noch nicht fassen, denn er hatte nie etwas vermißt und wußte deshalb nicht, was besitzen ist; er fühlte nur eine ungeheure Leere und fand, daß die Landschaft ein düsteres Aussehen hatte. Die Schwalben, die denselben Tag gekommen waren, umschwärmten ihn schreiend und suchten ihre alten Nester im Dachkranz auf; einige fanden es, andere nicht; der Regen des Herbstes, der Schnee des Winters hatte ihre kleinen Lehmhütten aufgelöst, so daß sie in den Schloßgraben gestürzt waren; aber Lehm gab's auf dem Acker, Wasser im Bach und Stroh auf jedem einzigen Erdhöcker, und solange sie heimlos waren, hatten sie ein Haus in jedem Gebüsch und unter dem Dachstroh auf jeder Hütte. Sie jagten unbehindert draußen in den luftigen Jagdgründen; sie wählten sich eine Gattin und verheirateten sich draußen in der blauen Frühlingsluft, die mit Wohlgerüchen von den eben aufgesprungenen Birken und den blühenden Fichten, von der unsichtbaren Frühlingssaat und den honigduftenden Kätzchen der Weide erfüllt war.

Er ging weiter hinauf aufs Dach und stellte sich an die Fahnenstange; wie er da zu den dahinziehenden Frühlingswolken hinaufsah, kam es ihm vor, als stünde er auf dem Luftschiffe eines Märchens und segelte zwischen den Wolken dahin; und wie er dann auf die Erde hinunter sah, kam die ihm wie eine Reihe Erdhügel vor, wie ein Abfallhaufen, der vom Himmel hinausgeworfen war; aber er hatte ein Vorgefühl, daß er jetzt hinunter und in den Erdhügeln graben müsse, um Essen zu suchen; er fühlte, daß seine Füße fest auf der Erde standen, trotzdem seine irren Blicke dort oben unter den silberglänzenden Wolken segelten.

Wie er durch die enge Bodentreppe hinunterging, schien es ihm, als ginge er in einen unge-

heuren Bohrer hinein, der ihn tiefer und tiefer in die Erde hinein schraubte. Er besuchte den Garten; sah wie die Apfelbäume blühten. Wer würde die Früchte von diesen Bäumen pflücken, die er veredelt und auf die er Jahre lang gewartet hatte? Er besah den leeren Stall; alle seine Pferde waren fort außer einem Klepper schlechtester Rasse, den er niemals des Reitens gewürdigt hatte. Er ging in den Hundestall hinein; er sah nur zehn leere Koppel. Da wurde sein Herz schwer, denn er fühlte, wie man ihn von den einzigen lebenden Wesen getrennt hatte, die ihn geliebt. Alle anderen, Freunde, Diener, Hofleute, Anwohner hatten allmählich, je mehr die Armut fortschritt, eine Veränderung in ihrem Benehmen gezeigt, aber diese zehn waren sich gleich geblieben. Er wunderte sich darüber, daß er das Vermissen nicht so bitter dort oben in der von den Vätern ererbten Wohnung mit ihren Erinnerungen gefühlt, denn er vergaß, daß er bereits seit mehreren Jahren dies Vermissen fortgeweint hatte.

Er ging auf den Burghof. Da traf ihn ein Anblick, der ihn auf einmal in seine wirkliche Lage versetzte. Auf einer vierräderigen, mit drei Paar Ochsen bespannten Karre lag ein Berg von Möbeln und Hausgerät; zu unterst das große eichene Bett mit den prächtigen Schnitzereien, gewaltige Kleider- und Leinenschränke, die gleich Festungen gegen Diebe gezimmert waren, der Arbeitstisch des Vaters, der Eßtisch der Familie; darüber die Bänke vom Alltagszimmer mit Fetzen herabgerissener Behänge in feinen Farben, der Stickrahmen der Mutter, der Stuhl des Großvaters mit den gepolsterten Lehnen und dem hohen Rücken, und zu oberst seine eigene Wiege und der kleine Betstuhl, auf dem die Mutter so oft für den Kleinen in der Wiege gebetet hatte; Bündel von Lanzen, Schwertern und Schilden, mit

denen die Vorväter sich einst alle diese Stücke von der grünen Erde erkämpft und verteidigt hatten, die er jetzt lassen mußte, um in die Welt hinaus zu gehen und im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu verdienen. Alle diese toten Dinge, die auf ihren Plätzen Teile seines Ichs gebildet hatten, lagen da wie Leichen, wie ausgerissene Bäume, welche die Wurzeln zeigen; es war ein ungeheurer Scheiterhaufen von Erinnerungen, den er hätte anzünden mögen.

Jetzt knarrten die Tore, die Zugbrücke wurde gezogen, der Kutscher knallt mit der Peitsche über den Rücken des ersten Gespanns, es knackt in Deichseln und Strängen und die gewaltige Ladung rüttelt auf dem gepflasterten Hofe dahin, und als sie über die Planken der Holzbrücke rollt, dröhnt es wie das Echo aus einem Grabgewölbe.

— Die letzte Ladung? ruft der Kutscher dem Torhüter zu.

— Die letzte Ladung! wird aus dem Torgewölbe geantwortet.

Das Wort „letzte" macht einen tiefen Eindruck auf Herrn Sten, der selbst sich als der Letzte fühlt, aber er kann sich nicht weiteren Betrachtungen überlassen, denn ein Mann mit einem fremden Gesicht tritt an ihn heran und hält den Klepper an der Seite.

— Das Schloß soll geschlossen werden, sagt er.

— Warum geschlossen werden? fragt Herr Sten, nur um seine eigene Stimme wieder zu hören.

— Weil es niedergerissen werden soll! Der König will nicht so viele Schlösser im Reich haben.

Herr Sten faßte die Zügel des Kleppers und saß auf; er drückte die Schenkel an und hoch erhobenen Hauptes ritt er durch das Torgewölbe; aber dort holt er seine Börse hervor und wirft eine Gold-

münze hinter sich, nach der Torhüter und Stallknecht um die Wette laufen.

Wie er über die Zugbrücke geritten ist, hält er das Pferd an und wartet, bis die Ladung ihm aus dem Gesichte verschwunden ist; darauf lenkt er auf einen Fußsteig und verschwindet zwischen den Birken.

— Ich möchte wissen, was der unternehmen wird, sagt der Torhüter.

— Unter die Soldaten gehen, antwortet der Stallknecht.

— Dazu taugt er nicht! Hat die Sache nicht gelernt! Nur lesen und schreiben.

— Dann wird er wohl Schreiber beim König.

— Nicht bei diesem Könige, denn sein Vater war in Ungnade, weil er nicht Waffen gegen Landsleute tragen wollte.

— Dann wird er werden, was zum Teufel er will.

— Man darf nicht werden, was man will; man muß wohl werden, was man kann, und kann man nichts, so wird man nichts.

— Eben! Eben! Aber ich weiß nicht, was man lernen muß, um Torhüter zu werden!

— Aber man muß Kräfte dazu haben, und man muß nachts wachen können, und das kann der Junker nicht.

— Nachts wachen, das können die Junker schon, das haben wir gesehen, aber es ist vielleicht schlecht mit den Kräften bestellt, wenn sie die schwere Kette ziehen sollen.

— Weißt du, Stallknecht, dafür muß er selbst sorgen. Jetzt ziehe ich indessen meine Kette, und dann gehen wir den Schleichweg zur Taverne und wechseln unser Gold.

— Das tun wir, dann mag er tun, was er will!

— Was er kann, Stallknecht; man darf nicht tun was man will!

— Freilich! Freilich!

Die Kette klirrte, die Brücke wurde aufgewunden und das Tor fiel mit einem dumpfen Schlage zu.

* * *

Herr Sten war indessen mehrere Stunden geritten, ohne eigentlich zu wissen, wohin es ging. Er wußte nur, daß der Weg in die Welt hinausführte, fort von Heim und Schutz. Er sah am Stande der Sonne, daß es auf den Nachmittag ging, und an dem hängenden Kopf des Kleppers, daß dieser müde war. Er stieg deshalb ab, legte die Zügel einmal lose um die Vorderbeine und führte seinen Renner vom Fußsteig auf eine schöne Wiesenhöhe hinauf, wo er ihn zum Weiden los ließ. Er selbst legte sich unter einen wilden Apfelbaum, um zu ruhen; aber da er fühlte, daß der Boden feucht war, brach er einige junge Birken nieder und machte aus deren zartem Laub ein Bett, worauf er lange Streifen Birkenrinde abriß und sich unter Kopf, Knie und Ellbogen legte. Und dann schlief er ein.

Aber als er wieder erwachte, fühlte er einen furchtbaren Hunger in seinen Eingeweiden rasen, denn er hatte seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen; aber er merkte auch, dass die Zunge am Gaumen festklebte und daß es in der Kehle brannte und kratzte. Den Klepper sah er nicht mehr; er wußte nicht, wo er sich befand, sah keine menschliche Wohnung und hatte wenig Hoffnung, einen Gasthof vor der Nacht zu treffen. Da fiel er auf seine Knie nieder und bat seinen Schutzheiligen ihm zu helfen, und als er dessen Namen, Sankt Blasius, nannte, kam ihm der Gedanke, wie der Heilige unter denselben Verhältnissen sich

in der Wildnis durch Wurzeln und Beeren ernährt hatte. Durch das Gebet gestärkt, sah er sich um, wo er etwas zu essen und zu trinken fände. Seine Blicke fielen zuerst auf eine Birke. Es war gerade die Zeit, wo der Saft fließt. Mit seinem Messer spaltete er die Birkenrinde auf und zog die Zipfel vor, die er mit Holzsplittern zusammensetzte, so daß sie ein wasserdichtes Körbchen bildeten; darauf bohrte er ein Loch, und aus dem harten Holz sickerte jetzt der klare Saft hervor, der in der Farbe Rheinwein gleicht. Während dieses Zapfen vor sich ging, stieg er in den Apfelbaum, wo er eine ganze Menge kleiner Äpfel gesehen, die überwintert hatten, und die allerdings morsch waren, aber doch den Magen füllen konnten. Als er einige Stücke gegessen hatte, machte er sich daran, den Baum zu schütteln, so daß die herabfallenden Früchte auf den Boden schmetterten. Er war gerade dabei seines Fundes froh zu werden und freute sich bei dem Gedanken an den guten Birkenwein, als er von unten eine Stimme hörte, die sehr unsanft zu ihm hinauf hallohte.

— Hört, Herr Dieb, was tut Ihr da?

— Kein Dieb hier! antwortete Herr Sten.

— Wer stiehlt, ist ein Dieb, antwortete die Stimme. Steigt sofort herunter, oder Ihr werdet diese Nacht im Loch stecken.

Herr Sten hielt es für gut hinunter zu steigen und sich zu erklären zu suchen. Er fand vor sich einen Mann von mündigem Aussehen, der von einem großen Hund begleitet wurde.

— Erstens, fing jetzt der mündige Mann an, habt Ihr Euch an tragendem Holze vergriffen: Buße drei Mark und Verlust der Axt, Kapitel siebzehn des Baugesetzes.

— Ich glaubte, der Mensch hätte ein Recht, wilde

Bäume zu schatzen, antwortete Sten schüchtern, denn er war niemals auf diese Art angesprochen worden.

— Wilde Bäume gibts jetzt nicht mehr; das war sicher zu Adams und Evas Zeit, das. Übrigens habe ich gerade die Äpfel da aufgespart, um den Kohl damit zu säuern. Secundum! hat er meine schöne Deichsel angelascht und entsaftet.

— Deichsel?

— Ja, die Birke da sollte eine Deichsel werden. Und dann hat er Birkenrinde in fremdem Wald geschält, Buße drei Öre, dasselbe Kapitel des Baugesetzes in König Christophs Landrecht.

— Ich glaubte, ich wäre in Gottes freier Natur, und ich hätte ein Recht mein Leben zu erhalten, erwiderte Herr Sten sanftmütig.

— Gottes freie Natur! Wo ist die? Kenne nur steuerfreien, zinspflichtigen und Krongrund. Tertium! Wahrscheinlich, ich habe noch kein Testimonium, wahrscheinlich ist es sein Pferd, das auf meiner Wiese weidet.

— Es ist mein Pferd, und es konnte doch wohl nicht tot hungern, wenn das Gras ringsherum stand und wuchs!

— Niemand braucht tot zu hungern! Jedem steht es frei am Rande der Landstraße zu weiden, jedem eine Hand voll Nüsse zu pflücken, und jeder Reisende darf sich eine Radachse hauen, wenn er in Not kommt. Er ist also des viermaligen Diebstahls überführt, und ich behalte das Pferd.

— Und laßt mich allein im Walde, wo ich vielleicht nicht einmal mir ein Feuer zur Nacht machen darf!

— Wer trocken Holz in fremdem Wald haut, büßt drei Öre, und dann zum zweiten und dritten Mal. Nein, kann man glauben, so ginge es zu, dann hat man nie etwas besessen.

— So ging es niemals auf meinem Hofe zu! Da wußte man nichts von solchen Gesetzen und Paragraphen. Aber ich merke, ich bin nicht mehr zu Hause, und mein Hofrecht war niemals so kleinlich wie dein Gesetz.

Hier geschah eine große Veränderung mit dem mündigen Manne, wobei das Wort „dein“ die treibende Kraft zu sein schien. Er faßte das Pferd bei den Zügeln, führte es zu Herrn Sten, hielt den Steigbügel, beugte sein eines Knie und sagte:

— Herr Junker, verzeiht, Ihr seid ausgeritten und vergnügt Euch; scherzt mit einem alten Gesetzleser. Einige morsche Äpfel werden, hoffe ich, nicht zwischen uns stehen.

Herr Sten, der die Wahrheit liebte, zögerte einen Augenblick das Angebot anzunehmen, aber da er gern sah, daß er aus dem Abenteuer herauskäm, schwang er sich in den Sattel.

— Höre, sagte er mündig. Wo liegt der nächste Gasthof?

— Eine halbe Meile südlich, wenn Eure Gnaden nach Stockholm wollen.

— Gut! Jetzt danke ich dir für das Vergnügen und stelle dir eine kleine Frage. Sag' mir: wenn man aus Not stiehlt, dann ist es Diebstahl; wenn man zu seiner Unterhaltung stiehlt, was ist es dann?

— Ein Scherz.

— Gut! Wie kann der Richter wissen, ob es Scherz oder Ernst ist?

— Das kann er wohl sehen.

Herr Sten drückte seine Schenkel dem Klepper in die Seiten, beugte sich vorwärts und sagte:

— Nein, mein Alter, das kann er nicht sehen.

Und der Klepper setzte davon wie ein Pfeil von dem verwunderten Gesetzleser und seiner Deichsel.

* * *

Die Aussicht bald an einen gedeckten Tisch zu kommen und das glückliche Ende des Abenteuers hatten Herrn Sten in eine Laune versetzt, die traurigen Betrachtungen keinen Raum ließ, und nach einem halbstündigen Trabe ritt er durch den Schlagbaum des Gastwirts und wurde wie ein Herr empfangen. Er ließ sich an einem Tische unter einem großen Mehlbeerbaum draußen vorm Hause nieder und bestellte Huhn mit Salbei und einen Krug Travener Bier, was der Gastwirt anzuschaffen versprach, und wenn er ums ganze Dorf laufen müsse.

Der Maiabend war schön, und Herr Sten aß und trank nach Herzenslust, trotzdem er den Schrecken nicht vollständig verwinden konnte, den der drohende Angriff des Hungers auf sein Dasein eben verursacht hatte. Seine Gedanken konnten sich nicht von dem Auftritt mit dem Gesetzleser losreißen, und er fühlte, daß er bald, wenn seine schöne Sammetjacke ihn nicht mehr schützte, unter den harten Gesetzen der Notwendigkeit stehen würde, wie jeder andere unfreie Mann. Er sah ein, daß er unbedingt Eintritt in die Gesellschaft als arbeitendes Mitglied suchen und sich in eine der vielen Kasten einordnen müsse, wenn er fortfahren wollte zu leben, da die Erde mit allem was sie trug bereits besetzt war, so daß der Herr der Schöpfung unter einem tragenden Mehlbeerbaum liegen und vor Hunger sterben konnte, wenn er nicht gehängt werden wollte, während die Vögel des Himmels ungestraft sich am selben Baume satt essen konnten; er wunderte sich, daß die Menschen es Eichhörnchen und Nußhähern erlaubten, die Haselbüsche zu plündern und Ehre und Freiheit zu behalten, während es dem Menschen nur im Notfall erlaubt war, sein Leben durch eine Handvoll Nüsse zu retten. Er fand einen grausamen Widerspruch darin: sein Leben durfte er

retten, aber es nicht erhalten, und doch war ja jede Mahlzeit eine wiederkehrende Rettung des Lebens. Aber auf der andern Seite hatten ja seine Vorväter diese Gesetze gestiftet, und er selbst hatte sie mit angewendet. Wem galt da sein Vorwurf? War nicht die Schuld teilweise sein und waren jetzt nicht die Folgen ganz natürlich?

Während dieser Gedanken blieben seine Blicke auf einer menschlichen Figur haften, die von der großen Landstraße gerade in den Gasthof einlenkte. Als sie näher kam, sah Herr Sten einen Dreißigjährigen mit dunkelhäutigem Antlitz, langen Armen, eingebogenen Knien und Füßen wie Spaten. Über der Achsel trug er einen doppelten Beutel, und in der Hand hielt er einen knotigen Stock. Mit einem Ruck der Achsel warf er den Beutel auf den Tisch neben dem Herrn Stens, setzte sich auf die Bank und schlug mit dem Stock auf die Tischscheibe, daß es wie ein Schuß knallte, worauf er ins Haus hineinrief:

— Heraus, Taverner, heraus! und gib einem wohllöblichen Gesell der hohen Schmiedekompanei zu Stockholm eine Kanne Bier.

Der Gastwirt, der glaubte, irgend ein hoher Herr sei angelangt, eilte hinaus, als er aber den Gesellen erblickte, kehrte er sich um und sagte mit einem verächtlichen Ton zu Herrn Sten:

— Solche haben niemals Geld. Wird nichts gegeben.

— Bei Sankt Michael, dem Erzengel, und Sankt Loyus, Taverner, wenn du mir kein Bier gibst, so drücke ich dir den König und die Krone auf, fiel der Gesell ein und hob seinen Stock.

— Drohst du, so kommst du an den Galgen wegen gewalttätiger Einkehr, sagte der Gastwirt; du hast nicht bezahlt, als du zuletzt hier warst; lies

deine Beutel zusammen und packe dich deiner Wege, denn der Bezirksschreiber sitzt drinnen im Hause.

— Ich bezahle des Gesellen Bier, Gastwirt, unterbrach ihn Herr Sten, der einen gewissen Zug zu dem entlarvten Großsprecher fühlte.

— Herr Junker ist ein wohlwollender Mann und versteht, was ein Reisender nötig hat. Was die Bezahlung angeht, so finde ich, es ist gleich, wer bezahlt. Heute mir, morgen dir. In guter Gesellschaft sage ich niemals nein. Und ein Lademeister der wohllöblichen Schmiedekompanei zu Stockholm kann ein ebenso guter Herr sein wie ein anderer, will sagen ein anderer Reisender, mit Verlaub!

— Das ist recht, Gesell; wenn alles zusammen kommt, so sind wir alle Reisende, und wenn wir reisen, sind wir alle gleich. Jeder hat das Seine bei sich wie der Weise.

Der Gesell, der seine Kanne bekommen hatte, erhob sie, nahm die Mütze ab und sagte mit feierlicher Stimme:

— Sankt Michael und Sankt Loyus! worauf er den Kopf zurückwarf und einige fürchterliche Schlucke nahm, daß die Muskeln des Halses sich wie Schlangenrücken bewegten. Darauf verschnaufte er, erhob die Kanne noch einmal und sagte:

— Tut mir Bescheid, Herr Junker, mit Verlaub! Und jetzt trank er einige Minuten lang, so daß sich die Halssehnen wie Geschirriemen spannten. Als er zu Ende war, leerte er die letzten Tropfen auf den Nagel, schlug mit dem Stock auf den Tisch und rief ins Haus hinein:

— Zwei volle! Jetzt lade ich ein.

— Und der Junker bezahlt? fragte der Gastwirt.

Herr Sten nickte bejahend, und der Geselle fuhr fort:

— Einerlei, wer bezahlt. Communum bonum, wie wir in der Lade sagen. Heute mir, morgen dir.

— Setz dich, Gesell, sagte Herr Sten, und laß uns plaudern. Du bist Schmied, höre ich.

— Lademeister und Fahnenführer der wohllöblichen Schmiedekompanei zu Stockholm, Sankt Michael und Sankt Loyus sei die Ehre, mit Verlaub!

— Sag mir, ist es schwer, dein Handwerk?

— Schwer? Ja, das ist nichts für den ersten besten. Es ist das schwerste Handwerk, das es gibt. Es ist eine Zunft, der die Welt nicht entraten kann; es ist die feinste Laienzunft, eine Stütze und eine Hilfe für alle Zünfte. Ohne Schmied kann niemand auskommen. Glaubt mir, wenn ich es sage. Es war ein Ratsherr beim Kaiser in Rom, der hieß Vulkanis, und der hat die Schmiedekunst erfunden. Und da fragt Ihr, ob sie schwer sei!

— Ja, aber man kann sie wohl lernen? wandte Herr Sten ein, der sich mehr belustigt als überzeugt fühlte.

— Lernen? Nein, Herr und Junker, die kann man nicht lernen.

— Aber du hast sie doch gelernt? beharrte Herr Sten.

— Ich? Mit mir ist's eine andere Sache, antwortete der Geselle und sah Gesichte auf dem Boden seiner Kanne.

— Nun, warum kann es nicht auch mit mir eine andere Sache sein? antwortete Herr Sten.

— Zeigt die Fäuste, mit Verlaub, Herr Junker.

Sten legte zwei kleine weiße Hände auf den Tisch. Der Gesell grinste.

— Taugt nicht! Seht mich an!

Er legte die Hand eines Riesen um die Zinnkanne und preßte sie so zusammen, daß sie schmal um den Leib wurde wie ein Stundenglas.

Herr Sten war nicht überzeugt:

— Aber du bist doch nicht mit solchen Fäusten geboren?

— Doch, Junker, das bin ich eben. Ich bin dazu geboren, Schmied zu sein, wie Ihr dazu geboren seid — nichts zu tun, mit Verlaub. Wohin, glaubt Ihr, kommt Ihr hier in der Welt mit solchen Kerbpflöcken? Pah! Es ist gut, daß Ihr Euch nicht dran halten braucht, sonst kämt Ihr zu kurz.

— Und ich denke gerade daran Schmied zu werden, sagte Sten unschuldig.

— Man scherzt nicht mit der hochlöblichen Innung, Herr Junker. Und übrigens möchte ich sagen, daß wir jetzt andere Zeiten haben als früher; Scherz kann Ernst werden; ein Schmied kann sowohl Bürgermeister wie Ratsmann werden, und Herr Vulkanis, den ich eben anführte, war Ratsherr beim Kaiser von Österreich. Man soll nicht hoffärtig sein, wenn man auch vornehm ist; man hat schon Schlechteres gesehen. Die Lübecker wissen schon, was sie tun, und König Karl Knutsson war König den einen Tag, und den andern war er nichts. Hätte er was gelernt, so hätte er was gekonnt.

— Das gerade wollte ich sagen, lieber Schmied, und ich will dir erzählen, daß ich kein Junker bin, obgleich ich eine Sammetjacke habe.

— Ein verkleideter? Was? Kein richtiger Junker?

— Ich bin einer gewesen, aber jetzt bin ich nichts.

Der Geselle zog die Mundwinkel in die Höhe, rückte näher, musterte Sten und fuhr fort:

— Herunter? Was? Rückwärts? Heh! Schwere Zeiten! Wenn die Diebe sich schlagen, kriegt der Bauer seine Sau wieder. Ja ja! Keine Verwandten? Keine feinen Freunde? Allein in der Welt? Muß

arbeiten? Und jetzt will er Schmied werden, wo er nichts anderes werden kann?

— Wenn ich es werden kann.

— Nichts! Das ist weniger als du bist, Claus. Ich heiße Claus. Nun, da kannst du hoffärtig sein, Claus. Aber ich bin nicht hoffärtig, und darum erlaube ich ihm, mich wieder zu der Kanne einzuladen, zu der ich eben einlud. Ist das Huhn da gut? Ich finde, es sieht so mager aus.

Claus machte Gebärden mit den Zähnen, als ob er etwas Zähes fühle. Sten antwortete:

— Das Huhn war fett genug, will der Geselle was zum Kauen haben?

— Wenn ich ganz sicher sein kann, daß es gut ist, sonst schere ich mich nicht darum, denn lasse ich mich's Geld kosten, so soll es auch was recht Gutes sein.

Sten befahl ein Huhn und neue Kannen und knüpfte das Gespräch wieder an:

— Da wird der Gesell mich wohl der Gilde oder Kompanei empfehlen.

— Ich werde sehen, was ich tun kann, aber mit jenen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Wünscht Euch Glück, daß Ihr Bekanntschaft mit dem Lademeister und Fahnenführer gemacht habt, denn er ist ein mächtiger Herr, obwohl er mit dem Beutel geht, wenn er auf der Wanderung ist.

Herr Sten, der nicht soviel Bier gewohnt war, am allerwenigsten von der einfachen Sorte, die hier verschenkt wurde, fang an sich schläfrig zu fühlen und stand auf, um in die Schlafstube zu gehen. Aber Claus konnte unter keiner Bedingung es über sich gewinnen, seiner Ansicht beizupflichten.

— Nein, bleibt sitzen, mein Lieber, und trinkt einen Becher Wein mit mir; es ist ein solch schöner Abend, und weit zu Bett habt Ihr auch nicht; solltet

Ihr schläfrig werden, so werde ich Euch die Treppe hinauftragen.

Herr Sten konnte unmöglich mehr trinken. Claus war verletzt und fragte, ob er sich weigere, mit dem Lademeister zu trinken. Sten bat zu verzeihen, aber er könnte nicht. Claus meinte, er sei hoffärtig, aber davor solle er sich in acht nehmen, denn so etwas fiele auf ihn zurück. Sten konnte vor Schlaf kaum unterscheiden, was gesagt wurde, und kletterte die Leiter zur Schlafstube hinauf, wo er in der Dämmerung sogleich ein Kissen suchte, auf das er niederfiel, um sofort einzuschlafen.

Er hatte, wie er glaubte, ganze vierundzwanzig Stunden geschlafen, als er etwas Brennendes fühlte, als hätte man Feuerfunken auf sein Gesicht fallen lassen. Er richtete sich auf und hörte, daß die ganze Stube mit dem höllischen Gesang eines eingelassenen Mückenschwarmes erfüllt war. Als er sich etwas ermuntert hatte, konnte er auch Menschenstimmen unterscheiden, und am lautesten unter allen die Baßstimme des Freundes Claus.

— Oh, das ist ein verteufelt flinker Bursche. Alte, alte Bekannte Vater sein und ich. Etwas verwöhnt durch feine Kleider und dergleichen, aber das werden wir ihm schon austreiben! — Gastwirt! Mehr Claret! — Ja, seht, Vater sein hatte eine alte Schuld an mich. Paßte auf, ich! -- Nehmt fürlieb, Küster!

Sten sprang auf und sah durch eine Spalte in der Wand, wie Claus am Schmalende des Tisches saß und das Wort führte, mit dem Gastwirt und jemandem, der Küster sein mußte, als Beisitzern. Der Tisch war mit Krügen und Kannen beladen, und die Gäste schienen nicht gedurstet zu haben.

Der Küster, welcher der Ansicht war, daß der Geselle lange genug gesprochen habe, nahm jetzt das Wort.

— Hör mal, Claus, du sagst, daß er nichts ist, daß er keine Beschäftigung hat und kein Geld besitzt. Weißt du, wie man einen solchen Junker nennt?

— Nein, nein!

— Ja, den nennt man einen Landstreicher? Weißt du, was das Gesetz über lose Landstreicher bestimmt?

— Nein, nein!

— Ja, daß man, wer immer Lust hat, einen solchen Landstreicher beim Kragen nimmt und ihn ins Bezirksloch steckt, siehst du, so sagt das Gesetz. Und das ist recht, unbedingt recht. Gott, siehst du, hat von Anfang an den Menschen zum Arbeiten, Dienste nehmen, Nutzen tun geschaffen . . .

— Oder zum Reichsein, fiel der Gastwirt ein.

— Still, unterbrich mich nicht, Dienste nehmen, Nutzen tun auf die eine oder andere Weise, was es nun sein mag, daß ich so spreche! Pax!

Der Küster unterbrach hastig seine Predigt und ging hinter die Ecke.

— Der Mann hat einen feinen Kopf, sagte der Gastwirt und wies mit den Achseln nach dem Fortgegangenen, der sich sofort wieder zeigte und seinen Platz einnahm.

— Pariere, fuhr er fort, daß es Menschen gibt, die nicht arbeiten wollen; pariere, daß es Leute gibt, die lieber auf Kosten anderer leben wollen . . .

Claus machte verschmitzte Augen und faßte nach dem Knüppel. Aber der Küster fuhr nach einem Schluck fort:

— Da frage ich: was soll man mit solchen Menschen machen? Kann darauf jemand antworten?

Der Gastwirt wollte darauf antworten, aber der Küster schob sein Anerbieten mit seiner linken Hand bei Seite.

— Kann darauf jemand antworten? Nein! müssen wir antworten, denn wir wissen ein Teil und

prophezeien ein Teil. Aber ich antworte so: cur tuus benevolentium! Pax!

Er trank aus und stand auf, um nicht die Wirkung seiner Rede durch eine schlechte Übersetzung zerstören zu müssen.

Herr Sten legte sich wieder und steckte den Kopf unters Kissen. Er glaubte noch vierundzwanzig Stunden geschlafen zu haben, als er davon erwachte, wie ein Fuß auf sehr nachdrückliche Art sein Bett umrührte. Er fuhr auf und sah beim Schein der Morgenröte, die zu einer Luke der Wand hereinfiel, wie der Freund Claus, der sich wahrscheinlich nicht niederzubeugen wagte, auf einem Fuße stand und, sich am Dachbalken haltend, mit dem anderen Fuße im Bette nach dem schlafenden Freunde suchte. Er begleitete dieses Suchen mit einem kurzen und stöhnenden: Du! du! Und wie er Stens schwach beleuchtetes Antlitz zu Gesicht bekam, zog er seinen Fuß zurück und sagte:

— Weißt du, wer du bist, du? Weißt du, daß du ein Landstreicher bist? Weißt du, daß du ins Loch kommst, wenn du nicht eines anderen Brot issest, da du kein eigenes hast? Dann werde ich dir erzählen, daß der Amtmann hinter dir her ist, und wenn du nicht fort bist, ehe die Sonne aufgeht, so bist du im Loch. Verstanden!

Herr Sten verstand, daß es Gefängnis galt; davon hatte er schon einmal vor den vierundzwanzig Stunden sprechen hören. Aber er verstand nicht, daß man nicht seines Wegs fahren dürfe, um sich Arbeit zu suchen; und Claus bot vergebens seine Kraft auf, um ihm zu erklären, daß man Arbeit haben oder auch Besitzer von so und so viel Mark Wert sein müsse. Herr Sten, der sich am meisten vorm Gefängnis fürchtete, ließ sich leicht überreden, sofort sein Pferd aus dem Stall zu holen, und Claus einige

seiner wenigen Goldmünzen zu geben; der versprach mit dem Gastwirt abzurechnen, welch letzter nichts Besseres verlange, denn die Strafe sei nicht geringer für den, der einen losen Mann behaust und beherbergt habe. Sten schüttelte dem guten Schmied die Hand und versprach ihn in Stockholm aufzusuchen.

Und jetzt saß er wieder auf dem Rücken des Pferdes, aus seinem Schlafe gerissen, aus einem zufälligen Heim geworfen, fliehend vor der Aussicht, ins Gefängnis zu kommen, und fest entschlossen, keine Unterkunft zu suchen, bevor er nach der Hauptstadt gekommen sei.

* * *

Zwei Tage später, eines Samstagabends, hielt Herr Sten seinen Klepper hoch oben auf dem Grat des Brunkebergs an, wo der nach der nördlichen Furche des Nordstroms abfiel. Unter sich sah er zum ersten Male die Hauptstadt, den Walplatz selbst, wo die Kämpfe der Großen um Macht ausgekämpft wurden. Auf diesen kleinen Klippenholmen zwischen den beiden Stromfurchen lag, von Türmen und Mauern dicht umzäunt, die Gesellschaft, in die er jetzt Eintritt suchen wollte. Der Kampf zwischen König Karl Knutsson und dem Erzbischof Jöns Bengtsson war jetzt im vollen Gange, aber für Herrn Sten war es gleichgültig, wer Sieger blieb, denn sein Vater war beim König in Ungnade gewesen und mit der Familie des Erzbischofs hatte seine Familie seit altersher in Fehde gelegen. Wie jetzt die Abendsonne ihre wagrechten Strahlen auf die Fahne warf, die über dem Hauptturm des Schlosses, dem „Butterfaß", gehißt war, sah er, wie das Bondesche Wappen, das Boot, sich gegen den Grund des weißen Flaggentuches abzeichnete, und er wußte also, wo das Land lag.

Obgleich wenigstens für den Augenblick Friede geschlossen zu sein schien, wurde doch nicht die Schwierigkeit, zum Stadttor hineinzukommen, verringert. Er würde in jedem Falle genötigt werden, seinen Namen zu nennen und sich aufschreiben zu lassen, vielleicht Rechenschaft abzulegen über den Zweck seines Kommens und zu bekennen, von wo er kam.

Ermüdet wie er war, glaubte er tausend Hindernisse sich erheben und die Mauern unübersteigbar wachsen zu sehen; er war wie ein Belagerer, der sich die beste Art ausdachte, in die Stadt einzudringen, wo er den einzigen Ort zu finden glaubte, in dem er mit dem, was er an Buchkünsten gelernt hatte, sein Brot erwerben konnte.

Wie er dort auf der Höhe in diesen ernsten Betrachtungen sitzt, hört er plötzlich vom Fuße des Berges ein Gemurmel froher Stimmen, das sich mit dem Klang von Trommeln und Pfeifen mischt, und an der Biegung wogt aus dem Clarakloster eine muntere Schar hervor, die bald hinter den grünenden Kohlgärten am Bergesabhang verschwindet, bald wieder hervortaucht. Der Zug kommt näher. An der Spitze reitet ein Jüngling, einen Kranz um die Stirn und einen mit Grün bekleideten Spieß in der Hand; ihm folgen Pfeifer und Trommler mit Stachelbeerlaub an den Mützen, und dahinter eine ganze Schar Verkleideter mit schwarzen Zeugmasken, rotgemalten Holzmasken und den phantastischesten Trachten nach römischen und griechischen Mustern; aber zuletzt reitet verkehrt auf einem Kracken ein Jüngling, der, in einen Pelz gekleidet und mit losem Bart und Haar versehen, den Winter vorstellt. Das war der Zug des Maigrafen, der die Ankunft des Frühlings draußen auf dem Clarafeld begrüßt hatte. Sten faßt die Gelegenheit beim Schopfe und reitet

den Abhang hinunter, schließt sich dem Festzuge an und kommt zum Stadttor herein, ohne angetastet zu werden, obgleich er ein Paar scharfe Augen zu bemerken glaubte, die sich gerade im Torgewölbe auf ihn hefteten. Indessen konnte er es nicht unterlassen darüber nachzudenken, wie die übereilte Schlußfolgedung der Wache, frohe Menschen sind nicht gefährlich, ihm, der so wenig froh war, zu gute kommen konnte; und wie er sicher innerhalb der Tore der beiden Brücken war, wurde ihm leichter ums Herz.

Der Zug hielt auf dem Großmarkte, wo er sich auflöste, um später am Abend im Ratskeller zusammenzutreffen, der eine besondere Erlaubnis bekommen hatte, die ganze Nacht auf zu haben, da man infolge eines späten Frühlings und des Sieges des Königs jetzt das verschobene Maifest feierte.

Herr Sten zog in ein Wirtshaus in der Schwarzmönchstraße, auf dessen Schild Sankt Laurentius gemalt war, und wurde, nachdem man sein Pferd in den Stall gestellt hatte, in die Schlafstube gewiesen. Da er dort nur eine unzählige Menge Betten vorfand, ohne etwas zum Sitzen, und er den Abend für zu schön hielt, um im Zimmer zu bleiben, ging er in die Stadt hinaus, um ein Bad zu nehmen.

Als er wieder auf die Straße kam, wurde ihm zuerst beklommen zu Mute, als er die engen Röhren sah, die Straßen genannt wurden und in welchen bleiche Menschen wanderten, eine widerwärtige Luft einsaugend, und in Schmutz und Küchenabfälle tretend, die man vor die Türen geworfen hatte. Und Leute strömten hin und her, hin und her, und er wunderte sich, daß sie nie ein Ende nahmen oder müde wurden; und die Straße selbst, die mit runden Feldsteinen belegt war, war so schwer zu wandern, und er verstand nicht, warum die Menschen solche Marterwerkzeuge zusammengeschleppt, und warum sie

den Weg steiniger als er war, gemacht hatten. Vom Himmel war nicht mehr als ein hellgrauer Streifen zwischen den Hausreihen zu sehen, und die hohen Treppengiebel erhoben sich wie Jakobsleitern, auf denen die Seele aus den stinkenden dunklen Gräbern vergebens in die Höhe zu klettern suchte. Er fühlte sich verwirrt und benommen; bald wurde er von einem Träger geknufft, bald von einem Pferd getreten, bald stieß er mit dem Kopf gegen ein Fensterbrett; und alle diese Menschen hatten sich auf diesem kleinen Holme zusammengepackt und auf einander gebaut wie Bienen in den Waben, warum? Um einander zu helfen? Das glaubte er nicht!

Als er sich nach der Badestube an der Allmendestraße bei der Östlichen Mauer hingefragt hatte, empfand er ein lebhaftes Verlangen, durch ein Bad sich von allen diesen Eindrücken der Unreinlichkeit zu befreien, die selbst die Luft, die er atmete, auf ihn machte. Im Entkleidungsraum, der gemeinsam war, fand er vor sich eine große Menge Leute aus allen Klassen, denn es war Samstagabend. In der Dämmerung konnte er nicht unterscheiden, wie sie aussahen, aber er schauderte bei dem scharfen Geruch der Ausdünstung zurück, der eine Folge körperlicher Arbeit ist. Er entkleidete sich, nahm einen Schurz um den Leib und ging in die Badestube hinein.

Mitten im Zimmer stand ein ungeheurer gemauerter Herd, in dem ein gewaltiges Feuer flammte; rings herum bis ins Dach hinauf liefen Galerien aus Holz, auf welchen Männer saßen, einige sich gegenseitig mit Ruten peitschend, andere Bier trinkend. Große grobgliederige Frauen mit aufgeschürzten Röcken gossen Eimer mit Wasser auf den geheizten Herd aus, der sofort eine Wolke Dampf von sich gab, in welchen sich die Badenden gleichsam einhüllten, unter lautem Schreien und Lachen. Es war ein Gemisch nackter

Körper, struppiger Bärte, brennender Blicke. Aber welcher Körper! Er glaubte einen Haufen wilder Tiere mit behaarten Brüsten und Gliedern zu sehen, welche der Kleider nicht bedurft hätten; und wenn die, die auf das Bad warteten, vorm Feuer tanzten, wurde er an Abenteuer in den fernen Königreichen erinnert, wo Menschen mit dem Kopf unterm Arm umhergingen und ein Auge in der Stirn hatten. Er konnte es nicht über sich gewinnen, einen von ihnen anzusprechen, aber es waren ja doch Menschen wie er; aber doch waren sie nicht wie er; sie sprachen nicht wie er, sie lachten nicht wie er, und sie waren nicht geschaffen wie er. Diese Bäcker hatten ja Beine, die wie der Buchstabe X gewachsen und deren Füße nach innen gekehrt waren, so daß sich die Zehen begegneten; ihre Gesichter waren durch Nachtwache und Hitze aller Muskeln und allen Fettes beraubt? Opferten sie sich wirklich freiwillig für ihre Mitmenschen, da sie sich zu Krüppeln machten, oder waren sie von der Not dazu gezwungen? Diese Schmiede mit Schulterblättern wie Ränzel, Armen so lang wie Hammerschäfte und mit niedergetretenen, nach außen gedrehten Fußblättern, die sie wechselweise werfen mußten, um vorwärts kommen zu können; diese Schneider mit dünnen Brustkörben, krummen Beinen, die schmal wie Stecken waren, und gebeugten Rücken, waren sie sich bewußt, daß sie durch diese Verstümmelung anderen Gelegenheit gaben schön zu sein? Einen Augenblick wurde sein Schönheitsgefühl erregt, und er wollte gehen, aber er wurde von dem Gedanken zurückgehalten, daß er sich auch bald verstümmeln müsse, um eine Pflicht in dieser Gesellschaft zu erfüllen, in welche er jetzt verurteilt war einzutreten, die Verfehlungen seiner Vorväter entgeltend, als sie ihn dem Schicksal entzogen, das alle zu teilen geboren waren. Aber seine

früheren Bauern, Fischer oder Jäger sahen nicht so aus! Die waren wie die Bäume des Waldes, gerade, wenn auch knochig. Hier im Arbeitsleben der Stadt war ein Fehler begangen worden, aber er konnte nicht sagen, welcher.

Er näherte sich schüchtern einer der Riesinnen und fragte, ob er ein Wasserbad bekommen könne. Das alte Weib betrachtete seine weiße Gesichtshaut und seine kleinen Hände und schob ihn in eine kleinere Stube, wo einige leere Badewannen auf dem Boden standen.

— Das ist ja ein richtig feines Herrenkind, sagte die Alte und betrachtete ihn mit prüfenden Blicken. Er ist sicher an den unrechten Ort gegangen, aber das tut nichts, wenn es nur abgeht.

Und sie legte den Jüngling wie ein Kind in die Badewanne und begann seinen Körper mit einem Pferdehaarwisch zu reiben.

— Ei, sieh, das macht ja Löcher ins Fell. Ja, ja, es ist so verschieden mit Menschen und Menschen; es ist nicht derselbe Schlag! Ein Fuß wie ein Mädchen; sieht man nicht geradezu, wie das Blut in den Adern läuft! Ich bin so sicher, daß diese feinen Leute hier nicht eben solches Blut haben wie wir. Und solche Hände! Rein wie der kleine Sankt Johannes, den sie aus Wachs oben in der Kapelle Unserer Frauen gemacht haben! Die sind nicht dazu geschaffen, mit anzufassen, die!

Als das Bad beendigt war, setzte das alte Weib Herrn Sten auf einen Schemel und trocknete ihn vorsichtig ab, als ob ihr bange wäre, ihm ein Glied zu brechen. Darauf nahm sie einen Kamm und fing an seine blonden Haare zu ordnen, während sie vor sich hin plauderte.

— Nur Seide und Gold! Man könnte aus diesem Haar ein Meßgewand für den Bischof selbst sticken.

Indem kam eine Mücke durch das Fensterloch herein, und setzte sich auf Herrn Stens entblößte Schulter; sie brauchte nicht lange zu suchen, um einen Fleck zu finden, wo sie ihren Stachel hineinsenken konnte, denn die Haut war zartweiß und weich nach dem warmen Bad. Die Alte hielt in ihrer Arbeit inne und nahm beinahe mit Bestürzung wahr, wie der ungeladene Schmarotzer den feinen Herrn zur Ader ließ; sie sah wie der durchsichtige Körper der Mücke sich mit hellrotem Blut füllte, und wie sie wollüstig das Vorderbein hob, gleichsam um ihren Raub festzuhalten. Da faßte die Riesin den kleinen Aderlasser mit den äußersten Enden ihrer Nägel bei den Flügeln und hielt ihn gegen das Licht.

— Was war das? fragte Herr Sten und machte eine Bewegung.

Die Alte war zu sehr von Betrachtungen in Anspruch genommen, um sofort antworten zu können.

— Oh, es war eine Mücke, brachte sie endlich heraus.

— Die adliges Blut in ihre Adern bekommen hat, fiel Herr Sten ein. Nun glaubst du jetzt, Alte, daß sie besser ist als die anderen Mücken?

— Das kann man nicht gut wissen, sagte die Riesin, die noch ihr Opfer untersuchte. Blut ist dicker als Wasser. Und wohl habe ich viele Mücken in meinen Tagen gesehen, aber die hier ist etwas Besonderes. Ich hätte Lust sie leben zu lassen.

— Um zu sehen, wie sie sich gegen die anderen Mücken aufführen würde! Du möchtest sehen, wie sie kleine Junker- und Fräuleinmücken erzeugt, die auf Seide sitzen und sich von anderen ernähren lassen! Nein, du sollst sehen, daß sie ebenso unadelig ist wie alle andern, und daß sie eben solches Blut hat wie du, und daß sie ebenso leicht sterben kann wie die Gesellenmücke draußen.

Er schlug mit seiner Hand auf die Finger der Alten, und da war nur ein hellroter Fleck auf ihrem rechten Zeigefinger zu sehen.

— Nun, war es nicht, wie ich sagte? brach die Alte aus. Das ist ja so hell wie das rote Gold.

— Weil es dünner ist, fiel Herr Sten ein, und darum ist es bald wie reines Wasser, und darum, siehst du, werden die Jarle sterben, aber die Knechte werden leben.

Das Gespräch war zu Ende und Herr Sten stand auf, dankte und ging wieder in die große Badestube hinaus, wo der Lärm jetzt betäubend war, dank Bier und Hitze im Verein. Er eilte an den Badenden vorbei und in den Entkleidungsraum hinaus, wo er mit Mühe sein Zeug unter Bergen von Lederhosen, Blusen und Wämsern wiederfand.

* * *

Auf die Straße hinausgekommen, lenkte er seine Schritte durch das Kaufmannstor nach dem Großmarkt hinauf. Dort sah er das Rathaus erleuchtet; das große Portal, das zum Keller hinabführte, war mit Fichtenzweigen, Waffen und Fahnen bekleidet. Er ging die breite Treppe hinunter, durch den munteren Klang von Geigen, Pfeifen und Trommeln angelockt. Obwohl er es nicht vernünftig finden konnte, daß die Menschen sich unter der Erde versammelten und ergötzten, wo die Erde so groß und schön war, mußte er doch bekennen, daß der Ratskeller einen stattlichen Anblick bot mit seinen gewaltigen Pfeilern, die heute Abend mit Girlanden aus Fichtenzweigen und einem und dem anderen Strauß aus Leberblümchen, Anemonen und Primeln geschmückt waren. Unerhörte Wein- und Bierfässer bildeten drei große Alleen, vom Schankraum ausstrahlend, der mit einem

ungeheueren, auf einer Tonne reitenden Bacchus verziert war. In mit Sand gefüllten Vierteln und Ankern standen junge Fichten und Wacholder, und der Boden war mit gehackten Fichtenreisern bestreut. Auf einem Riesenfaß saßen die Musikanten, und von den gedrückten Kreuzgewölben hingen Faßbänder mit Tranlampen und Wachslichtern herab. Eine unübersehbare Menge von Menschen, teils verkleidet, teils in Feiertagstracht, waren um Tische gruppiert oder wanderten die großen Faßreihen entlang. Die Freude schien allgemein und aufrichtig zu sein, denn sie hatte eine natürliche Veranlassung, die Wiederkehr des Frühlings, und eine weniger natürliche, die dritte Rückkehr des Königs.

Sten wanderte einsam unter den munteren Scharen, ohne die Hoffnung, einen Freund zu treffen. Er fühlte sich durstig nach dem Bade, aber schämte sich etwas zu verlangen, denn er wollte nicht einsam trinken. Wie er so ging, hatte er plötzlich das Gefühl, als sähe ihn jemand an. Er kehrte sich um und wurde einen kleinen gelben, ausgetrockneten, engbrüstigen Mann gewahr, der in Ermangelung eines Tisches sich an einer umgestülpten Tonne niedergelassen und ein Halbes zum Stuhl genommen sowie vor sich eine steinerne Kanne mit Rheinwein und zwei niedrige grüne Gläser hatte. Er war allein und trank nur aus dem einen Glase.

— Will der Junker sich nicht setzen? fragte er mit einer schwachen, zischenden Stimme und fing sofort an zu husten. Ich sehe, der Junker ist allein, das bin ich auch.

Sten sah fragend das leere Glas an, aber der hustende Mann beantwortete die Frage damit, daß er einen freien Anker holte, den er seinem Gast zum Sitzen anbot. Sten dankte, setzte sich und trank.

— Ich huste so fürchterlich, sagte der gelbe

Mann, aber das muß Euch nicht stören. Der Frühling ist für Brustleidende immer schlimm. — Es ist jetzt wieder Frühling, sagte er so schmerzlich wie ein anderer sagt: es ist jetzt wieder Herbst!

— Ihr solltet süße Weine statt saure trinken, antwortete Sten, der etwas sagen mußte.

— Mein Brustleiden ist nicht von der Art! — Und er fügte als Zeugnis einen neuen Hustenanfall hinzu. — Ich bin Schreiber im städtischen Tuchhaus und da holt man sich so etwas. Der Wollstaub legt sich auf die Lungen und man wird in der Stellung nicht älter als sechsunddreißig. — Ich bin jetzt fünfunddreißig, sagte er mit einer schneidenden Fröhlichkeit und leerte sein Glas.

— Daß Ihr dann nicht eine andere Beschäftigung wählt, sagte Herr Sten freundlich und kindlich.

— Wählen? Man wählt nicht, junger Herr. Die Gesellschaft in der Stadt ist ein Gebäude, wo jeder ein eingemauerter Stein ist; rührt er sich, so stürzt das Ganze. Aber die Gesellschaft hat eine Unachtsamkeit begangen, als sie den Menschen in meiner Stellung nicht verbot, sich zu verheiraten; wenn der Vater sich nicht früher als mit dreißig Jahren verheiraten kann und mit sechsunddreißig sterben muß, so müssen die Kinder da unten bleiben.

Er zeigte auf den Boden und fuhr fort:

— Seht Ihr, es liegt in der menschlichen Natur empor zu streben; mit empor meint man nicht arbeiten brauchen. Dahin klettern und kämpfen wir! — Es gibt zwei Arten in die Höhe zu kommen: eine ehrliche und eine unehrliche! Die letzte ist am bequemsten, kann aber mit einem Sturz enden! — Ich bin immer ehrlich gewesen.

Der Trommelschläger hinten auf dem Faßboden schlug jetzt einen Appell, der bedeutete, daß jemand ums Wort bat.

Auf eine verzierte Tonne stieg jetzt eine gewaltige Gestalt, die in eine mit Pelz verbrämte Tunika mit rotem Tuchfutter und eine runde Pelzmütze gekleidet war; eine Tracht, die mehr dem Aussehen als der Wärme diente. Es war der Bürgermeister.

— Jetzt wird ein Toast auf den König ausgebracht, erklärte der Tuchschreiber! Das ist das dritte Mal, daß er den Toast ausbringt, und drei Male hat er den König verflucht und auf den Erzbischof und den dänischen König getrunken! Ein wahrer Bürger, seht Ihr, trinkt immer auf den, der die Macht hat, denn die Macht des Augenblicks schützt immer den Handel, und eine Stadt besteht aus Handelnden und Handelnden; die anderen zählen nicht.

Sten hörte einzelne Worte aus der Rede des Bürgermeisters, während gleichzeitig der Schreiber ihm ins Ohr flüsterte:

— Ein Kaufmann sitzt in einem warmen Zimmer! Er läßt einen Brief an den Verkäufer schreiben und fragt, was es kostet. Darauf läßt er einen Brief an den Käufer schreiben und fragt, was er geben will. Und dann wird gekauft und dann wird verkauft. Das heißt: der eine gewinnt und der andere verliert! Wenn der Käufer und der Verkäufer zusammenkämen und die Sache erledigten, dann wären keine Handelsleute nötig, aber das dürfen sie nicht, denn es gibt etwas, das Privilegien genannt wird! Und die Privilegien kommen von der Macht!

Jubelrufe unterbrachen sowohl die Rede des Bürgermeisters wie das Flüstern des Schreibers, und als diese aufhörten, erhoben alle ihre Gläser und riefen, er lebe! Alle außer dem Schreiber, der aufstand und sein Glas gegen das Faß schleuderte, auf dem der Redner stand.

Ein Aufschrei, als sei plötzlich Feuer ausgebrochen, erhob sich aus der ganzen Schar, und in wenigen

Minuten war der aufrührerische Schreiber auf starken Armen ruckweise nach der Kellertreppe getragen, wo Sten ihn unter Hustenanfällen verschwinden sah, die mit ihrem gellenden Schall durch das Geschrei und die Trommel hindurch drangen, die anzuschlagen man für gut befunden hatte.

Der Bürgermeister bat von neuem ums Wort, aber dieses Mal durch den Stadttrompeter, und verkündigte, daß Stadt und Rat aus dem freudigen Anlaß, daß der König zurückgekommen, Wein zum Besten gäben.

Ein Weinfaß wurde nun herangerollt, auf die Bank gelegt und die Freude war groß. Aber jetzt kam etwas Neues. Aus einem der vielen Seitenräume, die für Hochzeiten und andere Privatfestlichkeiten vermietet wurden, kam ein Brautzug mit Geigenspielern und Fackelträgern an der Spitze und wollte durch die großen Säle zu den Neuvermählten heim wandern. Aber das ging nicht; die Stimmung war zu hoch, als daß man eine solche Gelegenheit vorbeigehen lassen konnte.

— Tanzt der Braut die Krone ab! klang es, und im nächsten Augenblick hatten alle jungen Männer einen Kreis um die Braut gebildet, die sie von ihrem Bräutigam gerissen hatten. Die Braut war eine blühende Zwanzigjährige und der Bräutigam ein halbverwelkter Dreißiger mit derselben kränklichen Blässe wie der Tuchschreiber, an den er auch erinnerte.

Stens Neugierde richtete sich auf den verlassenen Bräutigam und er wußte nicht, warum er ein gewisses Mitleid mit ihm empfand, trotzdem es sein seligster Tag war. Man hatte inzwischen der Braut die Augen verbunden. Sten wurde mit in den Kreis hinein gerissen, und nun tanzte man mit einer schwindelnden Schnelligkeit einige Male herum, und dann stand man still. Die Braut streckte die Arme aus und faßte Sten um den Hals, der errötend auf ein Knie fiel,

ihre Hand küßte und bekränzt in den Kreis hineinging, um mit der Braut zu tanzen, der eine so ungewöhnliche Aufmerksamkeit sehr zu schmeicheln schien. Darauf trat er an den Bräutigam heran, sagte ihm einige der besten Artigkeiten über seine Braut und bat auf sein Wohlergehen trinken zu dürfen. Obwohl es dem ungelegen kam, daß er aufgehalten wurde, konnte er nicht nein sagen und gab sich mit einer kurzen Erklärung als Schreiber im städtischen Tuchhaus zu erkennen. Sten konnte eine Bewegung von Schmerz und Bestürzung nicht zurückhalten, aber hatte nicht Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen, denn jetzt wurde der Bräutigam in den Kreis hineingerissen und mußte mit der Braut tanzen. Sten wurde wunderlich zu Mute und er glaubte den Totentanz von den Wänden der Kapelle zu Hause auf seinem väterlichen Hofe zu sehen. Armer Mann, dachte er, und armes Mädchen!

Aber die Freude war diesen Abend ganz außer allen Grenzen und nun wurden Tische und Bänke fortgeräumt, denn die Brautjungfern sollten auch einen Tanz machen, und man rief den Fackeltanz aus, der bei Hochzeiten gebräuchlich war. Die Mädchen erhielten die Fackeln vom Brautgefolge und mußten die Kavaliere auffordern, indem sie die Fackeln ihnen überreichten.

Sten hatte sich zurückgezogen, um von der Anstrengung auszuruhen, und stand mit dem Rücken an der kalten Wand, mit Wehmut den Bräutigam betrachtend, wie er mit den vom Wein hervorgelockten Herbstsrosen auf den Wangen unruhig um die Braut herumlief, die von einer Schar junger Herren umgeben war. Er fühlte sich wieder so einsam mitten in diesem rasenden Haufen, und all die wechselnden Eindrücke, die er während der letzten vierundzwanzig Stunden erhalten hatte, stiegen wie Schatten

empor, und es wurde dunkel; er fühlte den Boden unter seinen Füßen weichen, und er hörte ein Sausen in den Ohren, als ob er ertränke. Er machte eine äußerste Anstrengung, sich oben zu halten, öffnete die Augen, aber sah zuerst nur eine dunkle, verworrene Menge, die sich bewegte; aber allmählich ordnete sie sich, und ein lichter Punkt entzündete sich auf dem dunkeln Hintergrunde; er erweiterte sich, kam näher, nahm Gestalt an und, wie wenn ein Vorhang schnell von einem Gemälde fortgezogen wird, offenbarte sich als lichte Frauengestalt vor ihm. Sie war lauter Licht; ihre Augen waren wie die der Jungfrau Maria, ihr Haar wie Silber und Gold, ohne daß man sagen konnte, welches von beiden, ihr kleines Gesicht hatte die warme weiße Farbe wie frischgewaschene Wolle; in der einen Hand hielt sie eine Fackel, welche sie Sten reichte, der bewußtlos sie entgegennahm, während er zugleich ihre freie Hand faßte, die sie ihm hinstreckte. Das Ganze war wie ein Gesicht! Als er ihre kleine weiche Hand betrachtete, die so freundlich sich in seine legte, fand er, daß seine Hand so aussah wie die der Riesin in der Badestube.

Der Junker sollte den Tanz anführen. Man machte Platz und nun eröffnete er an ihrer Seite eine Wanderung zwischen den wogenden Massen; bald trennten sie sich einen Augenblick von einander, bald sahen sie sich wieder; bald hatte er seinen Arm um ihre Mitte und drückte sie gegen seine Brust, bald kam ein anderer Kavalier und nahm sie ihm fort, aber wie es auch kam, sie trafen sich immer wieder und er erleuchtete ihren Weg mit seiner hoch erhobenen Fackel. Er wollte etwas Artiges sagen, jedesmal wenn sie sich wieder trafen, aber er konnte nicht ein Wort hervorbringen, sondern verstummte, wenn er ihr in die Augen sah. Er wunderte sich darüber, eine so

weiße Hand und einen so kleinen Fuß zu finden, der unter dem aufgesteckten Rock hervorragte und der sich unter dem wohlgewölbten Rist vollständig durch den dünnen seidenen Schuh abzeichnete, so daß man die kleinen wohlgebildeten Zehen zählen konnte, um welche eine Prinzessin, die auf Rosen gewandert, die bürgerliche Jungfrau hätte beneiden können.

Als der Tanz aufhörte und Sten von seiner Fackel befreit wurde, zögerte seine Dame einen Augenblick, gleich als wolle sie etwas sagen oder Sten bitten zu sprechen. Aber Stens Zunge war gelähmt; doch schnell wie der Blitz und ohne berechnen zu können, was er tat, faßte er sie um den Hals und küßte ihre beiden Wangen, wie man eine Schwester küßt. Da entstand Lärm unter den Hochzeitsleuten, und Sten sah sich von drohenden Händen und flammenden Blicken umringt; aber die übrigen Gäste fanden die beiden jungen Menschen so schön, und Sten sah so unschuldig aus, wie er über seine Kühnheit errötend dastand, daß sie dazwischen traten und Frieden vermittelten.

Die Hochzeitsleute drangen jedoch auf Strafe. Da trat ein frohgelaunter älterer Mann hervor, der als Mitglied des Stadtrats bekannt war, und erklärte, der Sünder solle auf der Stelle bestraft werden, aber infolge der Freiheit, die anläßlich der Bedeutung des Tages eingeräumt sei, drückten die Gesetze ein Auge zu, dagegen sollte die verletzte Jungfrau, die Tochter eines geachteten Arbeiters an der eisernen Wage, Richter in dieser Sache sein, wenn sie nämlich — fügte er scherzhaft hinzu — so schlimm verletzt wäre. Das wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Aber Sten war bestürzt, seine Prinzessin in eine Arbeitertochter verwandelt zu sehen.

Das junge Mädchen war verlegen bis zu Tränen

und konnte kein Wort hervorbringen, als schließlich eine von ihren jungen Freundinnen sich vordrängte und ihr etwas ins Ohr flüsterte. Dieser leise Rat, in der Stunde der Not gegeben, schien die verzagte Richterin wieder froh zu machen, und mit kaum hörbarer Stimme sprach sie das Urteil aus:

— Der Junker soll singen!

— Eine Weise, eine Weise! schrie jetzt beifällig der leichtbewegte Haufen und Herr Sten war verurteilt.

Von starken Armen auf einen Tisch gehoben, erhielt er eine Laute aus Schildpatt, welche einer von den italienischen Malern, die sich damals in der Stadt aufhielten, mitgebracht hatte. Niemand hatte gefragt, ob das Opfer singen konnte, denn man nahm an, daß jeder Junker das gelernt habe!

Sten knipste zuerst einige Akkorde, während er sich von seiner Verlegenheit erholte und die Menge sich wie ein aufgeregtes Meer ihm zu Füßen legte. Was sollte er singen? Dämpfe von Bier, Wein, Fichtenreisern, gemischt mit dem Rauch von Wachs und Tran, erfüllten die Luft und betäubten ihn fast; vor seinem Auge spiegelte sich ein Tumult von roten Gesichtern, Lichtflammen, Gefäßen, Instrumenten, Primeln. Seine Finger spielten über die Saiten, ohne daß sein Ohr finden konnte, was er suchte; es war unten endlich still geworden, aber das vielköpfige Untier, das jetzt so freundlich zu ihm aufsah, konnte im nächsten Augenblick sich rühren, die Geduld verlieren und ihn entzwei reißen. Da trafen seine Blicke die blauen Augen und weißen Backen, die noch die roten Zeichen seiner Küsse trugen, die Laute ertönte und er fühlte Saiten in seiner Brust widertönen. Nach einigen starken Griffen begann er mit schwacher Stimme, die allmählich an Stärke gewann, folgende

Romanze im Geschmack der alten provençalischen Liebessänger herzusagen:

Bei Monts-Noires,
bei Monts-Noires sur Rhône:
Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais de Beaune,
die Burg am Fuß der Alpe baut,
mit Haß und Drohn hinab sie schaut,
daß es den Hütten drunten graut,
dort in dem tiefen Tal.

Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais de Beaune,
er baut die Burg,
er baut sie an der Rhône.
Doch auf der Alpenspitze wohnt
ein Falke, den das Volk geschont;
der Böse ist's, der oben thront,
so heißt's im tiefen Tal.

Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais sur Rhône
er liebt ihn nicht,
er haßt der Hütte Sohn.
Mit dessen Schweiß er füttert Schwein',
aus dessen Mark er preßt sich Wein,
doch brütet überm Schlosse sein
der Böse und sein Falk.

Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais de Beaune!
Hör auf! Hör auf!
Hörst du den Berg nicht drohn?
Der Schnee der Alpenspitzen schmolz,
der Pfiff des Falken schallet stolz
hoch über Kluft und Feld und Holz,
die Burg auch, wo du wohnst.

Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais sur Rhône!
Du weißt! Du weißt,
woher der Donnerton.
Der Falk ist's, der bei seinem Nest
des Eises Brücken brechen läßt;
es stürzt herab, es rollt sich fest —
O, die Lawin' ist da!

Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais de Beaune.
die Burg und er,
die schlafen in der Rhône
Der Sohn geht in der Welt umher,
hat nichts, ist nichts, und wird wohl schwer
jemals noch etwas werden mehr,
wenn er sich nicht verliebt.

Herr Beaujolais,
Herr Beaujolais de Beaune,
er hat gehaßt,
gehaßt der Hütte Sohn.
Der Hütte Tochter doch beschoß
mit Blicken heute seinen Sproß,
daß er den schönsten Kuß genoß,
wofür er sang dies Lied.

Herr Sten wurde vollständig freigesprochen, obwohl die Jungfrauen und die Braut fanden, es müßte mehr Liebe sein, worauf Sten einwandte, die könnte künftighin schon kommen. Aber jetzt trat der gutgelaunte Ratsmann an den Sänger heran, dankte ihm, legte ihm seinen Arm um den Hals und wanderte mit ihm in einen der Seitenräume hinein, wo er ihn auf eine Bank setzte; sich mit gekreuzten Armen vor ihm hinstellend, sagte er mit gespielter Richtermiene:

— Das war das Lied, Junker; jetzt will ich die

Worte haben! Ihr habt einen Kummer, Ihr seid nicht auf der rechten Straße, und Ihr schlicht Euch ohne Paß in die Stadt! Ihr seht, daß man auf seine Leute achtet, und es sind nicht mehr, als gezählt werden können.

Sten war vor Schreck außer sich, aber der gutgelaunte Ratsmann beruhigte ihn, bat ihn sich zu setzen und seine Geschichte zu erzählen, dann würde er sein Freund werden.

Als er einsah, daß die Geschichte unter allen Umständen heraus mußte, wählte er die angenehme Gelegenheit, sie privatim einem freundschaftlich gestimmten Menschen erzählen zu können, dessen freundlicher Sinn vielleicht morgen, wenn der Wein aufgehört hatte zu wirken, verdunstet sein würde. Er erzählte also alles, ohne etwas zu verbergen. Als er geendet hatte, sagte der Ratsmann:

— Ihr sucht also eine Beschäftigung, die für Eure Kräfte und Eure Fähigkeit geeignet ist; Ihr könnt schreiben, gut, die Stadt braucht gerade einen Schreiber, denn eine Stelle wurde heute abend frei.

— Im Tuchhaus? fragte Sten mit einer düsteren Ahnung, daß die Frage eine bejahende Antwort erhalten würde.

— Ebenda!

— Der arme Mann wird also verabschiedet wegen seiner Unvorsichtigkeit?

— Natürlich! Die Stadt ist der Schlüssel des Reiches; die den Schlüsselschrank bewachen, dürfen nicht von Verrätern umgeben sein.

— Die Stelle kann ich nicht annehmen, erklärte Sten, an die Gastfreundschaft denkend, die er von dem Unglücklichen genossen hatte.

— Des einen Tod, des andern Brot! Ihr schämt Euch, Euren Weg über Leichen zu gehen! Was ist unsere Wanderung hier anders als entweder ein

Kampf auf Leben und Tod oder eine Leichenwache, wo man dasitzt und wartet, daß der Tote hinausgegetragen wird? Wie wurde ich Ratsmann? Ja, ich wartete auf das Ableben von sechs Ratsmännern. Wie werde ich Bürgermeister werden? Ja, ich muß auf sein Ableben warten. — Und das kann ein langes Warten werden, fügte er seufzend hinzu. — Was den Verabschiedeten betrifft, so tut es mir herzlich leid um ihn, wie es mich zugleich freut, daß Ihr vom Untergang gerettet werdet.

— Aber er hat Weib und Kind!

— Sehr traurig für sie! Aber wenn der Mann nun einmal auf seine Art die Stelle gekündigt hat, so ist sie frei; wollt Ihr sie nicht antreten, so tut Ihr weder ihm noch Euch selbst einen Dienst. Unter uns gesagt, wir dachten wohl alle ein wenig wie er, aber seht Ihr, das darf man nicht sagen! Ich bin ein alter Mann, Herr, und habe das Leben gesehen. Es ist schief und verkehrt, aber da kann selbst der Satan nicht helfen. Noch ist Eure Sammetjacke weiß, aber morgen ist sie schmutzig; übermorgen ist sie zerrissen, und dann, wißt Ihr, was Ihr dann seid? Nicht Junker länger, sondern Abenteurer, Landstreicher! Hört meinen Rat, junger Mann! Schafft Euch Brot für den Mund, solange der Sammet dauert, und haltet dann die Schnauze! — Beschlaft die Sache und kommt Montag morgen aufs Rathaus. Gute Nacht, und seid verständig!

Sten stand auf und ging wieder in den großen Saal hinaus. Aber da war es für ihn öde und leer, nachdem die Hochzeitsleute verschwunden waren. Müde und vernichtet durch die verschiedenen Gemütsbewegungen des Abends und des ganzen Tages, beschloß er heimzugehen.

Als er in die Herberge und in die Schlafkammer kam, zog er die Sammetjacke aus und besichtigte

sie. Von Wein begossen, vom Staub der Landstraße beschmutzt, unter den Armhöhlen vom Schweiß gebräunt, sah sie recht elend aus. Er legte sich nieder; schlief bei dem Gedanken ein, wo die eiserne Wage sein könnte; träumte von Totentänzen und Tuchschreibern; schlug sich mit Leichen, erwachte, schlief wieder von neuem ein, mit dem Gedanken an die eiserne Wage, an einen zärtlichen Abschied von der weißen Sammetjacke und an den festen Entschluß Brot zu schaffen, zuerst für einen Mund und dann für zwei!

* * *

Der schöne Monat Mai hielt seine Versprechungen nicht; es kam Schnee in die Apfelblüte und die Sonne schien vierzehn Tage nicht. Vierzehn fürchterliche Tage hat Sten, der letzte Sproß des Geschlechts Ulffot zu Wäringe, Hofsta und Löfsala, unten in dem zugigen und ungeheizten Tuchhause am Salzseehafen gestanden. Von früh morgens bis spät abends hat er dagestanden, die Feder in den blaugefrorenen Fingern, und die Namen der Tuchsorten aufgeschrieben, die mit der eröffneten Schiffahrt hereinkamen. Er sieht eigentlich nicht ein, warum sie aufgeschrieben werden sollen und nicht ebensogut Straßensteine, Schneeflocken, Wassertropfen; aber er hat den Rat des Alten befolgt und hält den Mund, sobald er in die Versuchung kommt zu fragen. Der Raum, wo er steht, wird jeden Augenblick von Trägern und Kaufleuten durchwandert, die Schnee und Schmutz hereinbringen und der kalten Luft freien Zutritt lassen. Der eine Tuchballen nach dem anderen wird auf einen ungeheueren Tisch geworfen und erfüllt die Luft mit einem erstickenden Staub. Noch hustet er nicht, aber er fühlt, wie das Atemholen schwerer wird, und es wird nicht leichter,

wenn er sieht, wie die Kälte Löcher in seine weißen Hände gebrannt und sie ganz rot gemacht hat.

Eines Tages ging er zum Barbier und sah sich im Spiegel. Er glaubte einen anderen Menschen zu sehen, als er ein abgemagertes gelbes Gesicht voller Finnen und mit unsauberem Bartboden sah. Seine Füße waren von Schnee und Nässe so verdorben, daß er seine gewöhnlichen Stiefel nicht anziehen konnte, sondern in lappländischen Schuhen gehen mußte. Die weiße Jacke war gegen einen braunen Langrock und das Barett gegen einen Schlapphut vertauscht. Der knappe Gehalt nötigte ihn, seine Mahlzeiten an einfachen Orten zu suchen, wo man nur eingesalzenes Essen bekam, und durch die ungewohnte Nahrung hatte er sich Skorbut zugezogen. Als er sich einmal dem älteren Kameraden gegenüber zu beklagen wagte, nahm ihn dieser vor und sagte, es gebe so manchen, der mehr als Sten arbeite und überhaupt kein Essen bekomme, er selbst habe seit Weihnachten nichts Frisches gegessen. Dieser Kamerad, es war der, der im Ratskeller Hochzeit gehalten, war auf Sten neidisch, weil dieser bei so jungen Jahren eine Beschäftigung erhalten, auf die er selbst zehn Jahre gewartet hatte.

— Manche bekommen alles geschenkt hier im Leben und sind doch nicht zufrieden, pflegte er Sten zu trösten.

Sten beneidete ihn wegen seiner verhältnismäßig guten Gesundheit, seiner gesunden Hände und Füße und des Gleichmutes, mit dem er das Leben hinnahm. Er wieder erklärte, alle Leiden Stens kämen daher, daß er verwöhnt sei und nicht arbeiten gelernt habe, und bei der Erklärung blieb er.

Sten fühlte, daß sein Körper im Kampfe unterlag; der Kamerad sagte, es sei ein Fallen im ehrlichen Kampfe, dessen sich kein Ritter zu schämen brauche. Sten glaubte, daß seine Seele während der mordenden

Arbeit mit dem Ziffernschreiben Schaden nehme, aber der Kamerad sagte, das sei nicht Schuld der Arbeit, sondern Sten habe eine schlechte Erziehung erhalten.

Eine schlechte Erziehung! Er, der zwei Pflegerinnen und eine Gouvernante gehabt, er, der Lehrer in der römischen und griechischen Sprache gehabt hatte und Laute spielen und schöne Verse machen konnte! Das konnte er nicht anerkennen. Aber unglücklich war er, das wußte er.

Jetzt wußte er auch, wo die eiserne Wage war. Aber was half das? Er hatte die Jungfrau bei einer Messe in der Stadtkirche getroffen, aber sie hatte sich vor seinem Aussehen erschrocken, und der Kamerad im Tuchhause hatte dann erzählt, sie finde, Sten sehe so verkommen aus. Der Kamerad hatte auch erzählt, daß der Arbeiter in der eisernen Wage etwas Geld habe, seiner Tochter eine Erziehung gebe und hoffe, sie gut verheiraten zu können; es lohne also nicht, seine Schuhe abzunutzen, fügte er hinzu.

* * *

Eines Tages war es Sten müde, Zahlen zu schreiben, hatte es satt, in dem dunklen Raum zu stehen. Lieber jede körperliche Arbeit als dieses endlose Schreiben, das nie vorwärts kam, nie fertig wurde und nie ein Ende nahm. Er verließ seine Stelle. Es war mitten im heißen Sommer. Er wanderte die Straßen hinauf und die Straßen hinab ohne Ziel und ohne Hoffnung. Gedankenlos betrachtete er Häuser und Schilder, als könnte er da eine Lösung seines Lebensrätsels lesen. Seine Blicke blieben an einem großen Hufeisen haften, das an einer Stange hing; alte Erinnerungen an seinen Klepper und eine Landstraße fingen an in seinem Gehirn aufzutauchen. Da hörte er Hammerschläge auf dem Hofe. Er ging hinein und

sah einen Riesen, der dabei war Hufnägel zu schmieden. Schnell ging es nicht, und der Riese pustete und schwitzte bei jedem Schlag. Sten fand, daß es munter aussah, wie die Funken um den Amboß hüpften, und warm sah es auch aus. Aber der Schmied schien es nicht munter zu finden, denn er unterbrach seine Arbeit, setzte sich auf einen Klotz und sah mit düsteren Blicken zu, wie das Eisen kalt wurde. Darauf, wie von einem bösen Gewissen gejagt, ging er in die Schmiede hinein nach einem roten Eisen, kam wieder heraus, aber schien noch niedergeschlagener zu sein; denn jetzt legte er das Eisen auf den Amboß und setzte sich und betrachtete es, als erwarte er, es werde sich in Hufnägel verwandeln. Dabei drehte er sich um, so daß Sten sein Gesicht sah, und der erkannte Claus. Er ging auf ihn zu und begrüßte ihn als Bekannten. Claus betrachtete ihn zuerst bestürzt; nachdem er gezwungen war, Sten zu erkennen, beobachtete er eine strenge Kälte. Plötzlich erhellte sich jedoch sein Antlitz, als ob ein Gedanke den Tag gesehen habe.

— Hör mal, du, sagte er, bist du noch frei?

Sten war allerdings frei.

— Du sollst bei Sankt Ansgarius Schmied werden! Jetzt sehe ich dir an, daß du zum Schmied geboren bist. Sieh einer an, wie falsch man zuweilen sehen kann. Fäuste hast du gekriegt, seit wir uns zuletzt trafen, und den Handgriff lernt man schon!

— Es ist sicher zu schwer für mich, da ich nicht von Jugend auf damit angefangen habe, wandte Sten ein.

— Schwer? Ach der Taler! Das ist nicht schwerer als irgend etwas anderes! Ja ja, für den nämlich, der Anlage dazu hat! Hör mal, du! Wir wollen gute Freunde werden! Hier wird es recht lustig sein; der Meister sitzt den ganzen Tag im Kruge, und es werden nur du und ich hier sein.

Sten fand das Angebot so gut wie irgend ein anderes, und glaubte eine Stütze an Claus zu haben; darum sagte er ja.

— Dann gehen wir sofort zum Lademeister auf der Gesellenherberge, sagte Claus.

Sten wollte sich erinnern, daß Claus Lademeister sei, aber Claus meinte, er habe das Amt abgegeben, weil er zu viel zu tun gehabt. Sie wanderten also zum Altgesellen, der Claus mit einer so auffallenden Geringschätzung empfing, daß Sten drauf und dran war, ein gut Teil der Ehrerbietung zu verlieren, die er für ihn gehegt hatte. Er war indessen jetzt als Lehrling angenommen, welche neue Würde durch eine Menge Bierkannen auf einem Kruge besiegelt und am Abend von dem betrunkenen Meister bestätigt wurde. In der Nacht lag Sten in der Schmiede.

Am folgenden Morgen, als es Ave Maria im Schwarzmönchkloster läutete, wurde Sten von Claus mittelst eines heftigen Schüttelns geweckt.

— Jetzt machst du Feuer in der Esse und sagst mir, wenn es brennt. Ich nicke noch ein wenig.

Sten blies und trat den Blasebalg eine halbe Stunde, und als es schließlich brannte, weckte er Claus.

— Jetzt legst du das Eisen hinein und sagst mir, wenn es rot wird. Ich möchte noch ein wenig schlummern, sagte Claus und wandte sich gegen die Wand.

Als das Eisen rot wie Blut wurde, ging Sten hin und weckte Claus.

— Jetzt hämmerst du das Eisen aus, so daß es so schmal wie ein Finger wird, während ich mich ermuntere, sagte Claus und gähnte.

Sten ging in die Schmiede hinein, aber nun war das Eisen schwarz. Er trat den Balg und kriegte das Eisen wieder rot. Dann nahm er es mit der Zange

und trug es auf den Amboß hinaus. Aber ehe er den Schlägel gefaßt hatte, war es wieder schwarz. Diese Wanderung wurde wiederholt, bis Sten müde wurde. Dann ging er wieder zu Claus hinein. Dieser schnarchte laut und hatte das Schurzfell über den Kopf gezogen, um nicht vom Tageslicht gestört zu werden. Sten beklagte seine Unfähigkeit. Claus wurde ungeduldig.

— So so, du dummer Teufel, kannst du nicht den Schlägel in die Hand nehmen und die Zange in die andere.

Nein, das vermochte Sten nicht.

— Nun, dann kannst du nach einer Kanne Bier gehen, du Teufel!

Sten schämte sich mit einer zinnernen Kanne auf die Straße zu gehen, als aber Claus in einem Werkzeugkasten nach einem Hammer suchte, machte Sten, daß er hinauskam.

Der Morgen war schön, die Sonne glänzte auf den Hausgiebeln, und Frauen und Jungfrauen wanderten zum Markt. Als Sten mit dem Bier aus dem Krug herauskam und schräg über die Straße wollte, blieb er wie versteinert dicht vor einem Gesicht stehen, das ihn mit Bestürzung und Kummer ansah. Er wollte umkehren, aber das Gedränge hinderte ihn; er wollte die Mütze ziehen, aber seine schwarzen Hände waren von der Bierkanne in Anspruch genommen.

Die Jungfrau setzte ihren Weg fort und Sten eilte weinend auf den Hof des Schmiedes.

— Warum heulst du, du Teufel? sagte Claus, der sich ermuntert hatte und in den Sonnenschein hinausgekommen war, wo er seinen Morgentrunk trank.

Sten antwortete nicht. Claus zog jetzt eine Bohle

heran, die er über den Klotz legte und so nahe an die Hauswand stellte, daß er seine Rückenlehne hatte.

— Jetzt wollen wir arbeiten, sagte er, kreuzte die Arme und machte es sich so bequem wie möglich. Du fängst mit dem Kaltschlagen an, damit du den Griff lernst!

Sten hob den Schlägel. Der war sehr schwer für ihn. Er schlug auf den Amboß, während Claus zählte.

— Eins und zwei — und eins und zwei — und eins und zwei!

— Ja, ja! Da siehst du, wie ein Arbeiter es hat! Eins und zwei — und eins und zwei — und! Das ist was anderes, als auf Eiderdaunen liegen und Kalbsbraten essen! Und zwei — und . . .! Du glaubst, man kann sich daran gewöhnen, die Sonne im Nacken, die Esse im Gesicht und den Rauch in der Nase zu haben! Nein, siehst du, das kann man niemals! — Und was, glaubst du, sagt ein schönes Mädchen, wenn der Schmied mit seinen schwarzen Fäusten kommt und sie um den Leib fassen will? — Laß mich sein, Tölpel, sagt sie. — Heiraten kann man wohl einmal, wenn man ein Stück Geld zusammen hat, aber dann muß man eine häßliche nehmen, die kein anderer haben will! — Und zwei — und eins... Hörst du! Erinnerst du dich, wie du im Gasthaus saßest und Huhn mit Salbei speistest? Und ich hatte einen gesalzenen Strömling im Sack! Er hatte auch ein Pferd, der Teufel, und eine Sammetjacke. Hör mal, wo ist das Pferd jetzt? Was! Vielleicht steht es im Stalle auf Schinderhaus oder wie du jenes Schloß nanntest, in dem dein Vater wohnte. Höre! Erinnerst du dich, daß ich dir einredete, Herr Vulkanis sei Ratsmann beim Kaiser in Rom gewesen? Und das glaubtest du! Hahaha! Nein, du, wer Schmied ist, der ist Schmied! Da hast du's!

Sten wurde müde.

— Bist du faul, du Teufel? fragte Claus.

— Laß es sein, mich Teufel zu nennen, sagte Sten. Ich bin das nicht gewohnt.

— Vielleicht sind seine Gnaden gewohnt, Engel genannt zu werden? höhnte Claus.

Sten war es schon einmal gewohnt, aber er hütete sich, davon zu sprechen. Er schlug wieder seine Schläge.

— Eins und zwei — und eins und zwei — und eins. — Nein, sagte Claus, jetzt können wir das. Schlag jetzt die Eisenstange aus; wird sie kalt, so geht es weniger leicht; aber es geht doch! — Ich muß zu einem Geschäft in die Stadt, und wenn der Alte kommt, so sag, ich hätte Besuch von meinem Schwager auf dem Lande erhalten. Aber hast du die Stange nicht ausgeschlagen, bis ich zurückkomme, so werde ich dir die Hinterbeine zusammenschweißen, daß du einem Hering gleich wirst. Weißt du, wie das ist?

Sten war erschöpft vor Müdigkeit und versicherte, daß er allein nicht mit der Arbeit fertig werden könnte; und er sagte geradezu, er sei nicht hierher gekommen, um Claus' Arbeit zu tun, während er selbst im Kruge säße.

Da wurde Claus wütend.

— Doch, mein Junge! Gerade deshalb bist du hierher gekommen. Gerade deshalb. Siehst du, ich habe fünfunddreißig Jahre gearbeitet, und du hast nichts getan; jetzt bin ich der Edelmann und lasse dich für mich arbeiten. Geht es nicht so in der großen Adelswelt zu?

Claus streckte sich auf der Planke aus und lehnte sich an die Hauswand, die Arme über der Brust gekreuzt, und fuhr fort.

— Ja, du, ich bin ein verteufelter Edelmann, das kannst du mir glauben! Und du sollst sehen, wie gut ich's mir machen werde. Reich werde ich nicht, aber fett will ich werden! Du siehst mißbilligend aus! Kannst meine Ansicht nicht billigen! Verstehst sie nicht! Die Herren haben sie selbst erfunden! Eine höchst vortreffliche Ansicht!

Sten sprach als seine neueste Ansicht aus, daß Claus ein Flegel sei.

— Geh nach dem großen Schlegel, du sollt strafhammern, war Claus' stolze Antwort.

Stens Blut kochte über und er hob die Eisenstange gegen Claus. Im selben Augenblick fühlte er etwas in seinem Körper springen und er fiel bewußtlos zu Boden.

* * *

Als Sten zum Bewußtsein erwachte, lag er in einem Bett auf dem Hospital und war zu einer mehrmonatigen Ruhe verurteilt, denn ein Gefäß war gesprungen und die Genesung war zweifelhaft. In dem großen Saale stand Bett an Bett, und sobald eins leer wurde, war immer jemand da, der darauf wartete, es einnehmen zu können. Hier sah er täglich, wie die körperlich Arbeitenden Unglücksfällen ausgesetzt waren, denen die übrigen Gesellschaftsklassen leichter entgingen. Bald war es ein Zimmermann, der sich in den Fuß gehauen hatte, bald ein Maurer, der vom Gerüst gefallen war. Eines Tages kam eine Brauerin, die sich bei der Würze verbrüht, eines anderen Tages kam ein Kannengießer, der sich die Knie beim Schmelzofen verbrannt hatte.

Niemals hatte er eine Vorstellung gehabt, daß das menschliche Leiden eine solche Ausdehnung haben könnte, und als er sein verflossenes Leben mit dem dieser verglich, fing er an zu ahnen, wie die Legende

von dem reichen Mann entstanden war, der nicht ins Himmelreich kommen konnte.

Hier lag er indessen den ganzen Sommer, ohne Luft oder etwas Grünes zu sehen. Bitter fühlte er, wie die schöne Jahreszeit verging, und er rechnete aus, wie es auf dem Lande aussah und was man jeden Tag tat. Mönchskutten wimmelten im Zimmer, und das Kreuz wurde beinahe jeden Tag an irgend einem Bett erhoben, um den Leidenden zu trösten. Sten hatte oft Gespräche mit den Mönchen, und er konnte nicht anders als ihre Ansicht, die Erde sei ein Jammertal, teilen; und wenn seine Schmerzen groß wurden, empfand er eine Linderung im Betrachten des Gekreuzigten, der sich in Schmerzen am Kreuz wand, und er verstand jetzt, warum der christliche Glaube so viele Anhänger hatte gewinnen können.

Eines Tages, als er am meisten litt, bekam er Besuch von Claus. Dieser hatte ein Gerücht gehört, Sten liege auf den Tod. Er fühlte jetzt ein Bedürfnis, den Kranken zu sehen und zu sprechen und ihm, wenn möglich, einen Trost zu geben. Aber um sich zu stärken, ging er erst in einen Krug hinein, mit dem Ergebnis, daß er in etwas angeheitertem Zustande im Hospital anlangte.

Als er Sten erblickte, der seine weiße Gesichtsfarbe und seine feinen Hände wiedergewonnen hatte, erwachte ein altes Gefühl von Achtung, und er gestand sich selbst, es gebe doch eine bessere und eine schlechtere Sorte Menschen. Er nannte Sten Junker, bat ihn an seine Seele zu denken und seine Sünden zu bereuen; er solle nicht traurig sein, daß er sterben müsse, denn die Schmiedekompanei würde ihn zu Grabe tragen und dann ein Grabbier abhalten, dessengleichen man noch nicht in der Stadt gesehen habe! Darauf brachte er einige feine Winke vor, daß es schade wäre, wenn das Hospital Stens Kleider bekom-

men würde, falls der Junker sterbe, während er gleichzeitig seine Bewunderung über die vortreffliche Wolle des Rockes ausdrückte; er glaube übrigens, daß man alte Hosen ändern könne, und bat Sten, ja nicht zu vergessen nachzusehen, ob etwas in den Taschen stecke. Das Leben sei sehr kümmerlich, und Eltern, die ihre Kinder nicht arbeiten lehrten, seien schlimmer als Mörder, und den Kindern eine Erziehung geben, heiße sie verwöhnen. Sten würde ein guter Schmied geworden sein, wenn er von Kindheit an gelernt hätte, den Schlegel zu führen, und er hätte jetzt mit dem Mädchen von der Eisenwage ins Brautbett gehen können; die habe sich nun mit einem Trabanten des Königs verlobt, aber deswegen solle Sten nicht traurig sein, denn er hätte ja nicht mehr lange zu leben; und Claus würde die Fahne dem Leichenzuge vorantragen, zum Zeichen, daß er dem Junker alles Böse, das er getan, verziehen habe.

Bei diesem letzten Gedanken wurde Claus von edlen Gefühlen so überwältigt, daß er in Weinen ausbrach, wie nur ein betrunkener Mensch weinen kann.

Aber Claus trug die Fahne nie, sowohl aus dem Grunde, weil er nicht Fahnenträger war, wie deshalb, weil Sten sich erholte.

Eines schönen Herbsttages wurde er aus dem Hospital entlassen, mit der Erklärung, daß er nicht mehr krank sei, aber auch nicht mehr so gesund werden könne, daß er arbeiten dürfte. Jetzt fühlte er die ganze furchtbare Wahrheit, die Claus ausgesprochen hatte: die Erziehung hatte ihn der Mittel beraubt, das Leben zu erhalten. Er ging vergebens in dieser bereits geordneten Gesellschaft umher und suchte seinen Platz; es gab keinen Platz für Drohnen in diesem Korb. Nun, dann blieb ihm nur übrig, diesen Korb zu fliehen und einen anderen zu suchen, wo

man die Arbeitsbienen die Drohnen ernähren ließ. Er dachte an die Klosterstiftungen, wo man nicht arbeitete, aber doch sehr gut lebte und seine Zeit zu solch edlen Vergnügungen wie Künsten und Wissenschaften anwenden konnte, und er wunderte sich, daß er sich nicht früher in die Arme der Kirche geworfen hatte.

Mit leichten Schritten wanderte er zum Schwarzmönchskloster an der östlichen Langgasse und klingelte. Die Torluke wurde geöffnet und ein dienender Bruder fragte Sten nach seinem Namen und Anliegen. Er gab seinen Namen an und bat den Prior sprechen zu dürfen: er wolle ins Kloster eintreten. Das Tor öffnete sich und Sten wurde in den Garten gelassen, wo man ihn zu warten bat.

Inzwischen saß der Prior drinnen im Kapitelsaal und ging die Grund- und Rentenbücher mit dem Hofmeister durch; verschiedene Fehlbeträge gaben beunruhigende Zeichen, daß die Klostereinkünfte zurückgingen, und man beriet eben, wie diese wieder zu den höchstmöglichsten aufgetrieben werden könnten, weil das Generalkapitel des Dominikanerordens immerfort Unterstützung zum Kriege gegen die Ungläubigen einforderte, als der Gehilfe des Bruders Torhüter Herrn Sten Ulffots Ankunft, Namen und Anliegen meldete.

— Ulffot zu Wäringe, Hofsta und Löfsala? fragte der Prior sich selbst und machte das Zeichen des Kreuzes. Er kommt, als sei er vom heiligen Dominicus selbst geschickt! Ich kenne Löfsala auswendig, das prächtige Gut; zwölfhundert Morgen offener Boden, ohne Wiese und haubaren Wald, Mühl- und Sägefall und ein göttliches Aalfischen. Laß ihn herein, laß ihn herein um alles in der Welt! Heiße den gnädigen Herrn im Namen des Herrn willkommen!

— Herr Prior, unterbrach ihn der Hofmeister,

wartet einen Augenblick! Löfsala ist freilich schön, aber es ist schade, daß der jetzige Besitzer keine Lust zum geistlichen Stande hat!

— Der jetzige?

— Ja, das Geschlecht Ulffot, nahm der Hofmeister wieder auf, hat alles verlassen müssen, und der letzte soll ein Abenteurer sein, der alles ein wenig versucht, aber nichts vollendet hat und jetzt sehr heruntergekommen ist.

— Was sagst du? Was sagst du? Hm! Ja, was soll man mit solch einem Menschen machen?

— Von dem hat man weder Nutzen noch Ehre, sagte der Hofmeister; Mönche haben wir genug, die unseren Vorrat essen, und hier ist keine Versorgungsanstalt.

— Sehr richtig, sagte der Prior, sehr richtig. Aber wer soll ihm das sagen? Man muß nie jemanden mißvergnügt von sich gehen lassen, ist eine der schönsten und klügsten Regeln von Sankt Dominicus. Will Bruder Franciscus in den Garten hinausgehen und ein wenig mit dem jungen Manne sprechen? Sprecht ein wenig mit ihm, stellt ihm vor, ja, Ihr versteht! Laßt uns fortfahren, Hofmeister!

Der Bruder Franciscus war eine lange Figur von abschreckendem Aussehen und einer mürrischen Laune, der dazu benutzt wurde, solche Bittsteller zu verscheuchen, welche nicht waren, was man unter den arbeitenden Brüdern „eßbare“ zu nennen pflegte, denn der Dominikanerorden war eine mächtige politische Korporation, die in stetem Kampf mit Fürsten um Gewalt und Eigentum lebte, und durchaus keine geistige Stiftung mit Pflanzschulen für den Himmel.

Als Franciscus Stens unbedeutendes Äußere erblickte, glaubte er den Prozeß kurz machen zu können.

— Was sucht Ihr hier im Kloster? fragte er ohne irgend welche Einleitungen.

— Ich suche die Ruhe, welche die Welt nicht verleiht, antwortete Sten.

— Dann seid Ihr falsch gegangen, antwortete Franciscus. Hier ist der Waffensaal der kämpfenden Kirche und hier ist niemals Frieden.

— Nach dem Kampfe wird es Frieden, wagte Sten einzuwenden, aber das reizte den Dominikaner, der eine nutzlose Arbeit gern los sein wollte.

— Sagt, was Ihr sucht und sprecht die Wahrheit! So vielleicht! Ich vermag nicht zu graben, und zu betteln schäme ich mich, darum will ich hierher kommen und essen! Sagt das, so lügt Ihr nicht!

Sten fühlte sich in gewisser Weise getroffen und antwortete ungekünstelt:

— Ihr habt leider recht!

Verwundert über ein unerwartetes Zugeben und von Stens Kindlichkeit angesprochen, führte der Dominikaner Sten tiefer in den Garten hinein und setzte das Gespräch fort:

— Ich kenne Eure Geschichte und verstehe das Rätsel Eures Lebens. Wenn die Natur sich selbst überlassen wird, macht sie Meisterwerk; wenn der Mensch dazu kommt und helfen will, wird es Pfuschwerk. Ihr glaubt, Veredelung sei Entwicklung, es ist nur eine krankhafte Ausbildung. Seht diesen Birnbaum an! Der ist ein Abkömmling von einem Birnbaum in Santa Lucia in Spanien, wo er seit fünfhundert Jahren angebaut ist. Ihr meint, es sei eine vortreffliche Sache, daß er herrliche Früchte hervorbringen kann, die unserer Zunge gut schmecken. Die Natur ist nicht der Meinung, denn sie hat das Fruchtfleisch der Kerne wegen geschaffen, welche die Art fortpflanzen. Seht diese Birne an, wenn ich sie entzwei schneide! Seht Ihr irgend welche Kerne?

Nein! Die Veredelung hat sie fortgebracht! Seht diesen Apfel an, der so prachtvoll in Gold und Rot glänzt! Das ist eine englische Parmäne! Die hat noch Kerne, aber säe ich sie aus, so erhalte ich Holzäpfel! Aber kommt ein strenger Winter ohne Schnee, dann erfriert die Parmäne, aber der Holzapfel erfriert nicht. Darum soll man es bleiben lassen, Menschen zu veredeln, besonders da es immer auf Kosten anderer geschieht. Unser Land und unser hartes Klima passen nicht für soche Fruchtveredelung! Habe ich mich deutlich ausgedrückt? Ich beklage Euch, junger Mann, aber ich kann Euch nicht helfen! Beati possidentes, glücklich die, welche es zu etwas gebracht haben! Eure Eltern haben es einmal zu etwas gebracht, aber sie konnten nicht die Kunst, es zu behalten!

Er ging darauf zu einem gleichgültigen Gesprächston über, während er Sten zur Pforte leitete.

— Es wird zeitig Winter in diesem Jahre, wenn man nach der Vogelbeere urteilen darf!

Darauf zog er die Torkette, verbeugte sich artig und sagte:

— Lebt wohl, mein Herr!

Als die Pforte wieder zuschlug, hatte Sten das Gefühl, daß er für immer von der Gesellschaft ausgeschlossen sei, und er sammelte den kleinen Überrest von Seelen- und Körperkraft, den er noch hatte, um einen Entschluß zu fassen. Aber sein Wille hatte aufgehört und sein Gedanke ebenfalls. Die Dämmerung war gesunken. Er folgte der abschüssigen Gasse bis an den Strand der Salzsee hinunter, ganz als würde er nur von dem Gesetz der Schwere geleitet, das ihn abwärts zog. Seine Füße führten ihn in eine enge Gasse, die ganz dunkel und infolge des Abfalls, der herumlag, von dem fürchterlichsten Gestank erfüllt war. Aber er ging vorwärts, vorwärts, von

einem schwachen Lichtstreifen geführt, der am Ende der Gasse sichtbar war. Er stand vor einem Wassertor, das man angelehnt gelassen hatte, und durch das ein Mondstrahl in die Finsternis drang. Er öffnete das Tor, und offen vor ihm lag die Wasserfläche, vom aufgehenden Mond beleuchtet, der über der Siklainsel stand. Die kleinen Wogen hüpften und spielten draußen in der Mondstraße, und eine leise Brise von der See führte einen frischen Hauch an den Strand. Sten ging über die schmale Schwelle und schlug das Tor hinter sich ins Schloß, ohne eigentlich an das zu denken, was er tat. Im selben Augenblick fingen alle Glocken der Stadt an, Vesper zu läuten, und der Trommelschläger auf der Stadtmauer schlug den Zapfenstreich, um die Menschen aufzufordern, zur Ruhe zu gehen. Sten nahm die Mütze ab, fiel auf die Knie und sprach ein Gebet. Darauf stand er auf, wandte sich mit dem Rücken gegen die See, legte die Arme über die Brust, und den Blick auf die Sterne, ließ er sich zurückfallen, wie wenn man sich zur Ruhe legt.

Der goldglänzende Wasserspiegel öffnete sich wie ein dunkles Grab, das sich sofort wieder schloß, und ein großer Kreis, einer Glorie gleich, erschien auf dem Wasser; er erweiterte sich und bildete mehrere Kreise, die sich verdünnten und erstarben. Bald sah man die kleinen Wellen wieder kommen, und die spielten und hüpften im Mondenschein so munter, als wenn sie niemals erschreckt worden wären.

* * *

EIN UNWILLKOMMENER

Das Kirchvolk war in die Boote gestiegen und hatte aufgehißt. Aus der grünen Bucht unterhalb der Schärenkapelle glitt jetzt die kleine Flotte heraus. Im ersten Boot saßen die Gevatterinnen mit dem Neugetauften.

— Den Jungen Christian zu nennen, war auch ein Einfall, sagte Mutterschwester zu Vaterschwester und steckte dem Jungen das Saugehorn in den Mund.

— Ach, das mag einerlei sein, wie einer heißt; wenn er seinen Namen nach dem dänischen König erhalten hat, so ist es fein genug, sagte Vaterschwester.

— Ja, aber der Arme kriegt ja keinen Namenstag, wenn er keinen Heiligen hat, sagte Mutterschwester.

— Das kann gut sein, denn niemand wird sich danach reißen, ihn zu feiern. Wunschkind war er nicht, und willkommen war er kaum, sagte Vaterschwester.

Im zweiten Boote saßen Vater und Mutter und die beiden erwachsenen Kinder, ein Junge und ein Mädchen von sieben und acht Jahren.

— Dies wäre besser unterblieben, sagte Vater Fischer und gierte mit dem Ruder.

— Ja, sag das hinterher, antwortete Mutter. Es ist nicht des einen Schuld, daß zwei Kinder kriegen! Und die Alte zog die Brasse an, um das Segel in den Wind zu bekommen.

— Versteht sich, sagte Vater.

— Aber du wirst doch gegen den Jungen nett sein, fragte Mutter.

— Muß es wohl, sagte Vater und knuffte den Sohn vom Bootsrand herunter, auf den er hinaufgeklettert war. Haltet euch still im Boot, Kinder, sonst soll euch der Teufel holen!

Im dritten Boote saßen der Geistliche und die Eltern des Alten.

— Fischt es sich gut zur Larsmesse? fragte der Geistliche.

— Oh, es geht, sagte Großvater. Aber der Herr mag wissen, wohin der Fisch jetzt seinen Weg nimmt. In meiner Jugend da kriegte man seinen Winterströmling in zwei Nächten, aber jetzt ist es fraglich, ob man überhaupt einen bekommt.

— Ja, seltsam ist es: ich hatte drei Züge Netze in der Mittwochnacht draußen und bekam nicht eine Flosse, sagte der Geistliche. Es wird schlimm zum Winter für das Volk, und man sollte sich vorsehen, ehe man mehr Münder anschafft, als man stopfen kann.

— Ich sagte es dem Jungen auch, stimmte Großvater ein. Der Hof reicht für eine Brut, aber nicht für zwei! Besser ein Hofbesitzer als zwei Käthner, aber ich glaube nicht, daß er den Hof teilen wird, sondern dieser Letztling muß hinaus und dienen, er wie andere Menschen.

— Das mag ebenso gut sein wie zu Hause hungern, meinte der Geistliche.

Die Julisonne schien heiß auf den Fjärd, der Himmel war blau und der Neugetaufte schrie, ob aus Freude oder Kummer, war nicht zu entscheiden.

Bald waren die Strohdächer der heimatlichen Hütten zwischen den Erlen am Strande zu sehen, und die Boote lagen bald an der Brücke. Die Leute stiegen an Land und wurden mit einer reichlichen Mahlzeit empfangen, die unter den Eichen gedeckt war, und nach welcher der Geistliche Gott für das

Glück dankte, mit dem er dieses Haus gesegnet habe, und die Gäste bat, ihre Becher zu erheben und den neuen Weltbürger in der Gemeinschaft der Gemeinde willkommen zu heißen.

* * *

Christian wuchs zwischen Kälbern und Ferkeln auf, denn seine älteren Geschwister waren zu groß, um mit ihm zu spielen. Er schien mit zwei Eigenschaften geboren zu sein, die ihn niemals verließen; die eine war, immer im Wege zu stehen, die andere, niemals willkommen zu sein.

Wo er auch zum Vorschein kam, hinter einem Busch, in einem Heuhaufen, unter einem Boot, auf einem Boden, in der Hütte, stets hieß es: „Bist du's, abscheulicher Bengel?" Und wo er sich auch befand, und es kam jemand in die Nähe, hieß es: „Immer muß er im Wege stehen."

Den Eltern, die seit acht Jahren des Kindergeschreis entwöhnt und jetzt etwas mehr ins Alter gekommen waren, so daß sie einen guten Schlaf zu würdigen verstanden, fiel es ein wenig schwer, sich mit dem neuen Nachtgeschrei zu versöhnen, und man kam bald dazu, das als einen Fehler zu betrachten, der dem Letztgeborenen eigentümlich war. Großmutter beteuerte vergebens, daß alle Kinder schreien, und daß Hans, der Erstgeborene, wahrlich viel schlimmer geschrien habe, als er klein war. Dessen konnte sich Vater durchaus nicht erinnern; er erinnerte sich nur, daß Hans ein ungewöhnlich treffliches Kind gewesen, das seinen Eltern jederzeit große Freude gemacht habe. Es sei ein so großer Unterschied . . .

Als Christian indessen so viel Verstand hatte, daß er sah, wie er im Wege war, nahm er die Gewohn-

heit an, sich abseits zu halten, so gut er konnte, und wenn er einen Menschen sah, verbarg er sich und sprang in Wald und Feld hinaus und machte Streiche.

Als er etwas älter wurde und seine Kräfte dazu reichten, Nützliches zu schaffen, stellte man Versuche an, ihn zu zähmen, doch vergebens. Er lief vom Vieh fort und ließ es auf die Felder gehen, er setzte die Netze in solche Tiefe, daß man sie nicht wieder bekam, und wenn man nach ihm selbst suchte, war er fort. Das Kind war wie verwildert. Man schlug ihn einmal, auf Anraten des älteren Bruders, aber da blieb er ganze acht Tage fort, und als er dann wieder erschien, war er ebenso dick und stark wie früher; keiner konnte sagen, was er gegessen oder wo er geschlafen hatte.

Aber Christian der wußte es schon! Die geringe Kost, die es gewöhnlich zu Hause gab, bestand meist aus gesalzenem Fisch, Rüben und Brot. Christian, der sich sehr oft mit dem begnügen mußte, was vom Tische fiel oder was übrig blieb, fühlte bald ein starkes Bedürfnis nach kräftigerer Nahrung, besonders während der Jahre, als er aufwuchs und die Mannbarkeit einzutreten begann. Er war hungrig den ganzen Tag und er ging in den Wald und auf den Strand, um sich Nahrung zu suchen. Fische lockten ihn nicht, denn er kaute sich nur müde, und sie hatten keine Kraft in sich. Er suchte warmblütige Tiere, und als er einige Vogeljunge zu fassen bekam, aß er sie roh auf. Da fühlte er, wie seine Kräfte wuchsen und wie das Blut eine berauschende Wärme im ganzen Körper verbreitete. Dieselbe Wirkung hatten Eier, die er rücksichtslos aus den Nestern der Seevögel nahm, welche am Strande bauten. Auf solche Weise verschaffte er sich eine Kost, die viel besser und kräftiger war, als Eltern und Geschwister Zeit und

Mittel hatten, sich zu verschaffen. Und er wuchs und ward stark, doch zum Arbeiten konnte er sich nicht entschließen. Mit seinem Boot, das er selbst zusammengeschlagen hatte, fuhr er in den Schären umher und jagte und nahm Eier aus. Die Eltern, welche seine Gegenwart nicht gerade entbehrten, wurden bald daran gewöhnt, Christian als ausgeflogen aus dem Nest zu betrachten.

Eines schönen Frühlingstages, als die Eidergänse über die äußeren Schären zogen, segelte Christian mit seinem Bogen und seinen Schlingen hinaus, mehr des Vergnügens oder Zeitvertreibes als des Nutzens halber, denn er tötete nie mehr Wild, als er im Augenblick verzehren konnte. Er landete mit seinem Boot an einer dieser Kobben, welche die letzte Wehr gegen das offene Meer bilden, und auf denen nur Seevögel und Fischer eine Zufluchtstätte suchen während der Zeit, da das Meer offen geht.

Die Kobbe war unbewohnt, doch die Dorfschaft hatte zusammen eine Schärenbude aufgeführt, die während der Fischzeit zum Nachtlager bestimmt war und auch als Herberge von Reisenden und Gestrandeten benutzt wurde. Sie bestand aus einem einzigen Giebelraum mit Erdboden und abgeschieferten Wänden, an denen Bettgestelle in Fächern aufgezimmert waren, das eine Fach über dem anderen, und in diesen dienten einige Schaffelle als Bettzeug. Einige Steine auf dem Boden deuteten an, wo man Feuer machen konnte, und Stahl und Feuerstein hatten ihren üblichen von allen gekannten Platz zwischen den Balken über der Tür. Die Tür war stets geschlossen, aber war nicht schwerer zu öffnen, als es mit einer gekrümmten Holzpinne geschehen konnte, und jeder hatte das Recht, sich hinein zu begeben, wenn er sie nur beim Fortgehen hinter sich schloß und das Feuerzeug an seinen Platz legte; wollte er

sich artig oder dankbar erweisen, so trug er einen Arm voll Gras oder Wachholderreisig hinein auf die Feuerstelle, denn einen Baum gab es nicht auf der Schäre.

In diesen Herbergen suchte Christian meistens seine Nachtlager, und da richtete er seine einfachen Mahlzeiten an. Er kannte viele Meilen weit jede einzige Bude und er wußte, wo man auf den besten Schaffellen lag, und schlief meist verschont von Flöhen, welche sonst sehr zahlreich in dieser Art Betten waren.

Indessen, der Frühlingsabend war herrlich, das Meer lag blau und ruhig da. Christian, der gelernt hatte dem Meere nicht zu trauen, zog sein kleines Boot hinauf und versteckte es hinter einigen großen Steinen. Er hatte viel gerudert und war in den Strandklippen umher geklettert, so daß er müde war, weshalb er sofort in die Bude hineinging und sich in das oberste Fach legte, um zu schlafen. Er lag so eine Weile und dachte hin und her, über den verbrachten Tag, über sein Leben, dessen Zweck und was diesem Leben folgen würde. Er hatte die Dachluke aufgehoben und sah den stahlgrauen Himmel über sich, sah den einen und anderen Stern, der in dem verweilenden Sonnenlicht verblaßte. Seine religiösen Begriffe waren nicht entwickelt worden, weder von Eltern noch Geistlichen oder Lehrern, und er war nicht konfirmiert, doch er wußte aus Erfahrung, daß es hinter den Ereignissen des Lebens und der Natur leitende Mächte gibt, von denen man keine nähere Kenntnis besitzt. Was den Zweck seines Daseins betraf, so hatte er zu keiner Erklärung gelangen können. Mit dem Geschenk des Lebens hatte er den Trieb bekommen, das Leben zu erhalten. Er befolgte diesen Trieb. Was weiter? Er aß, um arbeiten zu können, und er arbeitete, um etwas zu essen zu kriegen.

Ja, aber in den Zwischenstunden dachte er, oder richtiger, er wunderte sich. Er wunderte sich, ob nicht diese seine Gedanken gerade jener höhere Zweck des Lebens wären; er erinnerte sich, daß seine Mutter davon gesprochen hatte, daß die Erde ein Jammertal sei, durch das wir wandern müßten, um besser zu werden, und dadurch würdig des Himmelreiches. Er fand sich bei näherem Nachsinnen weder besser noch schlimmer, von dem einen Tage zum anderen, und verstand nicht, wie er es werden sollte. Vielleicht war er eine Ausnahme? Möglich! Alle anderen legten dem Könige des Landes Eid ab, alle anderen bezahlten Steuern, gingen in die Kirche, gaben den Zehnten ihrer Einkünfte an die Geistlichen, bezahlten die Pacht, schaufelten einander Schnee von den Wegen, kauften und verkauften, luden einander vor Gericht, aber nichts konnten sie tun, ohne Erlaubnis zu begehren und zu bezahlen. Sie begehrten Erlaubnis, sich verheiraten zu dürfen, aufgenommen zu werden in die Gemeinde, in der sie geboren waren, in die Erde gegraben zu werden. Und stets mußte es bezahlt werden: sie bezahlten den König dafür, daß er sie regierte, sie bezahlten den Richter dafür, daß er sie richtete, den Geistlichen, daß er sie erlöste, und den Büttel, daß er sie hängte; sie bezahlten in der Stadt dafür, daß die Stadt ihre Fische kaufte, und sie bezahlten die Brücken der Stadt, welche die Stadt haben mußte, um eine Stadt sein zu können. Christian, der nichts von all diesem tat, war also eine Ausnahme, und er entging wohl all diesem Bezahlen, weil er nichts besaß. Darin bestand also der Unterschied zwischen ihm und ihnen: er besaß nichts! Früher in der Welt, hatte er gehört, fuhren die, welche nichts besaßen, aufs Meer hinaus und nahmen von denen, welche etwas besaßen. Das war jetzt nicht mehr erlaubt, und das war recht, denn Christian

konnte es nicht für erlaubt finden, daß jemand kam und ihm sein Boot oder seine Axt nahm.

Während diese halbreifen Gedanken kamen und gingen in dem Halbrausch, der in einem ermüdeten Gehirne herrscht, überfiel ihn der Schlaf. Nach Verlauf einiger Stunden erwachte er mit einem erstickenden Gefühl in der Brust und einem schrecklichen Brennen in den Augen. Er richtete sich im Bett auf und sah, daß man unten am Boden Feuer gemacht hatte. Am Feuer saßen zwei Männer, der eine in die halbbarbarische Tracht der Bewohner von Dagö gekleidet, der andere in das Alltagskleid der schwedischen Fischer. Sie saßen am Boden und wandten einige Heringe vor dem Feuer. Christian, der keine Lust hatte sich zu rühren, da er nicht die Gemütsart der Fremden kannte, schützte sich vor dem Rauch, so gut er konnte, indem er so weit wie möglich unterkroch; daß er dabei hörte, was die beiden Fremden sprachen, rechnete er sich nicht zur Last, sondern, wie wir sehen werden, machte es sich im Gegenteil zu Nutzen.

— Es ist ein dummes Volk, dieser Schwede, sagte der Dagöer, der infolge seiner überlegenen Körperstärke das Recht zu haben glaubte zu sagen, was er dachte.

— Oh, du darfst nicht schlecht vom Schweden sprechen, antwortete der Andere, der bei solch einem nächtlichen Selbander keine unhöflichere Form des Widerspruches wagte.

— Kann man sich nur so wenig unternehmungslustige Leute denken wie diese Fischer! Wenn sie verständen, was die Daunen der Eidergans unten im tiefen Rußland wert sind, würden sie viel Geld machen können.

— Ja, siehst du, der Schwede glaubt, es sei

Sünde, dem Vogel die Daune wegzunehmen, die er für die Eier braucht.

— Ja, das ist ja eben seine Dummheit! Denn nimmt er sie nicht, so nimmt der Ausländer sie, wie alles andere.

— Nein, das ist keine Dummheit, es ist Artigkeit, an die Nachkommen zu denken, die auch von dem Vogel ihren Nutzen haben sollen; der würde ja verschwinden, wenn man ihn beunruhigte, erwiderte der Landsmann der Vögel.

— Es ist nicht wahr, daß er verschwinden würde, doch kommt der Ausländer, so nimmt er sowohl Eier wie Daunen!

— Das mag er tun, wenn er kein Gewissen hat; der Schwede bleibt lieber arm, als daß er sich so schlecht beträgt.

— Das eben ist ja das Dumme! Aber nun zu einer anderen Sache: warum jagt ihr nicht Hermelin und Eichhörnchen hier draußen, wie man oben im Lande tut?

— Weil man mit dem Fischen genug zu tun hat, und lieber das Sichere nimmt als das Unsichere.

— Das ist recht; aber ich würde lieber einen sicheren Pfennig für Felle und Daunen nehmen als einen unsicheren aus der See; hätte ich nicht anderes vor, so würde es nicht lange dauern, bis ich sowohl meinen Fisch kaufen könnte wie ein Stück Erde, um darauf zu bauen.

Der Schwede ließ das Gespräch fallen und teilte die Kost mit dem Esthen, der wegen Windstille vor der Schäre geankert hatte.

Bei Sonnenaufgang, als es auffrischte, verließen die beiden Fremden die Schärenbude, nicht ahnend, welchen Samen sie in Christians unbebautes Gehirn geworfen hatten.

Als dieser den Laut von den Schritten der Fortgehenden verschwinden hörte, sprang er auf und ging hinaus. Die aufgehende Sonne beleuchtete das offene Meer, das von der Morgenbrise leicht gekraust wurde und über dessen Fläche Möwen und Seeschwalben kreisten. Für Christian war diese Szene nicht neu, doch heute schien die Sonne freudiger zu leuchten und der Gesichtskreis war weiter; sein Auge, das über die Wasserfläche geschwebt hatte, ohne ein Ziel hinter dem blauen Rande zu finden, der sie wie ein Schlagbaum begrenzte, glaubte in den Morgenwolken ein fernes Land zu sehen, wo der Befreier wohnte, der kommen würde, um ihn den anderen Menschen gleich zu machen; er würde aufhören im Wege zu sein, er würde willkommen geheißen werden, unter eigenem Dache ruhen, vielleicht einen kleinen Teil dieser Erde besitzen, wo er wie ein Hund auf fremdem Jagdgrunde gejagt wurde. Die Hoffnung erwachte in seiner Seele, und als er des Esthen Kogg die Segel hissen und auf die goldene Straße zu halten sah, welche die Sonne auf die blanken Wogen malte, sah er sich selbst am Ruder stehen und mit der kostbaren Last dem fernen Lande zusteuern, das hinter dem blauen Strich lag, und jetzt faßte er den Entschluß, ein Leben zu beginnen.

* * *

Weit draußen im Fjällongsfjärd, fast am offenen Meere, liegt eine Kobbe, die Trollhättorna oder die Mützen der Kobolde genannt wird. Sie besteht aus einem runden Berggipfel, der in vier Scheiben geborsten ist; diese haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Mützen, die nach den Märchen die Kobolde benutzen sollen. Zwischen ihnen sind tiefe Risse, in denen Grilllumme zu bauen pflegen, da sie dort

vollständig vor Regen und Wind geschützt sind. Christian war es nach verschiedenen Kämpfen mit den furchtlosen Einwohnern geglückt, in unangefochtenen Besitz des Risses zu kommen, der dem Lande zu lag und in den nie der Meereswind kam. Hier hatte er sich seinen Stapelplatz für die gesammelten Schätze gemacht, indem er zwischen den Klippenwänden ein Dach aus Seehundsfell gespannt hatte, das die Feuchtigkeit nicht durchdringen konnte und daß er dann und wann mit Tran beschmierte.

Zwei Jahre sammelte er, und er benutzte dabei alle seine von der Kindheit an erworbenen Fähigkeiten. Er konnte die Stimmen aller Tiere nachahmen: er konnte pfeifen wie das Wiesel, schnalzen wie das Eichhörnchen und brummen wie die Eider. Er verstand es sich der Eiderhenne zu nähern, wenn sie auf ihrem Tangnest am offenen Strande saß, und er konnte sie so ansehen, daß sie sich ruhig von ihm über den Rücken streichen ließ, während er die Daune schatzte. Niemals nahm er von ihren sechs Eiern mehr als eins, und wenn die Jungen ausgebrütet waren, ließ er sie in Ruhe. Er legte dem Hermelin Schlingen und schoß es bisweilen mit seinen stumpfen Pfeilen, damit das Fell nicht beschädigt würde. Die Eichhörnchen konnte er, hinter einem Eichenstamm versteckt, abpassen und so nahe heranlocken, daß er sie mit den Händen griff; im Winter zupfte er sie mit einem Weidenzweige aus ihren Nestern heraus und bekam dann ihren ganzen Vorrat von ausgesuchten Haselnüssen dazu. Seine Sinne waren so geübt, daß er auf eine ganze Seemeile hören konnte, was für ein Vogel kam, und er konnte auf unglaubliche Strecken in der Dämmerung eine schwarze Samtente und einen Kolbentaucher unterscheiden. Unter seinen schlimmsten Nebenbuhlern, den Krähen, welche die Eider auftrieben, um ihre Eier zu verschlingen,

richtete er große Niederlagen an; mit den abgezogenen Körpern der Hermeline und Eichhörnchen legte er nämlich Aasplätze, wo er ganze Schwärme dieser ungebetenen Plünderer niederschoß.

Mit solchen Fertigkeiten und so vollständig ungestört, konnte er in zwei Jahren einen Vorrat in seiner Grotte aufsammeln, den er für hinreichend ansah, um ihn nach dem fremden Lande zu bringen, wo die Sonne aufging und wo man seine Schätze zu würdigen wußte. Jetzt begann wieder der Frühling zu nahen, und der Gedanke, wie er sich ein Fahrzeug verschaffen sollte, hinreichend groß und seetüchtig genug, begann ihn zu beunruhigen.

Er wußte, daß man mit einem großen Netzboote, das zum Strömlingsfischen benutzt wurde, sehr wohl aufs offene Meer hinaus fahren konnte, und daß es nicht mehr als zwei Tagereisen bis zu dem Lande auf der anderen Seite war; doch ein solches zu bauen und die teueren Segel anzuschaffen, dazu sah er wenig Aussicht; sich eins auf unrechten Wegen zu verschaffen, verbot ihm sein angeborener Instinkt, der nicht billigen würde, wenn jemand käme und ihm fortnähme, was er mit seiner Arbeit erworben hatte.

Es ging und ging gegen den Vorsommer und seine Unruhe steigerte sich. Er saß eines Nachmittags oben auf Trollhättornas höchster Spitze und sah aufs Meer hinaus, wo ein Segel auftauchte und ein Segel verschwand; ein rotbraunes Eiderhuhn kam mit seinen Jungen hinter sich daher geschwommen, die Wasservögel flogen dicht um seine Ohren, die Möwen riefen gack, gack, und der Taucher rief kvar, kvar! Christian fühlte sich als der Bergkönig, wie er da auf seiner Schatzkammer im Berge saß, aber zu gleicher Zeit wie von Berggeistern verzaubert, da er keine Möglichkeit sah, fort zu kommen.

Da hörte er hinter sich Riemenschläge in der See und sah ein Boot mit vier Mann gerade auf die Schäre, wo er saß, zugerudert kommen. Es kam näher und näher, und er erkannte seinen Vater und seinen Bruder, aber die anderen beiden kannte er nicht.

— Komm herunter, du Seeräuber! rief der eine von den Unbekannten Christian an.

Christian blieb oben.

— Gehorche, wenn der Befehlshaber des Königs dich ruft, sagte der Vater.

Hoch oben auf der Schäre stand eine Steinbake, die Fischer als Zeichen zusammengelegt hatten. Christian war bereit sich zu verteidigen.

— Ich bin kein Seeräuber, sagte er.

— Aha, du antwortest dem Befehlshaber des Königs, sagte der Vater. Hüte dich und mache uns nicht alle unglücklich!

— Ich mache keinen unglücklich, sagte Christian, aber ich verteidige mich, wenn ich sehe, daß man mir Böses tun will. Was wollt ihr von mir?

— Du hast hier ein Versteck für Güter, die du friedlichen Kaufleuten geraubt hast, sagte der Befehlshaber. Wir haben alles gesehen!.

— Ich habe keinem etwas geraubt, sagte Christian; alles was im Berge liegt, habe ich mit Fleiß und Arbeit ehrlich erworben.

— Nein, hörst du; willst du uns einreden, daß man so viele hundert Felle und so viel Daunen hier draußen in den armen Schären sammelt! Und du bist dumm genug zu verlangen, wir sollen das glauben. Komm herunter, zum letzten Male, oder du wirst unglücklich!.

Man stürmte die Klippe, aber da ließ Christian die Steinblöcke fliegen, die über die Köpfe der Angreifenden hüpften, Splitter aus dem Berge schlugen und in die See plumpsten, doch ohne jemanden zu treffen.

— Unglückskind, schrie der Vater, du bist zu meinem Verderben geboren!

— Wer gebar mich? antwortete Christian und warf den letzten Block.

Jetzt öffnete sich für die Belagernden die Aussicht auf Sieg, und bald fühlte Christian, wie ein Seil sich um seine Beine schlang; er warf sich zu Boden und suchte es durchzubeißen, aber da hatte er es auch um den Hals und war bald zusammengezwirnt wie ein Knäuel, den Abhang hinunter gerollt und auf den Boden des Bootes gelegt.

— Tut ihm nicht unnütz weh, sagte der Vater, ich bürge ja für ihn.

Darauf begann er in einem verhältnismäßig freundlichen Tone Christian vorzustellen, wie schlecht er gegen seine Eltern gehandelt, die ihn erzeugt, ihn gekleidet hätten und gut gegen ihn gewesen seien; welchen Kummer und welche Schande sie nun von ihm als Dank ernteten, da ihr Name in der Gegend herumkommen und entehrt werden würde; er beschwor ihn bei Christi Kreuz und allen Heiligen, er solle bekennen, da die Sache dadurch zur Hälfte verziehen wäre und mit Buße gesühnt werden könne. Er wies auf seine grauen Haare und bat Christian, nicht Unehre über sie zu bringen; er bat ihn, an seinen Bruder zu denken, der bald des Vaters Stelle in der Gemeinde einnehmen und der Familie Ansehen und Fortbestand aufrecht erhalten würde; er schloß damit, dies von Christian zu fordern, und erklärte, der Mensch dürfe nicht für sich selbst leben, sondern müsse auch für andere leben. Die Gemeinde sei auf Familien gebaut, und wenn die Familien nicht zusammenhielten, so fiele die Gemeinde. Christian solle deshalb sein Verbrechen bekennen.

Christian hatte kein Verbrechen begangen und konnte also die Gemeinde nicht retten. Des Vaters

ungewöhnliche Milde rührte ihn, und er wünschte einen Augenblick das Verbrechen begangen zu haben.

Die Unterhandlungen schlossen damit, daß das Boot an der heimatlichen Brücke anlegte. Christian wurde nach der Tenne hinaufgeführt, wo man ihn einschloß. Die anderen gingen nach der Hütte hinauf, wo sie Abendbrot aßen und überlegten. Als Christian auf dem Boden der Tenne in seinen Gedanken lag, öffnete sich die Tür und die Mutter trat ein.

— Sohn, sagte sie, denke an deine alte Mutter und sage die Wahrheit!

— Mutter will also lieber einen Dieb zum Sohn haben als einen ehrlichen Jungen?

— Ich will, du sollst bekennen, dann wird dein Vater Buße für dein Verbrechen erlegen und die Schande weicht von unserem Haus!

— Das ist wunderbar, sagte Christian, dessen Gehirn nicht folgen konnte. Wenn ich mich zu einem Verbrecher mache, dann kann das Verbrechen gesühnt werden, aber wenn ich fortfahre ehrlich zu sein — wie war es? — dann kann das Verbrechen nicht gesühnt werden. Welches Verbrechen? Das nicht begangen ist. Denn ich habe nicht geraubt, ich bin nur auf allgemeinen Grund und Boden gegangen und habe während langer Zeiten gesammelt, und das durfte ich doch.

Davon sei jetzt nicht die Rede; es handle sich nur darum, daß Christian bekenne, da der Befehlshaber des Königs es fordere.

Die Mutter ging kummervoll. Die Schwester kam. Christian würde sie nicht auch ins Unglück stürzen. Komme nämlich Schande über die Familie, so könne ihr Peter sie nicht nehmen. Christian brauche nur ja zu sagen, so sei er frei und der Vater erlege die Buße. — Aber Christian könne doch nicht ja sagen,

wenn er nein sagen müsse. — Warum könne Christian das nicht, wenn er damit so viele Menschen glücklich mache. — Oh, wolle denn die Schwester, daß er lügen solle? — Warum sollte er das nicht, wenn es so wäre? — Oh, da würde er ja sich selbst verachten, dann wolle er nicht mehr leben. — Ja, aber wenn Vater und Mutter und Bruder und Schwester glücklich würden; wolle Christian nicht, daß sie glücklich würden? Nein, er müsse es nicht wollen! — Doch, das wolle Christian gewiß, aber lügen? — Das täten alle Menschen ein wenig, und Christian brauche sich nicht besser zu machen. — Alle Menschen lögen! Das hätte Christian niemals geglaubt und er hätte niemals gelogen. — Nun ja, das komme daher, daß er nie hätte lügen brauchen! — Nein, das sei schauerlich! Wie könnten die Menschen zusammenleben, wenn sie nicht die Wahrheit sprechen! — Das könne die Schwester nicht erklären, aber nun gehe sie ihrer Wege und wolle niemals einen Bruder sehen, der sie so unglücklich mache.

Christian fühlte sich ganz erschüttert von so viel Aufmerksamkeit gegen seine Person; er war es nicht gewohnt, daß man sich mit ihm beschäftigte, und diese intime Berührung seiner Seele hatte seine gewöhnliche gleichgültige Gemütsverfassung verrückt. Diese Menschen baten, flehten ihn um einen Dienst; er konnte sie stürzen mit einem Wort; er war also eine wichtige und bedeutende Person. Dies gab ihm Selbstgefühl, und er wurde von der Lust erfaßt, die Wirkungen seines Auftretens als Beschützer dieser Menschen zu sehen. Ja zu sagen statt nein? Was bedeutete es wohl, wenn alle Menschen die kleinen Worte nach vorkommendem Bedarf zu wechseln pflegten. Er würde es vielleicht besser gehabt haben, wenn er es früher getan hätte. Sein Entschluß war gefaßt.

Der Vater kam herein. Fragte, ob es möglich sei, daß ein Mensch solche Vorräte sammeln könne. — Ja, wenn er nichts anderes tue und fleißig sei! — Vater könne das niemals glauben! Habe nie so etwas gesehen, könne es deshalb nie glauben! — Christian beteuerte. — Vater bat ihn zu bekennen, daß er geraubt habe. — Christian sagte: ja! — Vater fragte mit dem Messer in der Hand, ob er auch vor dem Befehlshaber bekennen wolle. — Christian gelobte es heilig. Der Vater schnitt das Seil ab, und sie gingen zusammen in die Hütte hinein. Da saß der Befehlshaber und aß in schönster Ruhe Grütze.

— Hat er bekannt? fragte der und ließ den Löffel ruhen.

— Er hat bekannt, sagte der Vater, zur großen Freude der anwesenden Angehörigen. Doch der Befehlshaber schien sich verrechnet zu haben, denn er war nicht erfreut.

— Nun, du, nahm er wieder auf, wie stelltest du es an? Es würde mich gelüsten, das zu hören!

Christian, den es ebenso gelüstete zu hören, wie ein einzelner Mann es anstellt, wenn er ein Fahrzeug plündert, stand zuerst ohne Antwort da, doch als er nachzudenken begann, wie er sich unter den fraglichen Umständen verhalten hätte, kam seine Einbildungskraft ihm zu Hilfe, zur selben Zeit wie sein Gedanke erwachte. Er ging zum Axtgestell nach der Tür, nahm den größten Bohrer, den er sehen konnte. Darauf nahm er den großen Schafpelz des Vaters herab, warf ihn aufs Bett und begann, nachdem er seinen Platz mitten im Zimmer eingenommen hatte:

— Dort liegt die Kogg vor Anker. (Er zeigte aufs Bett.) Und da liegt der Schiffer und schläft. (Er zeigte auf den Pelz.)

— Warte, laß mich nachdenken, unterbrach der Befehlshaber, der mit den Gedanken langsam war.

Doch Christian ging weiter:

— Hier stehe ich am Strande und sehe auf die Schute. Dann denke ich etwa so: da liegt eine Schute und hier stehe ich. Wahrscheinlich findet sich etwas auf dem Boden dieser Schute. –

Christian, der nicht gewohnt war zu lügen, blieb stecken, denn sein erwachender Gedanke an Flucht und Freiheit drängte sich ihm auf. Glücklicherweise brauchte der Befehlshaber diese Pause, um seine Vorstellungen zu ordnen.

— Laß mich jetzt sehen, sagte der. Da liegt der Schiffer und da liegt der Bohrer! Was hattest du mit dem Bohrer zu tun?

Das wußte Christian wohl, aber das war bis auf weiteres sein Geheimnis.

— Ich warf mich in die See, der Tang drehte sich um die Beine, ich reiße mich los, schwimme zum Ankertau hinaus, nehme den Bohrer und senke die Schute!

— Das geht zu schnell, zu schnell! Warte, wo waren wir? sagt der Befehlshaber. Wir senkten die Schute!

Er taucht den Holzlöffel in die Milchschüssel.

— Nun, aber die Last sank wohl auch?

— Die sank.

— Das ist merkwürdig! Wie bekamst du sie denn?

— Ich hob sie, ich, sagte Christian.

— Er hob sie. Das ist ganz recht. Nun fängt es an sich zu ordnen, sagte der Amtmann ruhiger, sich an den Vater wendend. Doch, fing er wieder an, nachdem er mit dem Löffelstiel seine Nase gerieben hatte, ich verstehe nicht, warum er das Schiff senkte, wenn er die Last hob.

— Der Schiffer, der Schiffer! fiel der Vater ein, der tief im Abenteuer drin war.

— Der Schiffer, ja das ist ganz richtig! — Dies ist ein flinker Junge! Der Kasus ist bedenklich, aber die Arbeit ist fein!

Christian hatte Zeit gehabt seinen Plan zu machen. Er zog sich nach der Tür zurück und fragte:

— Darf ich jetzt gehen?

Der Befehlshaber fragte sich selbst: darf er jetzt gehen? Darauf sagte er:

— Warte einen Augenblick! Hobst du nicht auch den Schiffer?

— Nein, das tat ich nicht, sagte Christian, doch wenn der Befehlshaber es wünscht, werde ich es tun!

Und damit verschwand er durch die Tür mit dem Pelz auf der Achsel und dem Bohrer in der Hand, seine guten Absichten mit der Rettung des Schiffers deutlich machend und die Anwesenden ihren Betrachtungen und Erörterungen überlassend.

Wie Christian hinaus kam, ging er gerades Weges zum Strand hinunter, unter Gedanken, wie er so schnell Lügner geworden sei und wie bequem man mit einer Lüge durch die Schwierigkeiten des Lebens komme. Darauf bohrte er alle Boote an außer dem größten Netzboot, auf welchem er die Segel hißte und das er nach den Trollhättor steuerte. Da lud er bis die Sonne aufging. Dann hißte er wieder und hielt geradeaus auf die Sonnenstraße.

* * *

Es waren wieder einige Jahre vergangen. Der alte Fischer und seine Frau waren tot. Der Sohn Hans hatte den Hof übernommen und sich mit einem armen Mädchen verheiratet. Von Christian hatte man nichts gehört, und er war bei der Erbteilung für enterbt erklärt worden, weil er das Land wegen eines

Verbrechens verlassen und man nichts weiter von ihm gehört hatte.

Hansens Hütte lag am Strande des Fjärds, gerade da, wo dieser sich zu einem Sund verengte, durch den man fahren mußte, um zu der großen Fischschäre hinauszukommen. Gerade dem Sunde gegenüber lag ein kleiner Holm, der einen halben Morgen groß sein konnte. Der bestand meist aus Berghügeln, doch in einer Senkung zwischen ihnen hatte sich etwas Erde gesammelt, die eine sehr schöne Grasmatte trug, in welcher eine Stiege Birken Fuß gefaßt hatten. Hans konnte durch die Fenster seiner Hütte bis hinüber zum Holm sehen, der zu den Liegenschaften eines Nachbars gehörte.

Eines Tages während des Eisganges saß er da und sah zu, wie die Krähen auf den Eisstücken im Sunde segelten; der Schnee lag noch stellenweise auf den Ufern, doch das Grün kam hier und da in den Bergklüften hervor. Er warf zufällig seine Blicke zum anderen Sund hinüber und ward da etwas gewahr, das sich bewegte, was seine große Neugier weckte. Einige Männer schleppten Steine herbei und Bauholz, das zugehauen und gekantet war ganz wie zu einer Hütte; doch er konnte kein Fahrzeug entdecken, das Baumaterial oder Leute dahingeführt hätte. Er bekam nicht eher Ruhe, bis er einen Mann zum Nachbar hinübergeschickt hatte, um zu fragen, wie sich die Sache verhielte. Der Kundschafter kehrte mit dem Bescheid zurück, ein fremder Mann aus Esthland hätte den Holm gekauft und beabsichtige dort zu bauen. Das war alles, was Hans dieses Mal erfuhr.

Doch das nächstemal erfuhr er, daß der Neubauer kein Geringerer sei als sein eigener Bruder Christian, der zurückgekehrt sei, in Begleitung seiner Frau, die er sich dort draußen in der Fremde ge-

nommen habe. Die Gefahr für Christians Freiheit hätte sich nach reiflicher Erwägung für nicht groß erwiesen, da Zeugen für die abenteuerliche Plünderung des Fahrzeugs niemals nachgewiesen werden könnten und die ganze Sache mit der Bohrung der Boote und dem Verschwinden des Netzbootes sich auf Buße beschränke, wenn nämlich der Bruder Klage erheben wolle.

Indessen wuchs die Hütte in die Höhe und wurde ein so stattliches Gebäude, mit Hinterhaus und Herberge, daß sie sich die Aufmerksamkeit aller Vorbeifahrenden und Hansens Unwillen zuzog.

Eines Tages sprach Hans zu seiner Frau und sagte:

— Ich fange an zu finden, daß diese alte Hütte umgebaut werden müßte.

— Es ist nicht lange her, seit das geschah, antwortete die Frau.

Doch Hans war eigensinnig, und bald wurde gebaut. Er mußte Mietsvolk nehmen, das die Aussaat aufaß und mit dem Winterströmling ein Ende machte.

— Hochmut kommt vor dem Fall, sagten die Leute. Und auf den Winter saß Hans in seiner großen Hütte und halbverhungert. Zum Frühling mußte er eine Kuh verkaufen, um Aussaat zu bekommen.

Christian lebte gut in seiner großen Hütte, doch besaß er weder Acker, Wiesen, Wald, Fischerei, Vieh noch Jagd. Hans und er trafen sich nie.

Eines Abends trat der Geistliche bei Hans ein, als er von einem Krankenbesuch heimkehrte, und setzte sich an den Herd, um sich zu wärmen.

— Ich kann nicht verstehen, wie er seine Transiederei draußen in Esthland haben und hier zu Hause sitzen und sie besorgen kann, sagte der Geistliche.

— Welcher Er? fragte Hans.

— Er da drüben; Christian dein Bruder!

— Transiederei? Er sei Seiler, hat er dem Nachbar gesagt.

— Seiler? Das ist sonderbar! Da hat wohl einer von uns verkehrt gehört.

Während man die Sache überlegte, klopfte es an die Tür, und der Befehlshaber trat ein. Er war draußen in Geschäften.

— Es ist ganz unbegreiflich, wie man hier in den Schären auf einer Kobbe sitzen und im tiefen Rußland Gruben verwalten kann!

Allgemeine Bewegung! Christian war ein Schurke! Der Geistliche mußte hinüber und mit ihm sprechen, der Befehlshaber mußte herauskriegen, wovon er lebte.

Am folgenden Tage machten der Geistliche und der Befehlshaber einen Besuch bei Christian. Sie wurden auf der Brücke empfangen und in die Hütte geleitet, wo alles stattlich und blendend war wie bei einem reichen Manne, so daß alle Fragen, wovon Christian lebe, eingestellt wurden. Der Boden war mit glatt behauenen Planken belegt, der Herd mit Schornstein gemauert, und die Wände mit Behängen bekleidet. Die Frau war lebhaft und hübsch, ihr Haar wie schwarzes Hundefell, und es lag bis über die Augen. Sie ging umher und schenkte griechischen Wein, während Christian die ungeheuerlichsten Abenteuer von seiner Reise erzählte, welche der Geistliche und der Befehlshaber unter dem Einfluß des Weines vollkommen glaubwürdig fanden.

Es zog sich bis in die Nacht hin, und der Geistliche wurde auf einem Paar Ruder ins Boot hinuntergetragen, Geräten und Gebäuden Segen erteilend, und nicht weniger Christian segnend, der einen Kelch aus vergoldetem Silber an die Kirche geschenkt hatte.

Der Befehlshaber, der als Freundesgabe einen Jagdhund bekommen hatte, wurde von diesem zum Boote hinunter geleitet, wo er mit den Fingern auf einer Strömlingstonne den Eid leistete, Christian sei der ehrlichste Mann in den Schären, und er müßte von Rechts wegen jetzt auf dem Hofe sitzen.

Einige Zeit nachher kam Christian, nach einem Ausflug in die Schären, mit einem großen Segelboote heim mit zwei lateinischen Segeln, die beinahe direkt gegen den Wind halten konnten und nicht herunter genommen zu werden brauchten, wenn er wandte.

Hans bekam jetzt keine Ruhe mehr. Er mußte lateinische Segel haben. Die Frau hatte den ganzen Winter Leinwand für neue Hemden gewebt; Hans überzeugte sie bald, daß die Segel wichtiger waren. Aber er war auch nach dem Gerücht von dem großartigen Empfang in der Hütte des Bruders zu dem Schlußsatz gekommen, Bier könnte von einem ansässigen Manne Fremden nicht geboten werden, da ein Häusler Wein bot. Doch Wein war sehr teuer und der Kampf ward scharf, sowohl in ihm selbst wie mit seiner Frau. Er meinte, man könne sich mit der Milch einschränken, auf die er übrigens keinen Wert lege, ja, er würde ganz und gar auf seinen Teil verzichten. Die zweite Kuh wurde verkauft.

Seltsame Gerüchte begannen inzwischen umzugehen und wieder zu kommen. Man hatte gesehen, daß es auf den Trollhättor spukte und keiner wagte sich dahin. Man hatte Feuer ins offene Meer hinausfahren sehen. Gleichzeitig hiermit trat ein Schiffbruch ein, bei dem man den ungewöhnlichen Umstand wahrnahm, daß kein einziger der Besatzung geborgen wurde. Noch eigentümlicher erschien es, daß Christian kurz vor der Strandung eine schlechte Fischerei an den äußersten Schären gepachtet hatte,

welche viele untiefe Ufer hatte und wo niemand fischen wollte. Er war da mit Fischgabeln und Feuer zu sehen gewesen, doch keiner konnte verstehen, daß man mit Fischgabeln so weit hinausfuhr.

Die Gerüchte wuchsen und wurden drohend. Doch der Geistliche und der Befehlshaber, die fleißige Gäste bei Christian waren, nahmen ihn eifrig in Schutz und widerlegten die Schmähungen, und so fiel Schnee über den ganzen Vorfall.

Als der Frühling kam, hatte Hans keine Aussaat. Da kümmerte er sich nicht um die Ackerlappen, sondern ließ sie zuwachsen. Seinen einzigen Ochsen schlachtete er zur Taufe, die er im März hielt. Er war nun ausschließlich auf die Fischerei angewiesen. Es war ein unsicheres Brot; es war dasselbe wie spielen. Wenn er nichts bekam, hungerte er; wenn er reichlich bekam, stellte er einen Schmaus an. Der Schwager, der die Auslösung seines Weibes aus dem Hof zu fordern hatte, beunruhigte ihn auch.

Als die Betwoche vor Ostern da war und der Geistliche mit dem heiligen Kreuz kam und die Knaben die Litanei um die Äcker sangen, die Saat zu segnen, da schämte sich Hans zu bekennen, daß der Acker unbesäet war. Doch als dann nur Disteln auf dem Acker wuchsen, sagte das Volk, Hans habe Christi Kreuz betrogen.

Das Jahr darauf bekam Hans noch einen Sohn. Da schwendete er den letzten Wald und säete Rüben in die Asche. Aber Christian saß gegenüber auf seinem Strande und sah, wie die schöne Insel zu einer nackten Schäre verwandelt wurde. Er empfand weder Schmerz noch Freude, denn er fand es nur lehrreich zu sehen, wie die Sache sich entwickelte.

Zum Herbst bekam Hans Mißwachs unter den Rüben, denn der Wald, der vor dem nördlichen Wind geschützt hatte, war ja fort.

Eines Tages, als die Not groß und Hans hinaus zum Fischen gefahren war, nahm sein Weib einen Kahn und ruderte über den Sund. Christian empfing sie freundlich und bat sie in die Herberge einzutreten, wo man heimliche Zwiesprache zu halten pflegte.

Sie klagte ihre große Not und bat um Hilfe. Christian hatte nichts gegen dies Begehren einzuwenden, sondern gab reichliche Hilfe zu einer Kuh, Aussaat und dergleichen. Die Schwägerin war gerührt und erkannte an, daß Hans sich nicht recht betragen hätte.

Davon wußte Christian nichts; mische sich nicht in fremde Angelegenheiten, und so schied man.

Als die Schwägerin gegangen war, sagte Christian zu seinem Weibe:

— Olga, nun habe ich nichts mehr hier im Lande zu tun. Ich habe die Strafe kommen sehen, ohne daß ich die Hand gegen mein eigenes Blut erhoben hätte. Hans ist Bettler; im Winter wird er Dieb, da er sein Holz stehlen muß, nachdem er den Wald verbrannt hat. Seine Kinder werden Diener, soweit sie nicht etwas anderes werden. Und das ist recht! Man lehrte mich lügen, und der Handhaber des Gesetzes machte mich zum Räuber. Ich war ehrlich, doch man ließ es mich nicht sein! Nun könnte ich es werden, wenn ich wollte, denn man hat mir angeboten, Schöffe zu werden, wenn ich Grund kaufen wolle. Doch ich will nichts von dieser Erde besitzen, um welche die Menschen sich schlagen; ich will nicht von dieser Gesellschaft geachtet werden, die mich in Verdacht hat, daß ich ein Schurke bin, doch mir verzeiht, weil ich gemauerten Herd habe und Wein trinke. Von meiner gesammelten Arbeit wurde ich nicht reich, das weißt du, denn eine Ladung von Fellen und Daunen macht keinen reich.

Hätte ich vor dreihundert Jahren gelebt, so wäre ich Seeräuber geworden und mein Name wäre berüchtigt und verflucht in der Welt umhergezogen. Da hätte ich in ehrlichem Kampfe mein Brot erworben gegen Einsatz meines Lebens, jetzt bin ich Wrackplünderer, Leichenplünderer, der die Achtung aller genießt außer meiner eigenen — und deiner, Olga! — Laß uns dieses Land verlassen, das keinen Platz für uns hatte, als wir ehrlich waren, doch seine Tore öffnete, als wir unehrlich wurden. Laß uns fortziehen, dahin wo die Erde noch keine Eigner hat, und wo der in Freiheit Geborene seine Herden weiden kann, wo auch der Himmel das Gras wässert und die Sonne es zum Wachsen lockt! Deine Augen, Olga, fragen mich, ob ich nicht die alte Heimat entbehren werde, wo meine Kindheit verflossen ist! Ich hatte keine Kindheit; niemand hieß mich willkommen, als ich kam, und niemand sagt lebwohl, wenn ich gehe. Als ich dich sah, Olga, da begann meine Kindheit, und wo du bist, da ist meine Heimat!

* * *

Am Abend spukte es auf den Trollhättor und ein Schadenfeuer zündete Christians Hütte an. Bei dem Scheine sah man sein größtes Boot ins Meer steuern und ostwärts halten. Christian saß am Steuer, aber vorn saß seine junge Frau an der Schote und hielt Ausguck.

* * *

HÖHERE ZWECKE

Es war so kalt in der kleinen Landkirche, daß dem Priester und den Knaben, die im Chore sangen, der Atem wie Rauch aus dem Mund stand. Die Gemeinde, welche die Messe stehend anhörte, hatte Stroh auf dem Erdboden ausbreiten dürfen, damit sie nicht allzusehr beim Kniefall frören, der jedes Mal wiederkehrte, wenn die Knaben mit dem Glöckchen klingelten. Es war heute viel Volk in der Messe, weil man ein ungewöhnlicheres Schauspiel nach dem Ende des Gottesdienstes erwartete. Der Priester sollte nämlich zwei uneinige Gatten warnen, die nicht Frieden zusammen halten wollten und sich nicht scheiden lassen durften, weil keine Sünde begangen war und keiner von beiden Haus und Kinder verlassen und die Schande eines Vergehens auf sich nehmen wollte. Das Meßopfer war beendet, und die Litanei, ein Miserere, klang herzzerreißend von den vor Kälte zitternden Stimmen. Die Sonne ließ die beeisten Fenster rot erglänzen, und die brennenden Wachslichter leuchteten überhaupt nicht, sondern sahen nur wie gelbe Flecke aus, über denen die erwärmte Luft zitterte wie das Feldflimmern im Frühling.

Agnus dei, qui tollis peccata mundi, sang der Priester, und die Knaben antworteten miserere, und die Gemeinde stimmte ein; tiefe, scharfe Männerstimmen und hohe, zarte Frauenstimmen, miserere, erbarme dich unser.

Das letzte Miserere klang wie ein Notschrei der Verzweiflung, denn im selben Augenblick traten die

beiden Gatten aus dem verborgenen Platz an der Tür, der ihnen angewiesen war, hervor und gingen durch den großen Gang zum Altar. Der Mann war ein langer grobgebauter Mensch mit braunem Vollbart und hinkte etwas; die Frau eine kleine schlanke Gestalt mit weichen Linien und feinen, angenehmen Bewegungen. Ihr Gesicht war zur Hälfte durch eine Kapuze verborgen, so daß man nur ein Paar blaßblaue Augen mit einem leidenden Ausdruck und den oberen Teil der weißen Backen sah.

Der Priester sprach ein leises Gebet und wandte sich darauf an die Gemeinde. Er war ein junger Mann, der noch nicht dreißig Jahre vollendet hatte und dessen frisches gutmütiges Gesicht nicht zu der langen Tracht und den großen, strengen Worten, die er aussprach, zu passen schien. Er hatte die Beichte beider Gatten längst entgegengenommen, und nur auf Befehl des Bischofs sagte er seine Strafpredigt. Die Uneinigen waren nämlich beim Bischof gewesen und hatten ihn gebeten, ihre Ehe aufzulösen, dieser aber hatte keinen Anlaß gefunden, ihr Verlangen zu bewilligen, da das kanonische Gesetz und die Dekretalen nur wegen Sünde, Unfruchtbarkeit in gewissen Fällen und Entlaufens des einen Gatten von Haus und Herd Scheidung erlaubten.

Der Priester begann seine Rede mit einer trockenen ausdruckslosen Stimme, als glaube er nicht an das, was er sagte.

Die Ehe, meinte er, sei von Gott selbst gestiftet, der aus der Rippe des Mannes das Weib des Mannes wegen geschaffen, daß sie ihm eine Hilfe sei. Aber weil der Mann zuerst geschaffen worden und das Weib danach, solle das Weib dem Manne untertan und er ihr Herr sein.

(Hier machte die kleine Kapuze eine Bewegung, als wolle sie sprechen.)

Der Mann seinerseits solle das Weib mit Achtung behandeln, weil sie seine Ehre sei und er sich dadurch selbst in seiner Frau ehre. So sage auch Paulus in seinem Brief an die Korinther, Kapitel sieben, Vers vier, welche Stelle eben dem Dekret des Gratianus zu Grunde liege, in dem er sage: Die Frau hat nicht selbst Macht über ihren eigenen Körper, sondern der Mann.

(Die kleine Kapuze schütterte vom Scheitel bis zum Fußblatt, und der Mann nickte beifällig zu den Worten des Priesters. Der Priester, der nun seine Augen auf das Weib heftete, änderte den Ton.)

Als die Jünger zu Jesus kamen und fragten, ob Gatten sich scheiden lassen dürften, antwortete er und sagte: Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht scheiden, und aus diesem Grunde erlaube die Kirche nicht die Auflösung der Ehe. Daß das weltliche Gesetz andere Zugeständnisse mache, sei nur aus der Bosheit der Menschen gekommen und könne von der Kirche gebilligt werden.

Das Leben sei kein Rosengarten, und wir sollten nicht zuviel davon verlangen. Der heute hier predige, stehe selbst in der Ehe. (Es war nämlich zu der Zeit, als die katholischen Priester sich noch verheiraten durften.) Er wisse also in dieser Frage zu urteilen; er wisse, wie der eine dem anderen entgegenkommen müsse, wenn nicht Zank und Streit entstehen sollten. Er habe diese jungen Gatten getraut und ihr erstes Liebesglück gesehen; er habe ihr Kind getauft und die Elternfreude ihre Liebe heiligen sehen. Er erinnere sie an diese unvergeßlichen Stunden, als das Leben ihnen sein Bestes gegeben und die Zukunft wie ein rosiger Sommertag vor ihnen gelegen habe. Er beschwöre sie bei der Erinnerung daran, einander die Hand zu reichen und alles zu vergessen, was geschehen sei, seit der Geist des Unfriedens in ihre

Herzen gekommen; er bitte sie in Gegenwart dieser christlichen Gemeinde, den Bund zu erneuern, den sie in ihrer Selbstsucht zu lösen gesucht hätten.

Jetzt entstand ein Augenblick tiefer Stille und Spannung, währenddessen die Gemeinde ihre Ungeduld dadurch zu erkennen gab, daß sie soweit vorging, wie das Gedränge es zuließ.

Die beiden Gatten blieben unbeweglich.

Da schien der Priester ungeduldig zu werden, und mit einer Stimme, die vor Kummer und Zorn zitterte, nahm er wieder das Wort.

Er sprach jetzt von den Pflichten der Eltern gegen das Kind, von Gottes Zorn über ein unversöhnliches Gemüt, und er sagte geradezu, daß die Ehe durchaus nicht dazu bestimmt sei, eine Lust für zwei warmblütige Menschen zu sein, sondern ein Mittel für die Vermehrung nicht nur — er betonte das — sondern auch die Erziehung der Familie. Er gab ihnen darauf bis zum nächsten Sonntag Bedenkzeit und ließ sie in Frieden gehen.

Er hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen und mit der Hand eine verabschiedende Bewegung gemacht, als das junge Weib sich umdrehte und ging. Kalt und ruhig ging sie zwischen den Reihen der Gemeinde hindurch und verschwand durch den großen Eingang.

Der Mann zögerte einen Augenblick, worauf er die kleinere Pforte suchte, wo der Kreuzgang mündete.

Als der Priester nach Hause ging, zusammen mit seiner Frau, welche die Messe angehört hatte, sagte sie zu ihm mit einem weichen, aber vorwurfsvollen Ton:

— Glaubtest du, was du sagtest?

— Du bist mein Gewissen, liebe Frau, und du kennst meine Gedanken, schone mich also ein wenig, denn das ausgesprochene Wort schlägt wie eine Geißel.

— Laß denn die Geißel schlagen! Du weißt durch die Beichte, daß die Verbindung dieser Gatten keine rechte Ehe ist; du weißt, daß dieses Weib eine Märtyrerin ist, deren Leben nur dadurch gerettet werden kann, daß sie sich weit von diesem Manne entfernt; das weißt du, und du ermahnst sie, ihrem Untergang entgegenzugehen.

— Die Kirche, siehst du, meine Freundin, hat höhere Zwecke als das Wohlbefinden kleiner Menschen.

— Ich glaubte, das Wohlergehen der Menschen, das du ihre Seligkeit nennst, sei der höchste Zweck der Kirche. Was ist denn der höchste Zweck der Kirche?

— Daß das Reich Gottes auf Erden zunimmt, antwortete der Priester nach einigem Nachsinnen.

— Laß uns nachdenken, sagte die Frau. Das Reich Gottes? Im Reiche Gottes sollen ja nur die Seligen Wohnungen haben. Also soll die Kirche die Menschen selig machen?

— In höherem Sinne, ja!

— In höherem? Gibt es denn zwei?

— Eine kleine Törin kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten können, sagte der Priester und drückte seiner Frau die Hand.

— Dann ist es übel bestellt mit der Weisheit der Weisen, denn was sollen sie antworten, wenn ein Kluger fragt, wenn alle Klugen in der Welt kommen und fragen werden, fuhr die kleine Törin fort.

— Sie werden antworten, daß sie nichts wissen, flüsterte der Priester.

— Das müßtest du laut sagen, und das hättest du heute in der Kirche sagen müssen. Dein Gewissen ist heute nicht mit dir zufrieden.

— Dann will ich mein liebes Gewissen zum Schweigen bringen, sagte der Priester und küßte seine Frau, die gerade im Vorbau stand.

— Das kannst du nicht, antwortete die Frau, nicht solange du mich liebst, und am wenigsten auf diese Art.

Sie stampften den Schnee von den Füßen und betraten das kleine Pfarrhaus, wo sie von zwei gesunden Knaben empfangen wurden, die Vater und Mutter küssen wollten: die waren so herzlich willkommen, nicht am wenigsten, weil das schöne Sonntagsessen auf dem Herde stand und wartete.

Der Priester legte den langen Kirchenrock ab und zog einen bürgerlicheren an, in dem er sich jedoch niemals vor einem Gemeindemitglied zeigte, sondern nur vor den Seinen und der alten Köchin. Der Tisch war gedeckt. Der Boden war so weiß, und das gehackte Fichtenreisig duftete so schön. Der Vater segnete das gute Mittagessen, und man setzte sich zu Tisch, so froh und zufrieden mit der Welt und mit einander, als sei nie ein Herz um höhere Zwecke gebrochen worden.

* *
*

Der Schnee war geschmolzen, die Erde dampfte und gärte vor Zeugungslust. Der Pfarrhof war mitten auf der häßlichen Ebene in Uppland gelegen, die vom Kirchspiel Rasbo eingenommen wird. Wohin das Auge spähte, war nur der steinige Boden zu sehen, der lehmige Acker und einige Wacholderbüsche, die sich wie erschrockene Hasen vor dem ewigen Winde drückten. In der Ferne am Horizonte waren die höchsten Wipfel des Waldrandes zu sehen, wie Masten eines auf dem Meere sinkenden Fahrzeuges. Auf der südlichen Seite des Hauses hatte der Priester einige

Bäume gepflanzt und ein wenig Land aufgehackt, wo er Blumen und Kräuter zog, die im Winter mit Stroh bedeckt werden mußten, da sie nicht an diesen harten Luftstrich gewöhnt waren. Ein kleiner Bach, der von Norden aus den Wäldern kam, rann am Pfarrhof vorbei und war gerade so groß, daß man einen Nachen rudern konnte, wenn man sich mitten in der Rinne hielt.

Dominus Peder in Rasbo war bei Sonnenaufgang erwacht, hatte seine Frau und seine Kinder geküßt und war in die Kirche gegangen, die einige Steinwürfe vom Pfarrhaus lag. Er hatte die Morgenmesse gelesen, die Arbeit des Tages geheiligt und war wieder nach Hause gegangen, so strahlend froh und lebenslustig. Die Lerchen, die sich sicherlich nicht auf schön und häßlich verstanden, hatten über den steinigen Äckern gesungen, als ob sie die magere Saat segneten. Das Wasser brodelte in den Gräben, an deren Rändern der gelbe Huflattich glänzte.

Er war nach Hause gekommen und hatte seine Morgenmilch im Vorbau getrunken, und jetzt stand er in seinem Wams im Garten und befreite seine Blumen von der Winterdecke. Er nahm eine Hacke und fing an, die schlafende Erde umzuwenden. Die Sonne brannte; die Arbeit, an die er nicht gewöhnt war, brachte sein Blut in Bewegung. Er atmete heftig die starke Frühlingsluft ein und er fühlte ein Wohlbehagen, als sei er zu neuem Leben erwacht. Die Frau hatte auf der Sonnenseite die Fensterläden geöffnet und stand da, halb angekleidet, um die Arbeit ihres Mannes zu betrachten.

— Das ist etwas anderes, als über den Büchern sitzen, sagte er.

— Du hättest Bauer werden sollen, sagte sie.

— Ich durfte ja nicht, meine Liebe! O, wie das in Brust und Rücken gut tut. Wozu hat Gott uns

zwei lange Arme gegeben, wenn man sie nicht benutzen soll.

— Ja, nicht braucht man sie, um damit zu lesen.

— Nein! Aber Schnee zu schaufeln, Holz zu hauen, die Erde zu graben, seine Kinder zu tragen und sich zu verteidigen, dazu hat man sie erhalten; und es straft sich selbst, wenn man sie nicht gebraucht. Wir Männer des Geistes, wir dürfen diese sündige Erde nicht berühren.

— Still, sagte die Frau und legte einen Finger auf den Mund; die Kinder hören dich!

Der Mann nahm seine Mütze ab und wischte sich den Schweiß aus der Stirn:

— Du sollst dein Brot im Schweiße deines Angesichts essen, so steht es geschrieben. O, wie schön ich schwitze! Das ist etwas anderes, als wenn die Angst, den Sinn eines dunkeln Wortlauts nicht finden zu können, einem den kalten Schweiß durch den Haarboden jagt, oder wenn die Geister des Zweifels den Saft aus dem Blute brennen, so daß es wie heißer Sand durch den Körper kriecht. Siehst du, wie das Fleisch auf dem Arme hüpft, vor Lust sich bewegen zu dürfen; sieh, wie die blauen Adern schwellen gleich Frühlingsbächen, wenn das Eis schmilzt; o, die Brust wird so groß, daß es in den Nähten des Wamses kracht; das ist wirklich etwas anderes. . .

— Still, sagte die Frau, wieder warnend, und setzte hinzu, um den gefährlichen Lauf des Gespräches abzulenken: Du hast deine Blumen von den Zwangsjacken befreit, aber du hast die armen Tiere vergessen, die den ganzen Winter im dunklen Stall gestanden haben.

— Das ist wahr, sagte der Priester und stellte die Hacke fort, aber dann müssen die Kinder heraus und zusehen!

Ohne zu zögern, ging der Priester nach dem Viehhaus, das ganz hinten an der Gebäudereihe lag, aus welcher der Hof bestand; da löste er die beiden Kühe, öffnete den Schafstall und den Kalbständer und ging dann auf den Hof und öffnete von außen die Luke zum Schweinekoben. Zuerst kam die Leitkuh heraus und stellte sich in die Stalltür; das Licht schien sie zu blenden, als sie den Hals vorstreckte und gegen die Sonne witterte; darauf ging sie vorsichtig auf die Brücke hinaus, holte einige Male tief Atem, so daß der Wanst schwoll; dann beroch sie den Boden, und, wie benommen von den frohen Erinnerungen ans Vorjahr, hob sie den Schwanz in die Höhe und tanzte auf den Hof hinaus, hüpfte über Steine und Büsche, und dann ging's in gestrecktem Galopp über die Brunnenluke. Heraus kam die Zuchtkuh, heraus kamen die Kälber und die Schafe und zuletzt die Ferkel. Aber hinter ihnen kam der Priester mit einem Stock daher, denn er hatte vergessen die Gartenpforte einzusetzen, und nun kam es zu einem Wettlauf, an dem die beiden Knaben bald mit Herzenslust teilnahmen, um das Vieh aus der Einfriedigung zu treiben.

Als aber die alte Köchin Dominus im Wams draußen auf der Höhe laufen sah, ereiferte sie sich, was die Leute sagen würden, und sprang zur Fensterluke hinaus, während die Frau auf der Treppe stand und so klingend und gut lachte. Aber der junge Priester war so ausgelassen und fröhlich und sah mit dem Vergnügen eines Kindes die Freude der Tiere über das Ende des winterlichen Gefängnisses, daß er sowohl Gemeinde wie Bischof vergaß und weit hinaus auf die Landstraße lief, um das Vieh auf den Brachacker zu jagen.

Da hörte er seine Frau seinen Namen rufen, und als er sich umdrehte, sah er ein fremdes Weib bei

ihr am Vorbau stehen. Beschämt und ärgerlich, rückte er den Anzug zurecht, strich das Haar unter die Mütze und wandte sich heimwärts, einen feierlichen Ausdruck in seinen Gesichtszügen annehmend.

Als er näher kam, erkannte er das kleine Weib wieder, das er in der Kirche wegen Uneinigkeit in der Ehe verwarnt hatte. Er verstand, daß sie mit ihm sprechen wolle, und er bat sie, einzutreten; er würde gleich nachkommen, sobald er einen anderen Rock angezogen habe.

Mit dem anderen Rock und einem anderen Sinn trat er nach einer Weile in die Stube, wo die uneinige Gattin wartete. Er fragte sie nach ihrem Anliegen. Sie erklärte, sie habe sich mit ihrem Manne geeinigt, daß sie das Haus böswillig verlassen solle, da die Kirche unter anderen Umständen keine Scheidung bewillige. Der Priester wurde ungeduldig und wollte gerade mit Dekretalen und Korintherbrief kommen, als er durch das offene Stubenfenster den Sand auf dem Gartenwege knirschen hörte: er kannte so gut den leichten weichen Schritt, und das Schreien der Sandkörner drang in sein Gewissen.

— Eure Handlung, Frau, sagte er, ist voller Mut, aber sie ist doch ein Vergehen.

— Es ist kein Vergehen, Ihr nennt es nur so, antwortete das Weib so bestimmt, als habe sie durch die Nächte und Tage der Verzweiflung ihre Handlung durchdacht.

Der Priester wurde gereizt und suchte in seinem Gedächtnis nach einigen entscheidenden Worten, als er wieder scharfe, kleine Schreie von dem gepeinigten Sande draußen hörte.

— Ihr gebt doch der Gemeinde ein schlechtes Beispiel, sagte er.

— Ein schlechteres, wenn ich bleibe, sagte das Weib.

— Ihr werdet erblos.

— Das weiß ich.

— Ihr verliert Euren Ruf.

— Das weiß ich auch, aber das ertrage ich, da ich unschuldig bin.

— Aber Euer Kind?

— Das nehme ich mit mir.

— Was sagt der Mann dazu? Ihr habt kein Recht über Euer Kind, wenn Ihr das Heim verlaßt.

— Habe ich nicht? Über mein eigenes Kind?

— Ein Kind hat immer zwei Eigentümer!

— Dann reicht nicht die Weisheit Salomos aus, um diesen Knoten zu lösen! Aber ich werde ihn zerreißen, wenn ich dadurch ein Ende machen kann. Ich kam zu Euch, um Licht zu begehren, und Ihr führt mich in einen dunklen Gang hinein, wo Ihr das Licht löscht und Eurer Wege geht. Eines weiß ich: wo die Liebe aufgehört hat, da bleibt nur Sünde und Erniedrigung übrig; ich will nicht in Sünde leben, darum breche ich.

Heftige Atemzüge wie von zurückgehaltenen Gefühlen hörte man von draußen; der Priester bekämpfte seinen Zwiespalt; darauf sagte er:

— Als Diener der Kirche habe ich mich nur an das Wort des Herrn zu halten, und das ist hart wie der Felsen; als Mensch kann ich nur sagen, was mein Herz mir eingibt, aber was vielleicht Sünde ist, denn das Menschenherz ist ein gebrechliches Ding. Gehet in Frieden, und löst nicht auf, was Gott vereinigt hat!

— Nein, nicht was Gott vereinigt hat, sondern was die Eltern der Gatten gestiftet haben. Ihr habt mir kein Wort zum Trost zu sagen auf dem schweren Wege, den ich wandern muß?

Der Priester schüttelte verneinend den Kopf.

— Möget Ihr nicht einst Steine empfangen, wenn Ihr kommt, um Brot zu begehren, sagte das Weib mit einem beinahe drohenden Blick und ging.

Der Priester warf wieder den Rock ab, seufzte und suchte die unangenehmen Gefühle zu verjagen, welche die Begegnung hervorgerufen hatte. Als er hinauskam, ging er seiner Frau mit der Bemerkung entgegen, daß es ihm aufrichtig leid um das arme Weib tue.

— Warum hast du ihr das nicht gesagt, fiel die Frau ein, die mitten in der Frage zu sein schien.

— Es gibt Dinge, die man nicht sagen darf, antwortete der Mann.

— Vor wem darf man sie nicht sagen?

— Vor wem? Die Kirche, wie der Staat, meine Freundin, sind göttliche Gedanken, aber, von schwachen Menschen verwirklicht, unvollkommen in ihrer Verwirklichung; darum darf man schwachen Menschen gegenüber nicht bekennen, daß die Einrichtungen unvollkommen sind, sonst würden sie am göttlichen Ursprung zu zweifeln anfangen.

— Aber wenn man, da man ihre Unvollkommenheit sieht, am göttlichen Ursprung zweifeln sollte, und es durch Untersuchung sich zeigen würde, daß sie keinen göttlichen Ursprung haben. . .

— Ich glaube bei allen Heiligen, die Teufel des Zweifels herrschen in der Luft dieser Zeit! Weißt du nicht, daß der erste Frager die Menschheit in Verdammnis gestürzt hat? Wahrhaftig nicht ohne Grund hat der päpstliche Legat bei der gegenwärtigen Kirchenversammlung dieses Land verderbt genannt.

Die Frau warf ihm einen Blick zu, als ob sie nachsehe, wie weit er scherze, worauf der Mann mit einem Lächeln antwortete, das bedeutete, daß es nicht Ernst sei.

— Du mußt nicht auf diese Weise scherzen, sagte die Frau; ich kann ja so leicht an das glauben, was du sagst. Übrigens weiß ich nie, wann du ernst sprichst oder Possen treibst. Du glaubst wohl zum Teil an das, was du sagst, aber du glaubst auch nicht daran. Du bist so schwankend, als seist du selbst von jenen Geistern in der Luft ergriffen, von denen du sprachst.

Um sich nicht tiefer in die Erörterung einer Frage einzulassen, die er am liebsten unerörtert lassen wollte, schlug der Priester vor, im Boot nach einem schönen Punkte zu fahren, der den Vorzug einiger Laubbäume besaß, um dort Mittag zu essen.

Bald saß der Priester bei den Rudern, und der grüne Nachen schoß über die ruhige Wasserfläche dahin, während die Kinder das alte Rohr vom vorigen Jahre auszureißen suchten, durch dessen trockene Blätter der Frühlingswind von der Auferstehung aus dem Winterschlaf flüsterte. Der Priester hatte den langen Rock abgelegt und das Wams angezogen, das er „seinen alten Menschen“ nannte, und die Ruder führte er mit Kraft wie ein gewohnter Ruderer die ganze halbe Meile hinunter bis zu der kleinen Birkenhöhe, die wie ein Holm im Steinmeere lag. Während die Frau deckte, lief der Mann mit den Jungen umher und pflückte Anemonen und Primeln. Er lehrte sie mit dem Bogen schießen, und er schnitzte Weidenpfeifen. Er kletterte auf die Bäume und rollte sich im Gras wie ein Junge, und er ließ sich fahren wie ein Pferd mit dem Zaum im Munde unter klingendem Lachen der Kinder. Er wurde immer wilder, und als die Jungen den langen Rock, den er an eine Birke gehängt hatte, zum Ziel für ihr Schießen nahmen, fing er so an zu lachen, daß er blau im Gesicht wurde. Aber die Frau sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, ob auch kein Mensch komme und sie sehe.

— Ach, laß mich wenigstens in Gottes freier Natur Mensch sein, sagte er. Und die Frau konnte dagegen nichts einwenden.

Das Mittagessen war im Grase gedeckt und der Priester war so hungrig, daß er das Tischgebet vergaß, weshalb er sich eine Anmerkung von den Kindern zuzog.

— Vater betet nicht zu Tisch, sagten sie.

— Ich sehe keinen Tisch, antwortete er und steckte den Daumen in die Butter. Das ergötzte die Kleinen ungeheuer.

— Halt die Füße still unterm Tisch, Peter, sagte er. Leg' nicht die Beine auf den Tisch, Nils, sagte er. Und die Kleinen lachten, daß ihnen das Essen im Halse stecken blieb. Nie war es so lustig gewesen, denn nie hatten sie Vater so fröhlich gesehen, und er mußte seine Scherze immer und immer wieder sagen, und sie nahmen sie jedesmal mit gleich großem Entzücken auf.

Aber es ging auf den Abend, und man mußte an die Heimfahrt denken. Man packte zusammen und ging ins Boot. Noch war es eine Weile munter, aber bald verstummte das Lachen, und die Kleinen entschlummerten in Mutters Schoß. Vater wurde still und ernst, wie man wird, wenn man viel gelacht hat, und je näher man dem Hause kam, desto verschlossener wurde er. Er versuchte zuweilen etwas Heiteres zu sagen, aber es klang so schneidend wehmütig. Die Sonne warf schräge Strahlen über die endlosen Felder, der Wind hatte sich gelegt, und es herrschte ein milzkrankes Schweigen und ein ebensolcher Friede in der ganzen Natur, nur dann und wann durch das Brüllen des Viehs oder den leidenschaftlichen Ruf des Kuckucks gestört.

— Kuckuck im Norden, Kuckuck der Sorgen, sagte der Priester, als wolle er damit seiner beklom-

menen Stimmung einen lange gesuchten Ausdruck geben.

— Das gilt nur das erste Mal, wenn man ihn hört, tröstete die Frau, und heute morgen rief er Trost in Ost.

Jetzt war das Dach des Viehstalles zu sehen, und über das hinaus ragte der Kirchturm. Sie legten bei der Brücke an, und nun nahm der Vater die beiden schlafenden Kinder und trug sie ins Haus hinein. Darauf küßte er seine Frau und dankte für gute Gesellschaft; jetzt wolle er nach der Kirche gehen und die Abendmesse lesen.

Er nahm sein Buch und ging. Als er auf die Straße kam, läutete die Glocke Vesper. Er beeilte seine Schritte. Auf dem Kirchhofe sah er aus der Ferne die Menschen sich bewegen. Das war etwas Ungewöhnliches, denn niemand als der Küster pflegte die Abendmesse anzuhören. Er dachte daran, daß ihn jemand auf der Birkenhöhe gesehen hätte. Er fragte sich, ob man sein Gespräch mit der Frau gehört habe. Ihm wurde angst und bange ums Herz, als er der Kirchenpforte nahe kam, denn da unterschied er zwei Pferde in glänzenden Montierungen und einen Archidiakon vom Erzbischofsitz Upsala mit Dienern als Gefolge. Der Diakon schien gewartet zu haben, denn er ging sofort auf den Priester zu und bat ihn, ihm nach Schluß der Messe eine Mitteilung machen zu dürfen. Niemals hatte dieser ein Abendgebet mit so brennendem Herzen gebetet, und mit Angst in der Brust rief er den Schutz aller Heiligen gegen unbekannte Gefahren hernieder. Er warf dann und wann einen Blick nach der Tür, wo er den Diakon wie einen Büttel stehen sah, der auf sein Opfer wartet, und als er Amen gesagt hatte, ging er mit schweren Schritten hin, den Schlag zu emp-

fangen, denn jetzt war er gewiß, daß etwas Unglückliches eintreffen werde.

— Ich wollte Euch nicht im Hause aufsuchen, fing der Sendbote des Erzbischofs an, weil mein Anliegen von solcher Natur ist, daß es einen friedlichen Ort und die Nähe der heiligen Dinge erfordert, die unsere Herzen stark machen. Ich habe nämlich eine Mitteilung vom Kirchenrat, die tief in die innersten Verhältnisse des Privatlebens eingreifen wird.

Hier unterbrach er sich, da er die Angst des Opfers sah, und er überreichte ein Pergament, das der junge Priester aufrollte und las.

— Dilectis in Christo fratribus! geliebte Brüder in Christo! las er; Episcopus Sabinensis, apostolicae sedis legatus — der Bischof von Sabina, Sendbote des römischen Stuhls. . .

Die Augen überflogen die gedrängten Buchstaben, bis sie mit einem Male bei einer Reihe stehenblieben, die mit brennendem Feuer geschrieben zu sein schien, denn die Gesichtszüge und Blicke des jungen Mannes wurden wie in Asche verwandelt.

Der Diakon schien Mitleid mit ihm zu empfinden und sagte:

— Wie es scheint, sind die Forderungen der Kirche hart: vor Ausgang des Jahres sollen die Ehen aller Priester aufgelöst sein; denn ein rechter Diener des Herrn kann nicht in fleischlicher Verbindung mit einem Weibe leben, ohne daß er die Heiligtümer, die er unter den Händen hat, verunreinigt, und sein Herz kann sich nicht zwischen Christus und einem sündigen Sprößling des ersten Weibes teilen.

— Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht scheiden, antwortete der Priester, sobald er zur Besinnung kam.

— Das gilt nur für die Gemeinde; wenn es aber die höheren Zwecke der Kirche Christi fordern,

dann wird das Vergehen Gesetz. Und merkt wohl den Unterschied: ‚der Mensch soll nicht scheiden'. Es ist also nur die Rede vom Auftreten des Menschen als Scheider; aber hier tritt Gott auf, durch seinen Diener, und löst auf, was Gott vereinigt hat; also gilt nicht für diesen Fall, was sonst für alle Fälle gilt.

— Aber Gott selbst hat ja die Ehe gestiftet? wandte der Zerschmetterte ein.

— Ganz, was ich sage, und darum hat er auch ein Recht, sie aufzulösen.

— Aber dies Opfer begehrt der Herr nicht von seinem schwachen Diener.

— Der Herr begehrte von Abraham, daß er seinen Sohn Isaak opfern solle.

— Aber die Herzen werden brechen!

— Eben; die Herzen sollen brechen, desto brennender halten sie sich.

— Dies kann niemals die Meinung des milden Gottes sein!

— Der milde Gott schlug seinen eigenen Sohn ans Kreuz! Die Welt ist kein Lustgarten. Eitelkeit, Vergänglichkeit! Und Ihr könnt Euch damit trösten, daß die Dekretalen . . .

— Nein, allmächtiger Gott, keine Dekretalen; Herr Diakon, um des Himmels willen, gebt mir einen Funken von Hoffnung; taucht die Spitze Eures Fingers ein und löscht dieses Feuer der Verzweiflung, das Ihr angezündet habt. Sagt, daß es nicht möglich ist, bildet Euch ein zu glauben, all dies sei nur ein Vorschlag, der nicht angenommen worden.

Der Diakon zeigte auf das Siegel und sagte:

— Praesentibus consulentibus et consentientibus — es ist bereits entschieden und bestätigt. Und was die Dekretalen betrifft, mein junger Freund, so finden sich darin solche Schätze von Weisheit, daß sie wohl

zur Aufklärung eines verblendeten Sinnes dienen können, und will ich einem guten Freunde einen guten Rat geben, so sage ich: lest die Dekretalen, lest sie früh und spät, und Ihr werdet sehen, daß Ihr ruhig werdet und Euch wohl befindet!

Der unglückliche Priester dachte an die Steine, die er am Morgen desselben Tages dem verzweifelnden Weibe gegeben hatte, und er beugte sein Haupt unter dem Schlage.

— Also, sagte der Diakon, genießt die kurze Zeit; der Sommerwind hat geweht, die Blumen sind aufgegangen auf dem Felde, und die Turteltaube läßt sich in unserem Lande hören. Bei Sankt Sylvester, ultimo mensis Decembris komme ich wieder, und dann muß Euer Haus gefegt und geputzt sein, als ob der Herr Christus selbst seinen Einzug hielte, und zwar bei Strafe des Banns. Ihr könnt bis dahin das Diplom genauer studieren. . . Lebt wohl! Und vergeßt nicht die Dekretalen zu lesen.

Er stieg auf sein weißes Pferd und ritt davon, um das nächste Kirchspiel vor der Nacht zu erreichen und dort Kummer und Elend zu verbreiten, wie die Reiter der Apokalypse.

Herr Peder in Rasbo war zerschmettert. Er wagte nicht sofort nach Hause zu gehen, sondern stürzte in die Kirche hinein, wo er am Altar niederfiel. Die Türen des vergoldeten Altarschrankes standen offen, und die Wanderung des Erlösers nach Golgatha wurde von den roten Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Der Priester war in diesem Augenblick nicht der Gerichtshalter des drohenden und strafenden Herrn, sondern er lag wie die gezüchtigte Gemeinde auf seinem Angesicht und bat um Gnade. Er blickte zu Christus auf, aber er sah kein Mitleid. Der nahm seinen Kelch aus der anbietenden Hand und leerte ihn bis auf den Grund; er trug sein Kreuz auf seinem zer-

fleischten Rücken die steile Höhe hinauf, wo er hingerichtet werden sollte, aber über dem Gekreuzigten öffnete sich der Himmel. Es gab also etwas über und hinter allen diesen Leiden. Er fing an die Gründe zu dieser großen Menschenopferung zu untersuchen, die nun das ganze Land heimsuchen sollte. Die Kirche hatte gesehen, wie die Menschen anfingen an der Befugnis der Priester, Richter und Büttel zu sein, zu zweifeln, denn die Menschen hatten ihre Richter voller menschlicher Schwächen gefunden. Jetzt sollte die Priesterschaft zeigen, daß sie sich selbst für Christi Sache das Herz aus der Brust reißen und es auf den Altar legen konnte. Aber, fuhr seine aufrührerische Vernunft fort, das Christentum hat ja Menschenopfer abgeschafft. Die Gedanken gingen ihren eigenen Weg und dachten: vielleicht war ein Gedanke in den Opfern der alten Heiden. Abraham war Heide, denn er kannte Christus nicht, und er war ja bereit, seinen Sohn auf Gottes Befehl zu opfern. Christus wurde geopfert, alle heiligen Märtyrer sind geopfert worden, warum sollte er da geschont werden? Dazu war kein Grund, und er mußte bekennen, wenn das Volk fortfahren sollte, an seine Predigt zu glauben, es auch forden konnte, daß er das Liebste opfere, sich selbst, denn er und seine Frau waren ja eins. Er mußte dies bekennen, und er empfand einen eigentümlichen neuen Genuß in dem Gedanken an die furchtbaren Leiden, die ihm bevorstanden. Dazu kam der Hochmut und winkte mit der Krone des Märtyrers; die erhöhte ihn über diese Gemeinde, auf welche er gewohnt war, vom Hochaltar herabzublicken, die aber nun angefangen, ihr Haupt zu erheben, und trotzig gedroht hatte, diesen erhöhten Platz zu stürmen.

Gestärkt und geweckt von diesem Gedanken, erhob er sich und ging in die Altarschranke hinein. Er war nicht mehr der zerschmetterte Sünder, sondern

der Gerechte, der verdiente an Christi Seite zu stehen, da er ebensoviel gelitten hatte wie der. Er sah stolz auf diese Betschemel nieder, welche in der Dämmerung Knienden glichen, und er schleuderte die Strafgerichte des Gerechten auf ihre Häupter nieder, weil sie nicht an seine Predigt glauben wollten. Er riß seinen Rock auf und zeigte ihnen seine blutige Brust, in der ein leeres Loch von dem Herzen war, das er seinem Gott geschenkt hatte. Er bat die Kleingläubigen die Hände in seine Seite zu stecken um überführt zu werden. Er fühlte sich während des Leidens wachsen, und seine überreizte Einbildung versetzte ihn in Ekstase, so daß die Wirksamkeit des Gedankens für einen Augenblick eingestellt wurde und er sich eins mit Christus zu sein glaubte. . . Weiter konnte er nicht kommen, und er fiel zusammen wie ein zerwehtes Segel, als der Kirchendiener hereinkam und schließen wollte.

Auf dem Heimwege fühlte er sich unglücklich, daß die Ekstase vorüber war, und er würde gern nach der Kirche zurückgekehrt sein, wenn nicht etwas Unnennbares, das sich in der Form eines schwachen Pflichtgefühls äußerte, ihn nach Hause gerufen hätte. Je näher er kam, desto kühler wurde sein Gefühl und desto geringer glaubte er zu sein. Als er aber zur Tür hereintrat, und seine Frau ihn mit offenen Armen und einer unruhigen Frage, warum er ausgeblieben, empfing; als er die schöne Wärme fühlte, die ihm vom Herd entgegenstrahlte und die Kinder so ruhig und blühend schlafen sah, da empfand er den ganzen Wert dessen, was er nun aufgeben sollte; und er öffnete sein Herz, nach dem all sein junges Blut strömte, und er fühlte die ganze weltstürmende Macht der ersten Liebe, die alles tragen kann, von neuem erwachen, und er schwur, niemals die Geliebte seines Herzens zu verlassen; und die beiden Gatten

fühlten sich wieder jung, und sie saßen neben einander bis Mitternacht, und sie sprachen von der Zukunft, und wie sie der drohenden Gefahr entgehen könnten.

Der Sommer verging für die glücklichen Gatten wie ein schöner Traum, während dessen sie vergaßen, daß das Erwachen bevorstand.

Indessen war das päpstliche Gebot unter den Bauern bekannt geworden; mit einer gewissen Schadenfreude nahmen sie es auf, teils weil sie ihren geistlichen Herrschern gern ein kleines Fegefeuer gönnten, teils weil sie hofften, jetzt ihre Priester billiger zu bekommen, da sie ohne Familie leben mußten. Ferner gab es in der Gemeinde einen Haufen Frommer, die alles, was vom Bischof und Papst kam, hinnahmen, als komme es vom Himmel. Die behandelten die Frage vor- und rückwärts und blieben bei der Ansicht stehen, eine fleischliche Verbindung zwischen Priester und Weib müsse sündig sein.. Diese Frommen, die erwartet hatten, den Pfarrhof unmittelbar auf die Kundgebung von der Sünde gereinigt zu sehen, fingen an zu murmeln, als sie ganz und gar nicht fanden, daß ihr Hirt irgendwelche Zeichen gab, daß er zu gehorchen beabsichtige. Das Gemurmel wuchs an Stärke, als zufällig der Blitz in den Kirchturm schlug. Dann kam Mißwachs im Herbst. Da wurden die Stimmen lauter, und die Frommen schickten eine ausgewählte Schar nach dem Pfarrhof, die erklärte, sie gedächten nicht das Sakrament von einem Priester anzunehmen, der in Sünde lebe. Sie forderten, daß er sich sofort von seiner Frau trenne, wenigstens vom Bett; er habe ferner nicht das Recht, mit ihr Kinder zu zeugen, da diese ja für unehelich erklärt würden; und sie drohten, sie würden ihren Pfarrhof mit Feuer reinigen, wenn er nicht mit Ausgang des alten Jahres rein wäre.

Um der Gemeinde zu zeigen, daß sein Ehebündnis nicht eines des Fleisches war, ließ Herr Peder das große Bett auf den Hof hinaustragen und schlief künftighin in der Küche.

Es wurde eine Zeitlang still, aber eine merkliche Veränderung fing an sich beim Priester zu zeigen. Er ging öfter in die Kirche als er brauchte und verweilte dort bis zum späten Abend. Er wurde verschlossen und kalt gegen seine Frau und scheute sich, ihr zu begegnen. Die Kinder konnte er lange Stunden auf dem Schoße haben und sie liebkosen, ohne ein Wort zu sagen.

Bei der Martinsmesse im November kam der Diakon vom Domkapitel zu Besuch, und er hatte ein sehr langes Gespräch mit Herrn Peder. In der Nacht schlief dieser oben auf dem Boden, und er fuhr fort, dort künftighin zu schlafen. Die Frau sagte nichts, aber sie sah den ganzen Verlauf, ohne die Aussicht, etwas ändern zu können. Der Stolz ihrer Seele verbot ihr eine Annäherung, und als der Mann anfing, seine Mahlzeiten zu eigenen Stunden einzunehmen, trafen sie sich selten. Er wurde aschgrau und die Augen sanken in den Kopf hinein; er aß nie des Abends und schlief auf bloßem Boden unter einem Seehundsfell.

Es wurde Weihnachten. Herr Peder kam eines Abends zwei Tage vor Weihnachten ins Haus und setzte sich an den Ofen. Die Frau besserte die Kleider der Kinder aus. Es herrschte ein schreckliches Schweigen eine lange Weile; schließlich sagte der Mann:

— Die Kinder müßten etwas zu Weihnachten haben; wer soll nach der Stadt fahren?

— Ich werde reisen, antwortete die Frau, aber ich nehme die Kinder mit. Willst du das?

— Ich habe den Herrn gebeten, daß dieser Kelch von mir gehen möge, aber er hat es nicht gewollt, und ich habe ihm geantwortet: geschehe nicht mein Wille, sondern deiner!

— Bist du sicher, daß du des Herrn Willen kennst? sagte die Frau ergeben.

— So gewiß meine Seele lebt!

— Ich reise morgen zu Vater und Mutter, die mich erwarten, sagte die Frau mit tonloser, aber fester Stimme.

Der Priester stand auf und ging hastig hinaus, als hätte er sein Todesurteil gehört. Der Abend war funkelnd kalt, die Sterne flimmerten an dem blaugrauen Himmel, und endlich lag die schneebedeckte Ebene vor dem verzweifelnden Wanderer, dessen Weg geradeaus zu den Sternen zu führen schien, die am niedrigsten standen und gleichsam aus der weißen Ebene herausstiegen. Er wanderte und wanderte, fort, fort; er fühlte sich wie ein gebundenes Pferd, das läuft, aber von der Leine jedesmal zurückgerissen wird, wenn es sich frei glaubt. Er ging an Hütten vorbei, aus denen es leuchtete, und er sah, wie man scheuerte und fegte und backte und kochte für die nahenden Weihnachten. Gedanken an seine eigenen nahenden Weihnachten erwachten. Er dachte sich das Haus leer, ungeheizt, ohne Licht, ohne sie, ohne die Kinder. Die Füße brannten unter ihm, aber sein Körper fror. Er ging und ging, ohne zu wissen wohin. Schließlich stand er vor einer Hütte.. Die Läden waren geschlossen, aber ein Lichtstreifen drang heraus und warf einen schwefelgelben Schein auf den Schnee. Er ging näher und legte das Auge an die Spalte. Er sah in ein Zimmer hinein, in dem Bänke und Tische mit Kleidern beladen waren: Kinderhemd-

chen, Strümpfchen, Röckchen. Ein Kasten stand da, aufgeschlagen, und am Deckel hing ein weißes Kleid, dessen schlanker Leib seine Aufmerksamkeit erregte; auf dessen Vorderstück sah man die Rundung eines jungfräulichen Busens eingedrückt; an der einen Schulter war ein grüner Kranz befestigt. War es ein Totenkleid oder eine Brauttracht? Er wunderte sich, daß man Leichen und Bräute auf die gleiche Art kleidete. Er sah einen Schatten sich auf der Wand abzeichnen; bald war er groß, daß er von der Decke gebrochen wurde und darin verschwand, bald kroch er auf den Boden hinunter. Schließlich blieb er auf dem Rock des weißen Kleides stehen. Ein kleiner Kopf mit einer Haube zeichnete sich scharf gegen den hellen Grund ab. Diese Stirn, diese Nase, diesen Mund hatte er schon gesehen. Wo war er? Der Schatten verschwand unten im Kasten, und ins Licht trat ein Gesicht, das keinem Lebendigen angehören konnte, so bleich, so unaussprechlich leidend erschien es, und es sah ihm in die Augen, so daß es brannte, und er fühlte, wie die Tränen von seinen Backen niederrollten und den Schnee auf dem Fensterbrett schmolzen. Und da wurden die Blicke drinnen so weich, so flehend, daß er die heilige Katharina am Rade zu sehen glaubte, wie sie Kaiser Decius um Gnade anrief. Ja, das war sie, und er war der Kaiser. Sollte er ihr Gnade gewähren? Nein, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, sagt die Schrift, und Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Keine Gnade! Aber er konnte diese Blicke nicht aushalten, wenn er fortfahren sollte, stark zu sein; darum mußte er gehen.

In den Garten hinaus, wo der Schnee sich über seine bedeckten Blumenbüsche gelegt hatte, so daß sie wie kleine Kindergräber aussahen, wanderte er jetzt. Wer lag in diesen kleinen Gräbern? Seine Kin-

der! Seine frischen, roten Kinder, die Gott ihm befohlen hatte zu opfern, wie Abraham Isaak opferte. Aber Abraham kam mit dem Schrecken davon! Das war ein Gott der Hölle, der so unmenschlich sein konnte. Es mußte ein schlechter Gott sein, der den Menschen Liebe predigte, aber selbst sich wie ein Büttel aufführte. Er wollte sofort hingehen und ihn suchen; ihn in seinem eigenen Hause suchen, und er würde zu ihm sprechen und eine Erklärung verlangen. Er kam aus dem Garten heraus, auf die Holzhöhe. Da stieß er auf einen ungeheuren Sarg, aber der war für zwei Personen. Nein, das war ein Bett; es war mit dem weichsten frischgefallenen Schnee gebettet, der so weich wie Eiderdaunen dalag und sich so warm wie die Feder eines lebenden Vogels anfühlte. Das war ein wollüstiges Bett. Hier hätte Kleopatra mit Goliath Hochzeit feiern können. Er biß in die Bettlehne wie ein Hund, wenn es in seinen jungen Zähnen juckt. Die dunkelhäutige Kleopatra gegen den weißen Schnee: das wäre ein Anblick! Er watete in den Schneewehen weiter und kriegte eine kleine Fichte zu fassen, die am Holzschuppen stand. Das war ein Weihnachtsbaum, so einer, um den die Kinder getanzt hätten, wenn sie lebten. Jetzt erinnerte er sich, daß er den Gott suchen wolle, der seine Kinder genommen, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Die Kirche war nicht weit entfernt, aber als er dahin kam, war sie geschlossen. Da wurde er rasend. Er kratzte den Schnee fort, bis er einen Stein zu fassen kriegte, und mit dem begann er an die Tür zu schlagen, daß es aus der Kirche wie Donnerschläge antwortete, immer unter seinen lauten Rufen:

— Heraus, Moloch, der Kinder frißt, ich werde dir deinen Wanst aufreißen! Heraus, Jesus Christus, und heilige Katharina, heraus, alle Heiligen und Teufel,

ihr müßt euch schlagen mit Kaiser Decius von Rasbo! Oho! Ihr kommt von hinten, Abgrundlegionen!

Er wandte sich um nach dem Kirchhof, und mit der Kraft eines Rasenden brach er eine junge Linde nieder; mit dieser als Waffe griff er die Heerschar von kleinen Grabkreuzen an, die mit ausgestreckten Armen auf ihn loszurücken schienen. Sie wichen nicht, und er ging dahin wie der Tod mit seiner Sense, und er hörte nicht früher auf, bis er jedes einzige niedergestreckt hatte, so daß der Boden mit Splittern bedeckt war.

Aber seine Kräfte hatten sich noch nicht erschöpft. Jetzt wollte er die Leichen plündern und Tote und Verwundete sammeln. Last auf Last trug er nach der Kirchenwand und stapelte sie unter einem Fenster auf. Als das fertig war, kletterte er hinauf, schlug eine Fensterscheibe ein und stieg in die Kirche hinein. Dort drinnen war es ganz hell vom Nordlicht, das vorher von dem hohen Dach der Kirche verborgen gewesen war. Ein neuer Anfall auf die angreifenden Betschemel, die er zu einem Haufen Holzstücke zerschmetterte. Seine Blicke blieben jetzt am Hochaltar haften, wo über der Leidensgeschichte Gottvater auf einer Wolke thronte, den Blitz des Gesetzes in der Hand. Er legte die Arme über die Brust und betrachtete trotzig den strengen Mann auf der Wolke.

— Komm herab, du! schrie er. Komm herab, wir wollen ringen!

Als er seine Herausforderung nicht angenommen sah, ergriff er einen Holzkloben und warf ihn auf seinen Feind. Unter einem Krach wurde ein Gipsornament getroffen, das herabstürzte und eine Wolke Staub aufwirbelte.

Er nahm noch ein Holzstück, und noch eins, und warf mit der steigenden Raserei der Enttäu-

schung. Die Wolken fielen Stück für Stück unter seinem überlauten Lachen nieder, der Blitz des Gesetzes wurde aus der Hand des Allmächtigen gerissen; schließlich stürzte das schwere Bildwerk mit einem furchtbaren Gekrach auf den Altar nieder und zerschmetterte beim Falle die Leuchter.

Da aber wurde der Lästerer betroffen vor Schreck und sprang zum Fenster hinaus.

* * *

Am Morgen des Tages vor Weihnachtsabend hatte jemand aus dem Kirchspiel einen seltsamen Anblick am Pfarrzaun gehabt. Ein Schlitten war aus dem Pfarrhof herausgekommen mit einer Frau, zwei Kindern und einem Knecht, und war westwärts gefahren. Von Osten her eine Viertelmeile hinter dem Schlitten war der Priester der Gemeinde hergelaufen und hatte mit lauten Rufen den Schlitten gebeten, zu halten. Der hatte jedoch seine Fahrt auf der Landstraße fortgesetzt und war an einer Krümmung verschwunden. Da war der Priester in eine Schneewehe gestürzt, die geballte Faust gegen den Himmel erhebend.

Spätere Nachrichten meldeten, der Priester liege an einem Fieber schwerkrank danieder, und der Teufel habe aus Bosheit darüber, daß er den Diener des Herrn in dem eben ausgekämpften Kampfe um die Auflösung der Ehe nicht untergekriegt, auf das fürchterlichste in der Kirche gehaust; um aber hineinzukommen und dort Macht haben zu können, habe er zuerst alle Kreuze auf dem Kirchhofe niedergebrochen. Was alles zusammen Herrn Peders Ansehen wiederherstellte, ihm sogar einen Schein von Heiligkeit gab, der die Frommen sehr befriedigte, weil sie die trei-

bende Ursache zur Reinigung des Pfarrhofes gewesen waren.

* * *

Er lag drei Monate krank, und erst im April konnte er ausgehen. Er war alt geworden. Das Gesicht war scharfeckig, die Augen hatten ihren Glanz verloren, der Mund stand halb offen, der Rücken war gebeugt. Auf der Südseite des Hauses hatte er eine Bank, wo er in der Sonnenhitze sitzen konnte, versunken in Träume von der Vergangenheit, die für ihn kaum noch Wirklichkeit besaß, zumal er keine Nachrichten von denen empfangen hatte, die er einst die Seinen genannt.

Kam dann wieder der Mai mit Blumen und Vogelgesang. Herr Peder ging in seinen Garten und sah, wie das Unkraut wucherte; seine kostbaren Blumen waren erfroren, weil niemand nach der Bedeckung gesehen hatte; und sie lagen nun wie Lumpen auf der Erde und vermoderten. Es fiel ihm nicht einen Augenblick ein, die Beete umzugraben oder etwas dergleichen zu tun, da er niemanden hatte, für den er arbeiten konnte, und keine wartende Hand das junge Wachstum zu schützen versprach. Er blieb beim Gehege stehen und sah über die Landschaft hinaus. Die Ebene lag so sonnig da, und der kleine Bach plätscherte so munter dahin und lockte sein Auge, den kleinen Wellen zu folgen; sie zogen so wunderbar und weckten sein Verlangen, ihnen südwärts zu folgen, wo sie sich im Fluß ertränkten. Er machte sein Boot los und setzte sich hinein, ohne die Ruder zu bewegen, und ließ es mit dem Strom treiben. So vergingen einige Stunden.

Plötzlich fühlte er den frischen Duft von knospenden Birken und blühender Frühlingssaat. Er sah um sich; die Ebene hatte aufgehört, und er befand sich

am Fuße des kleinen Birkenwäldchens. Die Erinnerungen an das Vorjahr stiegen auf; leichte, lichte Bilder schwebten heran unter Primeln und Anemonen. Er stieg ans Land und ging den Hügel hinauf. Hier hatten sie ihr Mittag gegessen; hier auf diesem Zweige hing der Rock, nach dem die Jungen mit ihrem Bogen geschossen. Er sah das Bohrloch in der Birke, wo er den Saft ausgezapft und wo die Kleinen mit ihrem Munde gelegen hatten. Die Weide trug noch Narben von dem Messer, wo er Pfeifen abgeschnitten. Er fand einen Pfeil im Grase; wie sie nach dem Pfeil gesucht hatten, dem besten, den er je geschnitzt und der über den Wipfel der höchsten Birke stieg. Er ging umher und suchte weiter in Gras und Büschen wie ein Hühnerhund; er kehrte die Steine um, bog die Zweige fort, richtete das Gras vom vorigen Jahre auf, kratzte das Laub fort. Was er suchte, wußte er nicht; aber er wollte etwas finden, etwas, das ihn an sie erinnerte. Schließlich blieb er bei einem Weißdornbusche stehen; da hing ein kleiner Zipfel eines roten Wollenzeuges am Dorn; der wurde vom Winde in Bewegung gesetzt und flatterte wie ein feiner Schmetterling zwischen den weißen Hagedornblüten; ein Schmetterling auf einer Nadel aufgespießt; da kam ein zweiter Windhauch und kehrte ihn um, so daß er das Bild eines blutigen Herzens annahm; eines Herzens, das einem Opfer aus der Brust gerissen und am Baum des Hains aufgehängt war. Er nahm ihn vom Busch herunter, hielt ihn vor seinen Mund und atmete ihn an, er küßte ihn und verbarg ihn in seiner Hand. Hier hatte sie „kriegen“ mit den Jungen gespielt; und die waren ihr aufs Kleid getreten.

Er legte sich ins Gras nieder und weinte. Er rief ihren Namen; er rief den Namen der Kinder. Er weinte solange, bis er vor Ermattung in Schlaf sank.

Als er erwachte, blieb er eine Weile liegen und sah mit halbgeschlossenen Augen über die grüne Grasmatte hinweg, und seine Blicke blieben auf einem großen Weidenbusch haften, dessen gelbe Fransen wie goldene Kornähren im Sonnenschein hingen. Das Weinen hatte ihn beruhigt und ein gewisses Wohlbehagen hervorgerufen; Kummer und Freude hatten aufgehört und seine Seele befand sich in vollkommenem Gleichgewicht. Warum sein Auge gerade auf dem Weidenbusch ruhte, kam daher, daß der in seine Gesichtslinie eingestellt war. Ein schwacher Wind setzte die Zweige in eine leise, schaukelnde Bewegung, was so beruhigend auf sein verweintes Auge wirkte. Plötzlich hielten die Zweige des Busches mit einem augenblicklichen Ruck inne, es prasselte und eine Hand bog die Äste zur Seite; es erschien ein sonnenbeleuchtetes Frauenbild, in das Gold der Weidenblüten und das Grün des zarten Laubes eingefaßt. Er lag eine Weile da und betrachtete den schönen Anblick, wie wenn man ein Bild ansieht. Da begegneten seine Blicke ihren, die aus dem Busch hervorschossen wie zwei Strahlen; sie zündeten gleichsam Feuer an in seinem erlöschenden Geist. Sein Körper erhob sich vom Boden und seine Füße trugen ihn vorwärts; seine Arme streckten sich aus und im nächsten Augenblick fühlte er ein kleines warmes Wesen an seiner harten Brust ruhen, die sich wieder mit den Hauchen des Lebens füllte, und in einem langen Kuß schmolz das Eis, das so lange seinen Geist gefangen gehalten hatte.

* * *

Acht Tage später kam der Archidiakon zu Besuch ins Pfarrhaus zu Rasbo. Er fand Herrn Peder blühend und mit seinem Leben zufrieden. Der Diakon hatte

ein Anliegen auszurichten, das ihn etwas betreten und um den rechten Ausdruck verlegen machte.

— Man habe Gerüchte in der Gemeinde gehört, die bis an den Fuß des Erzbischofstuhls gedrungen wären. Nun müßte man allerdings nicht alle Gerüchte glauben, aber schon die Tatsache, daß ein Gerücht entstehen könne, sei halber Beweis. Herr Peder — um nun gerade auf die Sache loszugehen — solle Zusammenkünfte mit einem Weibe gehabt haben. Der Erzbischof habe sattsam den Sturm wahrgenommen, den die päpstliche Bulle von der Scheidung hervorgerufen. Der Heilige Vater habe selbst das Grausame in dem neuen Gesetz erkannt; sei darum darauf bedacht gewesen, durch eine besondere licentia occulta — eine heimliche Erlaubnis — das Leben der Geistlichen weniger sauer zu machen. Das Weib wäre nun einmal der Genius der Häuslichkeit.

Hier stockte der Redefluß, und mit einer leisen kaum hörbaren Stimme flüsterte der Sendbote Christi seine heimliche Erlaubnis hervor.

Herr Peder antwortete:

— Die Kirche erlaubt dem Priester nicht, eine Frau zu haben, wohl aber eine Mätresse?

— Nicht so starke Worte! Forsia, Haushälterin nennen wir es.

— Nun denn, sagte Herr Peder, wenn ich denn meine Frau zur Mätresse nehmen will, so hat die Kirche nichts dagegen?

— Nicht so, nicht so! Jede andere, aber nicht sie! Die Zwecke der Kirche! Erinnert Euch!

— Die h ö h e r e n Zwecke der Kirche waren es! Also um das Erbrecht aufzuheben und zu Landbesitz zu kommen, forderte die Kirche die Scheidung, nicht der Sünde wegen. Ihr haltet also unerlaubten Erwerb von fremdem Eigentum für höhere Zwecke.

Nun denn, mit der Kirche will ich nichts zu schaffen haben! Tut mich in den Bann, und ich werde es für eine Ehre ansehen, aus der Gemeinschaft der vortrefflichen Kirche ausgeschlossen zu werden; setzt mich ab, und ich werde soweit fort sein, ehe Ihr Eure Plakate habt schreiben können, daß Ihr niemals meine Spur finden werdet! Herr Diakonus, grüßet den Heiligen Vater und sagt ihm, daß ich sein schmutziges Angebot nicht annehme; grüßt ihn und sagt, die Götter, die unsere Vorväter über den Wolken und in der Sonne verehrten, seien viel größer und vor allem reiner als diese römischen und semitischen Kuppler und Eintreiber, die Ihr uns aufgeschwatzt; grüßt ihn und sagt, daß Ihr einen Mann getroffen, der sein ganzes übriges Leben der Aufgabe widmen werde, Christen zum Heidentum zu bekehren; und daß ein Tag kommen werde, an dem die neuen Heiden Kreuzzüge gegen den Statthalter Christi und seinen Anhang führen würden, die den Brauch einführen wollen, Menschen lebend zu opfern, während die Heiden sich damit begnügten, ihre zu töten. Und nun, Herr Diakonus, nehmt Eure Dekretalen auf den Rücken, und eilet Eurer Wege, ehe ich Euch durchpeitsche. Ihr seid mit Euren unsichtbaren höheren Zwecken nahe daran gewesen, zwei Menschen nur hier am Orte zu töten, und das ganze Reich ruft Fluch über Euch. Geht mit meinem Fluch, brecht Euch die Beine auf der Landstraße, fallt im Graben um, möge der Blitz Euch erschlagen und Straßenräuber Euch plündern; mögen Eure toten Angehörigen umgehen und Euch des Nachts auf der Brust reiten; mögen die Brandstifter Euer Haus in Brand stecken, denn ich schließe Euch hiermit aus der Gemeinschaft aller ehrlichen Menschen aus, wie ich mich selbst aus der heiligen Kirche ausschließe! Hinaus!

Der Diakon blieb nicht lange im Pfarrhof, und Herr Peder verweilte dort auch nicht, denn seine Frau und Kinder erwarteten ihn bei der Birkenhöhe auf dem Wege zur Ansiedlung, die Herr Peder oben im Walde an der Grenze von Westmanland anlegen wollte.

* * *

BESCHÜTZER

— Meister Povel möge sprechen! sagte der Altermann vom Kannengießeramt und klopfte auf.

Meister Povel stand auf. Er warf einen forschenden Blick über das versammelte Amt der Meister und Gesellen und fing an zu sprechen:

— Altermann, Meister und Gesellen! Gemäß meines Rechtes und aufgefordert von meinem Gefühl für das Billige, habe ich mich entschlossen, einen Vorschlag einzubringen, der allerdings in diesem Jahre auf keinen Beifall rechnen kann, vielleicht nächstes Jahr auch nicht, aber gerade darum jetzt eingebracht werden soll, damit er Zeit hat, zu ruhen, da es ja das Schicksal aller großen Fragen ist, ruhen zu müssen. Das wohllöbliche Kannengießeramt von Stockholm hat sein nützliches Dasein zwei Jahrhunderte hindurch gelebt, und dessen Satzung oder Zunftordnung hat während dieser Jahrhunderte den Angriffen der Zeit getrotzt und ist in ihrer ursprünglichen Fassung verblieben. Was aber dagegen nicht die Stürme der Zeit hat bestehen können, das sind die äußeren Umstände, unter denen das Amt sein Dasein gelebt hat. Als die Zunftordnung des Amtes von König und Rat gebilligt und festgelegt wurde, hatte die Hauptstadt des schwedischen Reiches eine Volksmenge von achthundert Bürgern; jetzt hat sich diese Volksmenge vervierfacht. Die Satzung des Amtes bestimmte vor zweihundert Jahren, daß die Anzahl der Meister vier sein solle; diese Satzung entstand in der wohllöblichen Absicht, das Handwerk gegen

Pfuscher und Bönhasen zu schützen. Jetzt ist der Schutz durch veränderte Umstände das Gegenteil geworden von dem, was er sein sollte; der Schutz ist Druck geworden.

Der Altermann griff nach der Glocke, und ein dumpfes Gemurmel war in der Stube zu hören.

— Meine nicht vorgreifende Meinung ist die, fuhr Meister Povel fort, daß die Anzahl der Meister sich eigentlich vervierfachen müßte, da die Volksmenge sich vervierfacht hat. Hier haben wir einige hundert Gesellen, alle junge und taugliche Leute, die ihr ganzes Leben darauf warten müssen, daß sie Meister und ihr eigener Herr werden; hier müssen sie Sklavendienste leisten für einen geringen Pfennig, während nur vier den Gewinn ernten dürfen. Mein Vorschlag ist also, daß die Satzungen des Amtes in diesem Punkte dahin geändert werden, daß künftighin die Anzahl der Meister auf sechzehn festgesetzt wird. Ich habe gesprochen.

Die Gesellen murmelten beifällig; der Altermann klopfte auf.

— Haltet den Mund, Gesellen, ihr habt kein Wort mitzureden! schrie er. Wohllöbliches Kannengießeramt! Wir leben in einer Zeit voller Unruhe und Mißvergnügen. Das jahrhundertelang Erprobte wird von Ehrvergessenen angegriffen; die denken nicht mehr an die Wohltaten, die sie selbst durch die Einrichtungen genossen, die unsere Vorväter uns zur Freude und zum Schutze gegeben haben.

Hier wurde der Redner unverständlich infolge eines sonderbar knarrenden Geräusches, dem gleich, das hervorgebracht wird, wenn ein Schiff gegen eine hölzerne Brücke schabt. Im dunkelsten Winkel der Stube, wohin der matte Schein der Talglichter kaum drang, saß auf der hintersten Bank eine kleine wunderliche Figur, die mit funkelnden Augen die Ausfüh-

rungen der beiden Redner angehört hatte. Sein großer Kopf ruhte unmittelbar auf den Schultern, wie der Läufer eines Malers auf der Platte; direkt aus dem Brustkorb hervor steckten zwei lange Beine wie ein paar Ruder; wo der Magen sitzen sollte, war ein leerer Raum, aber auf dem Rücken, wo es eben sein sollte, saß ein winkliges Bündel. Das Gesicht sah sonst verschmitzt aus, hatte aber augenblicklich einen unschuldigen und aufmerksamen Ausdruck angenommen. Um den letzten Argwohn, daß er irgendeine Schuld an dem sonderbaren Lärm habe, zu entfernen, hatte der Buckelmann die Arme über der Brust gekreuzt und die dem Argwohn am meisten ausgesetzte Hand ans Ohr gelegt, als könne er nicht genug von den kostbaren Worten des Altermanns hören. Als dieser jetzt wieder das Wort nahm, sah man, wie der Buckel sein linkes Bein soweit ausstreckte, daß er den Fuß der wackligen Bank erreichen konnte, die vor ihm stand; mit dem Erfolge, daß diese mit ihrer schweren Last Gesellen in eine schaukelnde Bewegung versetzt wurde, die das widrige und höchst störende Geräusch hervorrief.

— Sitz' still dort, zischten die bloßgestellten Gesellen und wandten sich nach dem Buckligen um.

— Sitze ich nicht still? antwortete dieser und zeigte seine unschuldigen Hände.

— Was ist denn das für ein Teufel, der nicht still sein kann?

Die Frage blieb unbeantwortet, und der Altermann fuhr fort:

— Alles in der menschlichen Natur braucht Schutz. Das Kind wird durch Wickeln davor geschützt, daß es krumm wird, das Weib wird vom Manne beschützt, der Bürger wird vom Krieger beschützt, und der König beschützt den Krieger.

Warum sollte da nicht auch das Kannengießeramt beschützt werden? Nächst dem Essen ist unleugbar das Trinken die wichtigste aller Verrichtungen, die das menschliche Leben erhalten. Adam bereits verstand Wasser zu trinken, Noah ging einen Schritt weiter und trank Wein. Unser Erlöser selbst mußte trinken, als er am Kreuze hing; alle haben wir getrunken, Junge und Alte, Kleine und Große, Arme und Reiche. Jetzt will ich fragen: wie sollten wir zum Genuß der Gabe des Trinkens kommen, wenn wir nicht etwas hätten, woraus wir trinken? Wir könnten uns allerdings auf den Bauch legen wie die unseligen Tiere, aber dann wären wir keine Menschen mehr. (Dies ist einer der wichtigsten Unterschiede zwischen Mensch und Tier.) Die wieder Trinkgefäße verfertigen, besonders jetzt Kannen, welche die vollkommensten aller Trinkgefäße sind, die sind die wahren Wohltäter der Menschheit, da sie den Menschen über das Tier erhoben haben. Das Kannengießeramt ist ein großes, vielleicht das größte Amt von allen, und jetzt will man es in den Schmutz ziehen; man will das niederreißen, was die Vorväter aufgebaut haben; man will mit einem Federzug austilgen, was Jahrhunderte geschaffen haben. Was soll man auf einen so unverschämten Angriff antworten?

Die wacklige Bank antwortete mit einem Knarren und Quietschen, als würde ein Bündel Kienhölzer zerbrochen, und die ganze Reihe der Gesellen schaukelte und nickte mit den Köpfen wie Krähen auf einem verfaulten Pfahlzaun.

— Was ist das für ein höllisches Unwesen dahinten? schrie der Altermann. Jagt die Gesellen auf der vorletzten Bank hinaus!

— Wir waren es nicht, wir waren es nicht, schrien die Gesellen. Es war die Bank!

Der Buckel strich sich mit seinen beiden unschuldigen Händen das Haar aus der Stirn und half mit, den unruhestiftenden Kameraden st! zuzurufen.

Meister Povel benutzte die Gelegenheit, um wieder das Wort zu nehmen, was nicht schwer war, da der Altermann seinen ganzen Vorrat alter Redensarten erschöpft hatte. Er begegnete zuerst den Vorwürfen des Altermanns, daß die Vorväter angegriffen würden, ermahnte ferner das Amt zu Bescheidenheit, denn Kannengießer seien nicht die ältesten von den Wohltätern der Menschheit, weil Adam aus der Faust, Noah aus einer Lehmschale und unser Erlöser aus einem Schwamm getrunken habe. Die Zinnkanne sei eine spätere Erfindung, die einst zu ihrer Zeit den Henkelkrug der Vorväter angegriffen, der seinerseits das Horn getötet habe. Aller Fortschritt geschähe nur durch Angriff und Töten, und wer den Angriff zu hindern suche, hindere also den Fortschritt. Was den wohltuenden Schutz betreffe, so könne er sich nicht der Meinung des Altermanns anschließen, daß das Kriegsvolk den Bürger schütze. Er hätte eher zu merken geglaubt, daß der Krieger recht tüchtig den Bürger unterdrücke; und was das Weib anginge, so fände er täglich und stündlich, daß des Mannes ausgeübter Schutz darin bestehe, daß das Weib Fußböden scheuern, Stiefel ausziehen, an der Eiswake liegen und waschen, in der Hitze am Herde stehen, sein Bett machen, sein Essen bereiten, alle erniedrigenden und das Schamgefühl kränkenden Beschäftigungen ausführen müsse, die jeder einzige verpflichtet wäre, selbst zu verrichten; nicht davon zu sprechen, daß sie die gemeinsamen Kinder tragen und nähren müsse.

Der Altermann nahm sich die Freiheit, Meister Povel zu unterbrechen und ersuchte ihn, nicht persönlich zu werden.

Die Gilde, die wußte, daß der Altermann boshaft gegen seine Frau war, brach in ein leises Gelächter aus.

Der Altermann entwarf nun ein Gemälde von dem glücklichen Zustande, in welchem Handel und Gewerbe sich befänden, besonders das Kannengießergewerbe; und er beschwor die Gilde, keine Rücksicht auf die Schreihälse zu nehmen, die es zu allen Zeiten gegeben habe und deren einzige Aufgabe es sei, mißvergnügt zu sein. Er bat die ganze Gilde, sich wie ein Mann zu erheben, da sie jetzt in ihren Grundlagen angegriffen werde, und man seine unreinen Hände an die Schöpfung der Vorväter zu legen drohe.

Kratsch! klang es aus dem Hintergrunde der Stube, und jetzt stürzte die wacklige Bank mit den sechs Gesellen zu Boden. Der kleine Buckel sprang auf, schrie und beschwerte sich über das Unwesen und stieß mit seinen Krücken auf den Boden. Die ganze Gesellenschar geriet in ein unwiderstehliches Kichern, und Meister und Altermann mußten einstimmen. Die Glocke läutete, und die Zusammenkunft der Gilde war aufgelöst.

Die Bänke wurden beiseite geschoben, Tische herangezogen, und das Bier floß in Becher und Kannen.
— Nun, lieber Bruder Povel, sagte der Altermann und umarmte seinen Gegner, du bist doch nicht böse auf mich, daß ich dich eben gezaust habe?

— O, findet das jemand, sagte Meister Povel. Grob soll man ja aufeinander sein, wenn man diskurriert; aber du brauchtest nicht so schrecklich zu übertreiben, finde ich.

— Als Altermann muß ich immer überlegen sein, das weißt du doch, sonst hat man keinen Respekt vor mir.

— Ja, es ist merkwürdig, daß die Leute keine Achtung vor einem haben, wenn man nicht lügt, sagte Meister Povel.

— Nicht so hitzig, nicht so hitzig, sagte der Altermann; siehst du, wenn man so pardauz auf seinen Rednerstuhl hinaufkommt, und es wird still um einen, und man sieht eine Wand von Lichterflammen und Augen vor sich, so ist es nicht so leicht, an das zu denken, was man sagt, aber sagen muß man etwas, und wenn die Gedanken einen verlassen, so finden sich immer noch Worte, die man nehmen kann. Unter uns, ich muß bekennen, daß du sehr recht hattest in der Hauptsache, aber so etwas darf man den Gesellen nicht sagen, die alle für den billigsten Preis Meister werden möchten und nur darauf warten, daß wir nachgeben.

— Unter uns, mein Bruder, erwiderte Meister Povel, wir sind alle Gesellen gewesen, und darum müssen wir nun auch verstehen, was die Gesellen wollen.

— Das ist sehr schön gesagt . . .

— Aber laß uns das Schöne laut sagen und nicht nur das Häßliche.

— Du bist ein Ehrenmann, Meister, sagte der Altermann und lud seinen Widersacher ein, eine Kanne zu trinken.

Das Trinken ging mit Nachdruck los; das Gespräch wurde lebhafter, die Lichter schläfriger und die Luft schlechter. Darauf wurde Essen hereingetragen. Die Meister bewirteten. Schinken und gesalzener Fisch verschwanden von den Schüsseln so schnell, wie sie gekommen waren. Darauf wurden Gesundheiten auf die Jungfrau Maria, auf die Schutzpatrone, auf das Amt, auf Altermann und Meister ausgebracht. Die Alten gingen heim, aber die Gesellen mußten bleiben, um aufzuräumen und das Geschirr zu waschen.

Ein Freudengeschrei brach los, und alle Reste wurden in der großen Schale gesammelt, die mitten auf den Tisch gestellt wurde.

— Bosse soll sprechen, Bosse soll sprechen! schrie man, daß die Hütte zitterte.

Bosse oder Boo — das war der Buckel — stand auf und setzte sich auf den Stuhl des Altermanns; sein Kopf kam in gleiche Höhe mit den Armlehnen. Er war sehr angeheitert; das Gesicht leuchtete in einem einzigen großen Lächeln; die schwitzenden Haarzotten klebten auf seiner Stirn; die großen Zähne glänzten in ihrer Weiße, und die kleinen Augen blinzelten so listig.

— Still, Gesellenbengel, fing er an und klopfte mit der Krücke an die Schale, worauf er mit demselben Hilfsarm die größte Kanne, die er sah, an sich herankescherte.

— Von allen menschlichen Bedürfnissen, nächst einem, dessen Namen ich in solch feiner Gesellschaft nicht zu nennen wage, ist ohne allen Zweifel das Redenhalten das, das am wahrsten und besten einem innewohnenden Gefühle Luft macht. Alle haben wir einmal in unserm Leben gesprochen. Eva hielt eine Rede, ehe sie Adam den Apfel aufschwatzte. Sara sprach lange und gut, ehe sie Abraham Kinder gebar, und der heilige Hieronymus hätte nie aufgehört, wenn nicht der Löwe gekommen wäre und ihn aufgefressen hätte. So ist es bestellt und so ist es geplant! Alle haben wir gesprochen, Große und Kleine, Arme und Reiche . . .

— Und Taube und Stumme . . . fiel Bruder Nigels ein, der mit Bosse um die Ehre, der Witzigste zu sein, stritt.

Bosse grinste höhnisch und rührte die Schale mit seiner Krücke um. Darauf sagte er:

— Die Blinden sehen, die Tauben hören und Stummen sprechen, so steht es in der Schrift, und ist es nicht wahr, so muß ich wohl dafür einstehen!

Nigels war geschlagen, und Bosse fuhr fort:

— Ich kenne nichts Lieblicheres, als mich selbst sprechen zu hören; ob alle anderen dasselbe finden, habe ich nicht Zeit gehabt zu ergründen. Oder was meinst du, Kurt?

Die Krücke, die das zweckmäßigste von allen Gliedern des Krüppels zu sein schien, wurde dabei dem gähnenden Kurt in den Mund gesteckt, welcher lustige Einfall die allerlebhafteste Anerkennung der ganzen Gesellschaft erntete.

— Hört nun an, was ich euch sage, Lümmel! Ihr wißt, daß der Bürgermeister und die hohen Herren den Gesellen nicht erlauben, zusammenzukommen, um etwas Verständiges über ihre Angelegenheiten zu sprechen; aber wenn sie zusammenkommen wollen, um zu saufen und zu spielen, so dürfen sie's. Die Pfoten auf den Tisch, legt eure unreinen Hände auf diese Karten und laßt sie tanzen, während ich euch ein besonnenes Wort sage. Ich wittere nämlich die unvermutete Rückkehr eines Meisters, denn sie trauen uns nicht mehr als billig. Spielt aus, so schwatze ich.

Die Karten knallten auf dem Tische, und Bosse sprach:

— Die Greise des Alten Testaments hatten die schöne Sitte, einen Mann über Bord zu werfen, wenn sie in Sturm kamen. Ich will die Art nicht empfehlen, weil sie alt ist, sondern weil sie gut ist. Unsere Gesellenschute ist draußen in Seenot, und einer muß in die See. Eure Wahl ist auf mich gefallen. Das ist eine gute Wahl. Ich habe keinen Vater, der dastehen und flennen wird, ich habe kein Ansehen zu verlieren, denn ich habe zweimal wegen Völlerei im

Loch gesessen. Ich habe keine Mädchen, die mir nachlaufen, und Kinder auch nicht, denn das Gesetz erlaubt solchen Krokodilen nicht, sich fortzupflanzen, und da tut es recht, denn sonst würden die Wälder bald zu Stöcken und Holzbeinen für die süße Brut niedergehauen sein; übrigens will ich euch sagen, daß der, der die Lungen auf dem Rücken und das Herz unten in den Därmen hat, nicht so übermäßig lange leben kann. Nicht schade um den Kerl also! Bosse geht in die See! Aber eine Sache verlangt er, eine einzige! Ihr sollt mit ihm halten! Ihr sollt zeigen, daß ihr glaubt, er handelt recht, und daß er es nicht nur um seinetwillen tut, denn er hat ja nicht viel zu verlieren! Morgen fängt er an, seine Meisterprobe abzulegen, denn das kann ihm niemand weigern. Was dann geschieht, das werdet ihr sehen, und das weiß er selbst noch nicht, das hängt vom Glück ab. Und jetzt, schwört mir auf meinen langen Arm, daß ihr mich nicht im Stiche laßt und euch in die Winkel verkriecht, wenn es zum Krach kommt, schwört das!

— Bei allen Heiligen und Teufeln, murmelten die Gesellen und legten die Finger auf die Krücke.

— Amen! sagte Boo. Stürzt nun den Fusel hinunter, denn ich höre den Meister die Treppe hinauftaumeln, und laßt uns ihm zeigen, daß wir uns nur mit löblichen und achtungswerten Hantierungen beschäftigen.

Gleich darauf trat der Meister ein, mit Schritten, die Schleichen vorstellen sollten, die aber infolge des reichlichen Biertrinkens mehr den Hufschlägen eines stätischen Pferdes glichen, das im Verschlage tanzt. Er wurde von den Gesellen mit Jubelrufen bewillkommnet und von Boo mit einer Rede begrüßt, die mit einer Einladung endete, an einem unschuldigen Landsknecht teilzunehmen; was zur Folge hatte, daß der Meister sich bald an dem einen Tischende be-

fand, die Faust voller Karten. Als aber die Reihe an Boo kam auszuspielen, war er verschwunden, denn er wußte, was der morgende Tag für ihn bedeutete.

* * *

In einer alten verfallenen Küche unten auf dem Hof des Altermannes stand Boo am Vormittag des folgenden Tages, eingeschlossen, und arbeitete an der Meisterprobe, deren Ausführung ihm nicht verweigert werden konnte, die ihm aber nicht das Recht zu verschaffen vermochte, das Kannengießeramt in der Stadt auszuüben, weil, wie oben erwähnt, die Anzahl der Meister nur vier sein durfte, und keiner von diesen während der Nacht verschieden war, trotz den starken Angriffen, die sie selbst auf ihr Leben gemacht hatten. Die Probe bestand darin, eine Flasche, eine Schüssel und eine Kanne zu gießen; doch die beiden ersten Arbeiten waren Boo erlassen worden, weil sein Geschick in deren Herstellung bekannt war.

Vor einem guten Kohlenfeuer im Herd stand Boo und hielt seinen Schmelztiegel bei gleichmäßiger Wärme. Die Form, die er in Ton fertig hatte, war von feuchten Lappen umgeben; mit einem schlechten Besmer wog er Blei und Zinn, die er in den Tiegel legte. Die Masse floß bald zusammen und bildete eine ebene Fläche; die Form füllte sich mit dem fließenden Metall, und in einigen Augenblicken war die Kanne gegossen. Auf der Drehbank schliff er jetzt die Nähte weg, und mit Bimsstein wurde das Metall glänzend wie Silber gemacht. Die Kanne war fertig, und sie gab einen starken Klang.

Zwei Stunden hatte er noch vor sich, ehe er hinausgelassen und seine Arbeit gemustert werden sollte. Er setzte sich auf einen Schemel, um auszuruhen,

und er nahm seine Arbeit in Augenschein. Hier war dem alten Handwerk eine neue Richtung gewiesen. Seit urdenklichen Zeiten waren die Kannen hoch und in der Mündung sehr schmal gewesen, was den Nachteil hatte, daß sie nicht oder wenigstens nur mit großer Schwierigkeit inwendig ausgewischt werden konnten, da die Hand mit dem Wischtuch nicht hineinging. Die Folge davon war auch, daß die Kannen niemals rein waren. Die einzige Verbesserung, die man im Laufe der Zeit vorgenommen hatte, war die, daß man die Anwendung des Bleis verbot. Aber das hatte nur den Nachteil gehabt, daß die Gefäße teurer wurden, ohne daß dem Übelstand in nennenswertem Maße abgeholfen worden wäre.

Jetzt hatte Boo die Frage auf eine sehr einfache Art gelöst. Um die Kanne inwendig waschen zu können, hatte er die Form geändert und sie in der Mündung weiter gemacht, so daß man mit der Hand hineinkommen konnte; um sie billig zu machen, hatte er Blei zugesetzt; um sie aber ebenso klangvoll und schön zu machen, als wenn sie aus reinem Zinn wäre, hatte er ein neues Verfahren angewandt, das Kaltguß genannt wurde, und das bestand darin, daß die Form durch feuchte Lappen kalt gehalten wurde; dadurch wurde die einzige Mißlichkeit, welche die Anwendung des Bleis mit sich bringen konnte, aufgehoben.

Boo hatte also allen Grund, mit seiner Neuheit zufrieden zu sein, wenn er auch keine großen Hoffnungen hegte, sie von den Alten anerkannt zu sehen.

Als die Zeit zu Ende war, war ein Schlüssel im Schloß zu hören, und die Tür ging auf. Der Altermann trat ein, vom Altgesellen begleitet, der das Meisterstück ins Rathaus zu tragen hatte, wo es beschaut werden sollte. Der Altermann war nicht heiter; wenigstens trug sein Gesicht Spuren von furchtbaren Gemütsbewegungen und bösen Träumen, vielleicht

Wirkungen einer durchwachten Nacht und eines Rausches. Das Meisterstück wurde mit einem Tuche verhüllt, und nun wanderte man zum Rathaus hinauf, der Altermann zuerst, der Altgeselle dann, und zuletzt kam Bosse, wie eine Elster auf seinen Krücken daherhüpfend.

Die Straßenjungen standen an der Ecke und streckten die Zunge gegen Bosse aus, der nur damit antwortete, daß er die eine Krücke einen Sprühregen aus dem Rinnstein aufrühren ließ, infolgedessen die scherzhafte Schar in Torwege verschwand.

Ins Rathaus hinaufgekommen, erhielt Bosse einen Wink, im Flur zu bleiben, wo die Türwache saß. Der Bürgermeister und die drei Meister des Kannengießeramts empfingen den Altermann. Da die Tür halb offen gelassen wurde, konnte Bosse hören, was in dem großen Saale gesprochen wurde. Der Bürgermeister begann:

— Was sind das für Possen! Kommen und die Meisterprobe ablegen, wo es keine freie Stelle gibt! Die Leute mit solchen Aufzügen belästigen! Wir müssen ihnen wohl einen Nasenstüber geben, damit sie nicht in Zeit und Unzeit angerannt kommen. Laßt nun das Meisterwerk sehen, wir wollen's anschauen, daß es der Teufel holt! Abfieren den Lappen!

Der Altgeselle hob das Tuch auf, und da stand nun Bosses Meisterstück auf dem Tisch.

— Was in Jesu Namen ist das? Treibt der Mann sein Spiel mit uns? brach der Bürgermeister los und lachte verächtlich.

— Mir scheint, sagte der Altermann, als wenn dieses Gefäß für ganz andere Zwecke bestimmt wäre, als zum Trinken; man kann ja den ganzen Kopf hineinstecken.

— Ich könnte bei meiner Kleinheit bestimmt ein Sitzbad in diesem Krug nehmen, sagte der Bürgermeister.

Alle lachten, außer Meister Povel.

— Ruf' den Lümmel herein, sagte der Bürgermeister.

Bosse trat ein.

— Höre, mein Junge, nahm der Bürgermeister das Wort, denkst du Barbier zu werden?

— Das ist nicht so unmöglich, antwortete Bosse; man hat Zinngießer gesehen, die Ratsmänner geworden sind.

— Wenn du ebenso witzig mit den Fingern wärest, wie du mit dem Munde bist, erwiderte der Bürgermeister, würdest du auch Zinngießer werden können. Wie willst du das Gefäß hier nennen?

— Der Name tut nichts zur Sache, aber wohl trank ich so wenig Bier heute nacht, daß ich sehen kann, daß es eine Kanne ist, antwortete Bosse.

— Wohl hast du einen breiten Schnabel, aber daß du ein Sitzbecken gebrauchst, um etwas in dich hineinzugießen, das hätte ich doch nicht geglaubt.

Meister Povel, der bisher geschwiegen hatte, nahm nun das Wort.

— Der Junge hat schon einen Gedanken gehabt, als er die Kanne so weit im Schlund machte, sagte er.

— Was könnte er für einen Gedanken gehabt haben? Laßt hören! sagte der Bürgermeister und legte die Hand ans Ohr.

— Der Gedanke war, daß man mit den Händen in die Kanne hineinkommen kann, antwortete Bosse.

— Hört den an! Er trinkt mit den Händen!

— O, er meint, daß man mit den Händen hineinkommen kann, wenn man die Kanne reinmachen will, half Meister Povel weiter.

— Was ist das für ein Geschwätz? schnitt der Bürgermeister ab; man kann die Kannen nachher ausspülen, wie man bisher getan hat. Übrigens hat er Silber in das Zinn getan, da es so hart und blank ist.

— Nein, er hat Blei hineingetan, sagte Bosse.

— Blei? Das lügt er, fiel der Altermann ein. Zinn wird grau durch Blei und weich wie Wachs.

— Ja, in gewöhnlichen Fällen, aber nicht, wenn man Kaltguß benutzt, sagte Meister Povel.

— Kaltguß? Kalter Guß! Haltet mir die Stirn, schrie der Altermann; gießt mir einen Eimer Wasser über den Kopf, laßt mich zur Ader hinterm Ohr; habe ich den Verstand verloren, oder ist Povel verrückt geworden? Kann man jetzt kaltes Zinn gießen? So was hat er wohl im vorigen Sommer in Deutschland gelernt.

— Man gießt nicht kaltes Zinn, antwortete Meister Povel, sondern man gießt in kalte Formen.

— Zum Teufel mit euren Formen und euren Neuheiten! Und es wundert mich, daß du, Povel, der du ein alter, verständiger Mann bist, dich auf solche Kunstgriffe einlassen kannst. Nimm deinen Bosse und seinen Topf mit und geh heim und lehre ihn eine ordentliche Arbeit machen, und dann komm wieder, wenn du Ehre mit ihm einlegen kannst, aber laß ein anderes Mal keinen Grünschnabel vor, beschloß der Altermann die Zusammenkunft.

Meister Povel versuchte noch einige Einwendungen, aber ohne irgendwelchen Erfolg. Die Neuheit wurde als neu und unnötig verworfen. Wenn man auch nicht gewisse Vorzüge leugnen könne, erklärte einer der schweigenden Meister, so sei die Ware verfehlt, da sie durch Blei verfälscht sei, und damit war die Sache abgetan.

Meister Povel, bei dem Bosse in Dienst stand und der unnötig Amt und Bürgermeister bemüht,

wurde dazu verurteilt, unten im Ratskeller ein Frühstück zu geben, aber Bosse mußte nach Hause gehen.

Er hätte eigentlich traurig sein müssen, aber seine Natur war durchaus nicht so angelegt; er hatte so manche Jahre gegen die Dummheit gekämpft, daß er nicht eben große Hoffnungen auf deren Genesung gesetzt hatte, als er daranging, die Probe zu bestehen.

Als er an die Rathauspforte kam, sah er einen großen Schwarm Leute, die durch das Gerücht angelockt waren und gewartet hatten, um den neuen Meister zu begrüßen. Als nun der Haufen den Gesellen allein mit seiner Kanne und ohne irgend ein Zeichen der neuen Würde herunterkommen sah, wurden sie wütend, daß sie vergebens dagestanden und gewartet hatten. Einige pfiffen, andere zischten, aber Boo, der nicht an Beifallsäußerungen gewöhnt war, fand sich hinein; er setzte die Kanne auf den Kopf, streckte die Zunge aus, verdrehte die Augen und trollte in den Volkshaufen hinein, der sofort das Lächerliche des Auftritts herausfand und zu lachen anfing. Von der lärmenden Menge begleitet, nahm Boo seine Zuflucht zu einem Bierkrug. Hereingekommen, stellte er die Kanne auf einen Tisch und setzte sich auf die Bank daneben.

— Bier her! rief er dem Mädchen zu.

— Nein, sieh, welch feine Kanne, sagte Meta.

— Daß du das sehen kannst, während du nur ein Krugmädchen bist.

— Die kann man wenigstens im Handumdrehen auswischen!

— Ganz, wie ich sagte.

— Die ist wohl furchtbar teuer?

— Kostet ein Drittel weniger als die andern.

— O Herr Schöpfer und Sankt Nikolaus, dann macht doch um alles in der Welt solche!

— Eben das wollte ich, siehst du, aber man darf nicht alles, was man will, und unsere hohen Beschützer erlauben nicht, daß der Handel abwärts geht, was dasselbe ist, daß die Kannen in die Höhe gehen.

Ein Getreideträger kam herein und setzte sich neben Boo.

— Das ist eine wirklich feine Kanne; wo kann man die kaufen? fragte er.

— In der Hölle kannst du die kaufen, sagte Boo ärgerlich.

— Wäre es nicht so weit dahin, würde ich bald eine haben, wenn sie nicht allzu teuer ist.

— Es ist doch ganz unbegreiflich, je gelehrter man wird, desto dümmer wird man. Ist es glaublich, daß von den vier Meistern nicht mehr als einer begriff, wie ausgezeichnet diese Kanne hier ist, zischte Boo.

— O, sie begreifen es schon, meinte der Getreideträger, und darum wollten sie es nicht anerkennen, aber das sage ich, wer solche Kannen verkaufte, der würde mit einem Schlage reich!

Boo saß dort bis zum Abend und ließ seine Kanne bewundern. Als der Krug um neun Uhr geschlossen wurde, ging er mit einem halben Rausch nach Hause und legte sich vergnügt schlafen, seine liebe Kanne neben dem Kopfende.

* * *

Am folgenden Tage hatte Boo ein längeres Gespräch mit Meister Povel; mit der Wirkung, daß Boo, der durch Ordnung und Sparsamkeit einige Pfund Zinn gesammelt hatte, Erlaubnis erhielt, für eigene Rechnung in der alten Küche zu arbeiten, denn Meister Povel war ein sehr seltener Mann, der

andere auch leben ließ, da das Schicksal es ihm vergönnt hatte, selbst so gut zu leben.

Boo war vierzehn Tage lang nicht in der Stadt zu sehen, und die Sache mit seiner Kanne war vergessen, denn man hatte von so viel anderem zu schwatzen.

Aber eines Morgens bei Tagesanbruch bekamen die Mägde der Stadt etwas zu sehen. Mitten auf dem Großmarkte, gerade gegenüber dem Rathaus, war Bosse dabei, einen Tisch aufzuschlagen, der aus einigen Brettern bestand, die auf Kisten gelegt wurden. Als der Tisch fertig war, nahm er eine Kanne nach der anderen hervor und reihte sie auf den Brettern auf, und siehe da, alle Kannen waren von derselben Form wie die, die er auf dem Rathaus vorgezeigt hatte und die vom hohen Amt nicht gebilligt worden war.

Um neun Uhr hatte Bosse das halbe Lager verkauft. Froh und vergnügt saß er auf dem Tisch, die Beine unter sich gekreuzt, und rief: Kannen, Kannen, wer will kaufen Kannen? Als er dies einige hundert Male wiederholt hatte, fing er an, die Worte in einen Gesangton eigener Erfindung zu setzen.

Um zehn herum, als die Sonne hoch am Himmel stand und die Gesellen ihre Freistunde hatten, sah man die Kannengießergesellen sich in Gruppen um Bosses Tisch sammeln. Einige von den Vorsichtigeren fällten beunruhigende Bemerkungen von der Gefahr, Zunftordnung und Vorrechte zu brechen; andere nickten beifällig und sagten halblaut: steh' deinen Mann, Bosse.

Inzwischen hatte der Altermann der Kannengießer die Morgenstunde benutzt, um auf dem Rathaus einen Besuch zu machen. Er kam mit schweren Schritten den Hügel herauf und warf sehnsüchtige Blicke nach dem Ende der Anhöhe, während er sich

mit seinem Stock weiterstieß. Auf den Markt hinaufgekommen, blieb er stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Auge überblickte schnell die Volkshaufen auf dem Markte und fand nichts Ungewöhnliches oder Unruheerregendes. Er setzte den Stock auf den Boden und wollte gerade seine Wanderung fortsetzen, als sein Ohr von einem seltsamen Laut getroffen wurde, der aus der Entfernung dem Krähen eines Hahnes glich, aber wohl Gesang vorstellen sollte.

— Kannen, Kannen, wer will kaufen Kannen? Kannen, so weit wie des Altermanns Strümpfe. Kannen so groß wie des Bürgermeisters Strümpfe. Kannen, Kannen, ohoj!

Der Altermann stürzte mit hocherhobenem Stock in den Volkshaufen hinein, der Bosses Tisch umringte und der nur schwer nachgab, um dann desto sicherer den fetten Altermann festzuklemmen, der nun wie in einem Amboß saß und unter dem Jubel der Menge Bosses Schmähweise anhören mußte, die dieser von neuem mit gehörigen Änderungen aufnahm, begleitet von den wiederholten st! st! st! des Haufens.

Der Altermann fing an zu schreien:

— Du Erzschelm, du wagst Gesetze und Verfassungen zu brechen.

— Ich habe keine Verfassungen gebrochen, sagte Bosse.

— Du hast einen Laden aufgemacht, du Verräter!

— Dies ist kein Laden, antwortete Bosse.

— Aber das ist ein Tisch.

— Nein, das ist kein Tisch, das sind nur einige Bretter, und übrigens steht in der Zunftordnung, daß man keine Fenster aufmachen dürfe. Hier sind keine Fenster zu sehen, wenn der Altermann nicht welche dort oben — am Himmel sieht!

— Du verkaufst Kannen, du teuflisches Reptil!

— Die Leute sind es, die sie kaufen, Altermann!

— Und du singst Schmähweisen, du Racker!

— Ich singe von den Strümpfen des Altermanns!

— Nein, du singst was Häßliches, du höllische Fratze! Hierher, Bürgermeister und Waffenknechte! Hierher!

Der Bürgermeister zeigte sich jetzt in einem Fenster und war im Augenblick über die verzwickte Lage seines Freundes klar. Er gab einen Wink ins Zimmer hinein, und bald erschien der Trommelschläger der Stadt in einem anderen Fenster. Die Trommel gab einen kurzen Appell.

— Steht euren Mann jetzt! sagte Bosse zu den Gesellen.

Aber die Trommel begann zu wirbeln, und da ging es wie ein Schreck durch den Haufen. Er verdünnte sich und löste sich wie eine Wolke auf.

— Steht euren Mann, schrie Bosse, jetzt gilt es!

Aber sie standen ihren Mann nicht. Sie wichen, wichen so schmählich. Aber da wurde Bosse zornig. Er sprang auf, stellte sich auf den Tisch und schrie:

— Meineidige, Bucklige; lauft ihr vor einem Kalbsfell? Erinnert ihr euch, wie ihr bei Heiligen und Hölle schwurt, euren Mann zu stehen, in der Nacht, da wir so taten, als spielten wir Karten? Laßt mich euch ins Gesicht sehen, ihr Drückeberger, und nicht auf den Rücken, sonst kommt mein Stock in Versuchung, eine Sünde zu begehen!

Aber sie liefen alle beim Anblick des Bürgermeisters und der Stadtknechte, die jetzt herunterkamen und Boo und seinen Verkauf umringten.

Da erlosch dessen Stimme; ohne Widerstand ließ er sich fesseln und ins Stadtgefängnis führen, worauf sein unverkauftes Lager mit Beschlag belegt wurde.

Als er zur Pforte hineingeführt wurde, kehrte er sich in einem Anfall von guter Laune um und sagte zum Altermann:

— Ich hoffe, das Kannengießeramt, das ja das Handwerk beschützt, beschützt auch dessen Ausüber. Darum will ich im Vorbeigehen erwähnen, daß ich lieber auf Rindshaar als auf Mauerstein liege, und daß ich frisches Fleisch schimmeligem Brot vorziehe; gutes Bier ist immer meine Schwäche gewesen, und ich hoffe, daß meine hohen Beschützer Feuerung und Aufräumen nicht vergessen werden.

Und er hüpfte ins Gefängnis hinein, voller Mut, aber mit wenig Hoffnung.

* * *

Sechs Tage saß Boo in Haft. Niemand durfte ihn im Gefängnis besuchen, aber man konnte sich ihm durch die Tür mitteilen. Diese Mitteilungen bereiteten ihm mehr Ärger als Kälte und Feuchtigkeit. Es war guter Rat hinterher, Erklärungen, Ermahnungen, Vorschläge:

— Was nützt es? — Warum Lärm schlagen? — Was hast du denn davon? — Ist es recht?

Aber am schlimmsten war es, wenn die Mutter aus den südlichen Bergen herunterkam, wo sie eine Kuh und eine Hütte besaß. Die Alte war altersschwach und taub und hatte bloß verworren die Ursache zur Verhaftung des Sohnes aufgefaßt. Auch sie durfte nicht ins Gefängnis kommen, sondern mußte das Gespräch durch die Tür führen, was zu den schrecklichsten Verdrehungen des Abenteuers Anlaß gab.

— Was hast du getan, unglückseliger Junge? schrie die Alte durch die Tür.

— Ich habe Kannen gemacht, antwortete Boo.

— Bist du in den Bann getan? Das glaube ich schon. Aber ich frage, was du gemacht hast?

— Eine Kanne! schrie Bosse so laut, als ob er die starke Tür sprengen wollte.

— Ja, ja, ich wußte, daß es so enden würde. Ich sagte es immer, wenn du zu Hause ungehorsam warst. Aber die Mädchen sind auch zu verrückt! So ein häßlicher Mensch wie du! Pfui!

Nun verstand er nichts mehr, und darum schwieg er.

— So so, sie heißt Anna, fuhr die Alte aus freier Hand fort. So hieß die auch, die mit dem schwarzen Anders in Dufnäs abzog.

— Was schwatzest du, Mutter, von einer Anna?

— Sprichst du so zu deiner alten Mutter, Junge? Schämst du dich gar nicht? O, o, o! so ein Kind! So ein Kind!

Bosses Verstand umnebelte sich, und er steckte den Kopf in den Strohsack, um das Gespräch nicht fortsetzen zu müssen.

Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, kehrte er nicht zu Meister Povel zurück, sondern unternahm kleine Wanderungen in den Krügen der Stadt, wo er vom Morgen bis zum Abend saß und die Mittel verzehrte, die aus dem Verkauf geflossen waren, und die man, vergeßlich genug, ihm nicht abgenommen hatte, als er ins Gefängnis gesetzt wurde. Er war aus der Zunft der Kannengießer ausgeschlossen; für eigene Rechnung zu arbeiten, war ihm genommen, und ein anderes Handwerk konnte er nicht. Er war aus dem Rade des großen Gesellschaftswerkes herausgefallen, in das ihn seine Erziehung versetzt hatte, und er hätte sich bald den Losen und Mißvergnügten angeschlossen, wenn nicht Umstände eingetreten wären, die ihn wieder nützlich machen sollten, aber auf andere Art.

Am Morgen desselben Tages, an dem Bosses großartiger Versuch, einen neuen Weg auf dem dornigen Felde des Kannengießens zu bahnen, mißlungen war, kam Aufmann Algut aus Lübeck in sein Kontor auf der östlichen Allmendestraße am Salzseehafen und stellte eine Kanne Bossescher Arbeit auf den Schreibtisch des Kompagnons.

— Joseph! Sieh die Kanne an!

Joseph sah mit Kennermiene die Kanne an:

— Nun, Algut, was denn?

— Was willst du mir für die Kanne geben?

Joseph schrieb etwas auf sein Papier und antwortete:

— Ich gebe zwei Öre?

— Gibst du mir zwei Öre?

— Ach, dir! Du sollst nicht mehr als anderthalb Öre von mir haben.

— Gibst du mir anderthalb Öre?

Joseph schrieb etwas aufs Papier und antwortete dann:

— Ist das Privatgeschäft oder Kompagniegeschäft?

— Privat.

— Na, dann gebe ich anderthalb!

Als das Geschäft abgemacht war, ging Algut in die Stadt, um Boo aufzusuchen. Dieser saß im Gefängnis und konnte nicht angetroffen werden. Algut nahm dann seine Kanne, und ging hinunter zu einem Kauffahrteischiff, das fertig lag, um nach Lübeck abzugehen. Da machte er ab, daß der Kaufmann in Lübeck eintausend Kannen nach beifolgendem Modell bestellen und sie unverzüglich hersenden solle, aber er fügte die Ordre hinzu, daß der Gießer etwas mehr Blei in das Zinn tun solle. Das Schiff fuhr ab und blieb einen Monat fort.

Dies alles geschah unter dem deutschen König Christoph von Bayern, der infolge des Neides, den die Schweden aufeinander haben, auf den Thron gekommen war, weil man lieber einen Ausländer zum König nahm, als daß man es über sich gebracht hätte, einen Eingeborenen zu wählen, ganz wie die Frösche, als sie den Storch zum König bekamen. Dieser König, dem natürlich alle vaterländischen Gefühle für das neue Land fehlten, behandelte es wie einen großen Königsgarten, wo die Grundbesitzer als Pächter betrachtet und das Gut der Krone an seine Landsleute, die Deutschen, verteilt wurde. Aber die Deutschen erhielten auch Vorrechte auf bald gesagt alles, am meisten auf Freihandel im Lande. Diese Vorrechte mußten oft die Vorrechte verletzen, die vorher an Schweden teuer verkauft waren, und aller Handel und Wandel lag bald in den Händen der Deutschen. Diese Deutschen wiederum, die sowohl mit Verwunderung wie Vergnügen sahen, wie zahm sich die bescheidenen Schweden gegenüber der fremden Unterdrückung aufführten, behandelten die Eingeborenen wie dumme Barbaren, die nicht verstanden, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen, und diese Fremdlinge wurden bald so übermütig, daß sie sich für die eigentlichen Wohltäter des Landes ansahen. Ja, sie wurden niemals müde, an die „Wohltaten" zu erinnern, die sie dem armen Lande erwiesen hätten, und sie pochten oft laut auf Dankbarkeit.

Indessen, eines Morgens schlenderte Boo in der Stadt umher. Sein Geld war ausgegangen, und er war nicht ganz so froh wie gewöhnlich. Wie er so ging, kam er an die deutschen Buden am Salzseeufer. Da ging es sehr lärmend her; Eisenstangen klirrten, Ketten rasselten, Hunde bellten, Träger schrien; aber mitten in all diesem Gesumme hörte

er einen Gesang, der ihn in das höchste Erstaunen versetzte und ihn die Ohren spitzen ließ.

— Kannen, Kannen, wer will kaufen Kannen?

Bosse glaubte nicht recht zu hören und hüpfte durch die Volksmasse, die sich um eine Straßenbude drängte. Näher gekommen, sah er eine Stange aus einer Holzbude hervorstecken, und auf der Stange hingen fünf blanke Zinnkannen nach seinem eigenen Modell. Er schob sich allmählich vor, bis er den Ladentisch erreichte. Da stellte er sich hin, stützte sich auf einen Ellbogen und betrachtete aufmerksam und unablässig den verkaufenden Deutschen, der die ganze Bude voller Kannen hatte und frisch davon verkaufte.

— Was gaffst du an? fragte der Deutsche, dem Boos Blicke lästig wurden.

— Dich, versteht sich, antwortete Bosse.

— Willst du eine Kanne kaufen?

— Ich will nichts kaufen, antwortete Bosse.

— Dann geh deiner Wege!

Bosse fuhr den ganzen Vormittag fort, den Deutschen zu betrachten.

— Worauf wartest du? fragte ein Eisenträger Bosse.

— Auf einen Trommelschläger, antwortete er.

Es kam kein Trommelschläger, aber es war doch sehr lebhaft im Rathaus hergegangen. Der Altermann der Kannengießer war schäumend vor Zorn zum Bürgermeister hinaufgekommen und hatte um einen Trommelschläger gebeten, um dem unerlaubten Eingriff in die Vorrechte des Amtes zu begegnen. Der Bürgermeister hatte auch geschäumt, aber erklärt, nichts bei der Sache tun zu können, weil die Deutschen ihre vom König bestätigten Handelsvorrechte besäßen; er könne nur zum Schweigen raten und da-

zu, kein Mißvergnügen zu zeigen; das hieße nur den Deutschen noch ein Vergnügen bereiten.

Als die Bude am Abend geschlossen wurde, ging Bosse heim zu seiner Mutter in die südlichen Berge, und grübelte darüber, was er gesehen und gehört hatte; und als er nachts einschlief, dachte er:

— Zum Teufel, wie die meinen Kannen glichen!

Bosse hatte als Entgelt für Nachtherberge und etwas Essen es übernehmen müssen, die Kuh der Alten zu hüten, solange sie selbst unten an der See wusch. Um sich die Mühe zu erleichtern, hatte er entdeckt, daß man das Vieh an einen Stein binden konnte; da aber das im Widerspruch mit den Grundsätzen der Alten und aller vernünftigen Viehzucht stand, weil das Tier dadurch gehindert wurde, die besten Stücke auf der dürftigen Bergweide auszuwählen, sah Bosse sich bald in die Lage versetzt, an den Berghängen umherhüpfen zu müssen, was ihm sehr beschwerlich war.

Aber heute morgen, es war ein schöner Herbstmorgen, hatte das verwünschte Tier sich recht satt gefressen, und legte sich aufs Moos nieder, um wiederzukäuen, was es hastig verschlungen hatte. Bosse benutzte die willkommene Gelegenheit, um sich niederzulegen und nachzusinnen. Er dachte zuerst, wie glücklich es hier in der Welt für einen Buckel bestellt wäre, wenn die Kühe im Liegen fressen könnten; die konnten ja weiterkriechen, wenn sie den Boden abgegrast hatten, dann brauchten sie sich nicht zu erheben und mit vorgestrecktem Halse weiterzugehen; und er begriff nicht, wie diese Tiere es ertragen konnten, beständig das Blut im Kopfe zu haben, wenn sie weideten; er wollte sehr gern einige Verbesserungen in der Lebensart dieses Viehs einführen. Darauf wunderte er sich, warum Gott die Deutschen Zinnkannen verkaufen ließ, während er, der Bucklige,

es nicht tun durfte. Dann guckte er hinaus über die Salzsee und die Schiffsbrücke mit den vielen Fahrzeugen, die deutsche und lübische Flaggen trugen, und er fragte sich selbst, ob nicht der Deutsche die Formen zu seiner Kanne gestohlen hätte. Auf diese Frage antwortete er unbedingt ja; aber der Schmerz über das erlittene Unrecht wurde bedeutend gemildert, als er an den Schaden dachte, der dem wohllöblichen Kannengießeramt zugefügt wurde.

Er hatte den Strick fest um die rechte Hand gewickelt und lehnte sich gemächlich mit dem Rücken gegen einen Stein. Die Kuh kaute so einförmig, die Sonne schien so warm, der Stein war zufällig infolge eines üppigen Mooswuchses so weich, und Bosse war so müde, nachdem er den vorigen Tag am Ladentische herumgelungert, daß er in einen wohltuenden Schlummer fiel. Und er träumte so schön von einer Kuh, die in einem gemachten Bette lag und zwischen Laken roten Klee fraß und dazu rheinischen Wein trank, aus einer Zinnkanne, die fünfundzwanzig Prozent Blei enthielt, und dann kam eine Schlange und kroch über das Kopfkissen, als Bosse sie aber fassen wollte, schlängelte sie sich zwischen seinen Fingern hindurch und verschwand in der lübischen Flagge, und damit war sie fort, und es klang, als wenn man eine ganze Wäsche aus dem vierten Stockwerk fallen gelassen hätte, was von einem brennenden Schmerz im Rücken begleitet wurde, so daß Bosse erwachte.

— Wo ist die Kuh? schrie die Alte, die mit hocherhobener Krücke dastand.

— Sie liegt dort, sagte Bosse und holte nach dem Strick, aber der Strick war fort.

— Wo liegt die Kuh? zischte die Alte.

Ja, nun wußte Bosse, wo sie lag. Jammer und Elend; es war nicht drei Klafter bis zum Abgrund, und da lag sie. Er kroch auf Händen und Füßen bis an den Rand und schaute in die jähe Tiefe hinunter.

— Ist sie da? flüsterte die Alte.

— Sie ist da, antwortete Bosse traurig.

— Nuun?

— Ich glaube nicht, daß sie lebt! Sie sieht aus, als wäre sie geplatzt!

Es war eine große Trauer oben in den Südlichen Bergen, ebenso groß beinahe wie damals, als Vater starb. Auch der Schlächter wollte das Vieh nicht kaufen, da es so schwer beschädigt sei. Die Alte weinte und zerraufte sich drei Tage lang. Darauf trocknete sie ihre Tränen und fing an Fleisch zu salzen, Wurst zu stopfen und Lungenmus zu hacken. Und dann aß man Fleisch jeden einzigen Tag und der Kummer war groß; nie hätte man geglaubt, daß es so schwer wäre, Fleischtage durchzumachen. Mitunter mußte die Alte auf und Bosse durchpeitschen, um ihrem Kummer Luft zu machen; und er nahm es hin und schwieg, denn er wußte, daß es die Alte beruhigte.

Eines Tages, das Fleisch war zu Ende und die Milch auch, saßen Bosse und seine Mutter draußen vor der Hütte und sahen auf die lärmende Stadt unten in der jähen Tiefe hinab. Und sie waren sehr traurig. Da sahen sie einen Mann den Berg heraufgeklettert kommen. Es war ein ansehnlich gekleideter Mann mit verständigen Augen und rotem Bart. Als er Bosse erblickte, war er sehr erfreut:

— Ich bin so froh, den Gesellen zu sehen! Ich habe alle Berge abgerannt, um ihn zu finden! Ach, Herr Jesus, wie wird mir das Gehen schwer! Nun,

Bosse, ich habe von einem Geschäft zu sprechen. Das ist Eure Mutter, na, da mag sie's hören!

Bosse bat den Kaufmann, sich zu setzen, und machte sich bereit, zu lauschen.

— Seht, ich heiße Kaufmann Algut und handle mit Kannen, die ich von Lübeck beziehe.

— So, daher bezieht Ihr sie? fiel Bosse ein.

— Ja! ich kaufe sie dort! Aber sie werden mir zu teuer! Sagt mir, wofür wollt Ihr die Kanne machen?

— Hört mal, wer hat gesagt, daß ich überhaupt Kannen machen will? sagte Bosse.

— Das habe ich! fiel jetzt die Mutter mit einem tiefen Seufzer ein, der aus dem jähen Grabe der jüngst Verschiedenen zu kommen schien.

— Na, seht Ihr! Was will der Mann denn haben für seine Kanne?

— Eineinhalb Öre, antwortete Bosse.

— Ach, Herr mein Gott, dafür bekomme ich die Kanne aus Lübeck.

— Unter dem Preise kann sie nicht gemacht werden, sagte Bosse bestimmt.

— Dann muß man mehr Blei in das Zinn tun!

— Hört mal, Kaufmann, sagte Bosse; seht Ihr den Abhang?

— Ja, und?

— Wir hatten eine Kuh, die da hinunterging! Es sind nur fünf Klafter bis dahin. Wollt Ihr mir glauben, daß auch ein Ochse da hinunterkommen kann?

— Bosse, Bosse, unterbrach ihn die Mutter, denke an deine alte arme Mutter!

— Das tue ich eben! Ich will, daß sie einen ehrlichen Jungen behält, auch wenn er im übrigen ein armer Teufel ist.

— Ehrlich! Hm! Wirst du reich, so kannst du auch ehrlich sein!

— Das war ein häßlicher Satz!

— Es ist ebenso häßlich von einem großen Menschen, seine Mutter sich totarbeiten zu lassen.

— Hört, Kaufmann, sagte Bosse, Ihr dürft ausländische Kannen verkaufen, das dürft Ihr, aber Ihr dürft hier im Lande keine anfertigen.

— Ich denke keine Kannen zu machen, und lasse ich welche machen, so werden es keine schwedischen sein!

— Nein, hör' einer den an! Er läßt mich ausländische Kannen in Schweden anfertigen. Aber sagt mir eins, warum wendet Ihr Euch gerade an mich?

— Ja, warum? Ich habe den Gesellen gern!

— Aber ich habe keine Werkstatt und darf keine haben!

— Ich auch nicht, aber ich habe einen sehr guten Freund, der uns einen Raum in der Stadtmauer leihen will.

— Ich werde die Sache beschlafen, sagte Bosse.

— Das tut nur! Morgen erwarte ich Euch. Kaufmann Algut und Joseph an der Schiffsbrücke! Fragt nach Kaufmann Algut, nicht Joseph! Ade!

Die Verhandlung war zu Ende, aber Bosses friedvolles Dasein in den Südlichen Bergen war auch zu Ende. Denn nun wurde er von der Alten bestürmt, die sich an sein Herz und seine Ehre wendete. Aber wenn sie mit der Ehre kam, dann hatte Bosse die Oberhand, denn er kämpfte gerade, um sie zu behalten. Aber die Alte blieb dabei, daß die Ehre für die Reichen sei; die Armen müßten ihre erste Pflicht erfüllen und leben. Würde man reich, hätte man Ehre; hätte man Ehre, würde man geehrt.

Das Ende war, daß Bosse zu Algut und Joseph hinunterhumpelte, und zwar zu sehr guter Zeit. Hier wurde er aus dem Kontor über die Hintertreppe in ein Magazin geführt und von dort noch weiter in

einen Keller, wo er eine vollständige Kannengießerwerkstatt und einen Gesellen vorfand, der ihm zur Hand gehen sollte.

Hier eröffnete nun Bosse seine Wirksamkeit und verfertigte lübische Kannen, wie sie genannt wurden, und welche auf dem Markte ausgezeichnet gingen.

Der Gesell, der Claus hieß, hatte ein Äußeres, das mehr gewinnend als vertrauenerweckend war. Er war sehr gelehrig und suchte allen Geheimnissen des Handwerks auf die Spur zu kommen; er achtete auf die geringsten Kleinigkeiten und fragte nach derselben Sache viele Male.

Eines Tages war Claus verschwunden. Kaufmann Algut konnte nicht sagen, wo er war, und er wußte es auch nicht. Gleichzeitig trat ein kleiner Bruch zwischen den Jnhabern der Firma Algut und Joseph ein. Joseph wollte nicht mehr Alguts Kannen kaufen, weil sie zu teuer seien; er wollte nicht mehr als ein Öre für die Kanne geben. Algut bestand auf seiner Forderung von anderthalb. Da sagte Joseph den Handel auf und erklärte, er brauche Alguts Kannen nicht. Algut wollte nicht nachgeben, trotzdem er keine eigenen Handelsvorrechte besaß, sondern diese auf Joseph ausgestellt waren. Acht Tage später eröffnete Joseph einen neuen Verkauf von lübischen Kannen, nachdem das alte Lager ausverkauft war; und jetzt konnte er die Kanne für eineinhalb Öre an das Publikum verkaufen.

— Ach, du schlauer Teufel, sagte Algut. Hier sehe ich die Spuren von Claus' Fingern. Hast du den Schlingel in der Mauer also?

— Ich habe, sagte Joseph.

Bosse war wiederum ohne Arbeit.

Inzwischen fing man an, laute Klagen von dem wohllöblichen Kannengießeramt zu verspüren. Man hatte mehrere Monate keine Kannen verkauft; das

Handwerk war im Niedergang; Gesellen mußten verabschiedet werden; Unruhe herrschte in den Werkstätten. Und all dieses wurde einfach dadurch verursacht, daß das Publikum lieber die billigen und besseren Kannen der Deutschen kaufte, als die teueren und schlechteren des Amtes.

Der Altermann und die Meister schrien über den schlechten Geschmack des Publikums; sie verfluchten den Freihandel und gingen hinauf zum König mit dem Ersuchen, einen Zoll auf die eingeführten Kannen zu legen, damit sie teurer würden und das Publikum sie unmöglich kaufen könnte. Aber der König antwortete nur: Macht ebenso billige und gute Kannen, so werdet ihr sie auch verkaufen.

Da erhoben sie ein neues Geschrei. Sollte das Jahrhunderte alte erprobte Kannengießeramt in Stockholm seine Traditionen verlassen, um den. Launen des Tages zu folgen! Nein, lieber wollten sie als Ehrenmänner fallen, als die Arbeitsart wechseln. Hatten nicht ihre Väter aus ihren Kannen getrunken? Ja, das war ein schwerwiegender Grund! Und vor allem, was mehr war, waren nicht diese Kannen schwedisch? Ja! Sollte man sie da gegen ausländischen Kram vertauschen! (Als jemand einwandte, daß die alten Kannen auch nach deutschem Modell gemacht seien, und daß der erste Kannengießer in Stockholm deutsch gewesen sei und Albrecht Zinn geheißen habe, wurde er von der Versammlung hinausgeworfen und Vaterlandsverräter genannt.)

Die Lage wurde immer schwieriger. Arbeitslose Gesellen wanderten durch die Straßen und machten Lärm. Fenster wurden in den Werkstätten eingeschlagen. Ein Anlauf wurde in der Nachtzeit gegen die deutschen Buden gemacht, aber die Aufrührer wurden ergriffen und ins Gefängnis gesetzt. Die ganze Stadt war in Aufruhr.

Schließlich, eines Morgens, erregte ein neuer und unerwarteter Anblick die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner. Meister Povel, der Bosses Hausherr gewesen war, hatte zu seinem Fenster eine lange Stange hinausgesteckt, auf der sechs neue Kannen nach „lübischem“ Modell hingen, und das ganze Fensterbrett war mit ebensolchen vollgestellt. Es selbst stand am Ladentisch und rief aus: „Lübische“ Kannen aus reinem Zinn für einundeinviertel Öre!

Jetzt waren die Deutschen geschlagen! Alle Kunden stürzten zu Meister Povel und kauften lübische Kannen aus reinem Zinn.

Was der Geiz, die Hoffart und der Patriotismus vorher nicht hatten ausrichten können, das vermochte jetzt der allmächtige Neid.

Bei der nächsten Quartalssitzung hielt der Altermann eine Rede, welche die Akten allerdings nicht der Nachwelt aufbewahrt haben, die aber trotzdem verdient, wiedergegeben zu werden.

— Es sei nicht das erste Mal, daß die Menschheit Zeuge des traurigen Schauspiels werde, wie das Jahrhunderte lang Erprobte der Neuerungssucht und Scharlatanerie weichen müsse. Mit Schmerz teile der Redner heute sein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes mit, indem er sich und seinem Amt das Recht abspreche, zinnerne Kannen anzufertigen, die nicht gewaschen werden können (so sagte er nicht, aber so war der Sinn); mit Gram, aber ohne Bitterkeit strecke er die Waffen in dem ungleichen Streit; aber wenn er es tue, sei es mit dem innigsten Trost, die Zukunft werde ihm seine Hartnäckigkeit anrechnen, mit der er sich gegen den einbrechenden Strom gestemmt habe, welcher die Gesellschaft zu verschlingen und deren edelste Kräfte, deren reinste Bestrebungen und deren beste Hoffnungen zu ertränken gedroht hätte. Er könne nicht anders schließen, als mit der

Hoffnung, daß die Zukunft zeigen werde, wie recht die Alten gehabt, denn wie wir es auch drehten und wendeten, so bleibe doch ewig der Satz bestehen: alt ist alt.

Meister Povel fühlte sich veranlaßt, mit einigen Worten auf die ausgezeichnet sachgemäße und durchdachte Rede zu antworten, die der Altermann soeben geleistet habe.

Er sprach als seine brennendste Hoffnung aus, die Menschheit möge ewig sehen, wie das Jahrhunderte Alte, das bekanntlich sehr geneigt sei, in Fäulnis überzugehen, dem Besseren nachgebe, das oft die zufällige Eigenschaft habe, neu zu sein. Man sehe ja Kräuter, die nach einem Jahr verfaulten, man sehe Menschen und Tiere in einem Jahrhundert verfaulen; man sehe allerdings alte Bäume, die ein Jahrhundert erreichten, aber die seien dann inwendig faul, wenn man genauer nachsehe. Sollten wir nun darüber trauern? Keineswegs! Durch die Fäulnis werde neues Leben geschaffen; die Fäulnis sei nur eine andere Form der Auferstehung. Christus habe im Grabe faulen müssen, ehe er habe auferstehen können; alle müßten wir daran, und es helfe nicht, dagegen zu kämpfen. Wolle man nun, ehe man dem Unvermeidlichen entgegenginge, sich in die Lumpen der Hoffart und der angemaßten Uneigennützigkeit hüllen — so geschehe es, um seine Scham zu verbergen, und davon wolle Meister Povel nicht viel sprechen. Um nun zur Sache zu kommen, wolle Meister Povel ein wahres Wort sagen, wenn es auch die Hoffart brennen sollte. Altermann und Amt seien nicht durch Scharlatanerie und Vaterlandsverrat gefallen, sie seien ganz einfach durch ihren eigenen Neid gefallen. Alle Anwesenden wüßten, daß die Kannen, die nun als lübische verkauft würden,

von dem Gesellen Boo aus Stockholm erfunden seien. Sei das nicht wahr?

Der Altermann grinste ein unerhörtes Grinsen und konnte nur ein einziges beredtes „Quatsch“ hervorbringen!

Meister Nigels gähnte ein verächtliches „von Bosse sprechen!“ hervor. Und die Gesellen kicherten: „Unser Bosse.“

Meister Povel fuhr fort und versprach, nicht von Bosse zu sprechen, aber er werde ihn mit seiner Tochter verheiraten, und dann werde Bosse das Amt erben. Das würde er! Und wollten Altermann und Amt eine Lehre aus dem ziehen, was geschehen sei, so wäre die Summe: wenn die Menschen es bleiben ließen, sich gegenseitig so verflucht zu beschützen, so hätten wir es alle viel besser; denn man habe gesehen, daß der höchste Schutz für einige die schlimmste Unterdrückung für die meisten sein könne; und wenn wir ein Recht haben wollten, selbst zu leben, so müßten wir zuerst die große Pflicht erfüllen, andere auch leben zu lassen.

Und damit war der große Kannengießerstreit in Stockholm beendet, ein Streit, der so viele Fensterscheiben, so viele Verhaftungen, soviel Hoffart gekostet hatte, nicht zu sprechen von der Auflösung der Firma Joseph und Algut, dem Absturz der einzigen Kuh von den Südlichen Bergen, und dem Auftauchen des Gesellen Claus in Wisby, wo er „seine neue Erfindung“ einführte und einen gewissen Bosse verleumdete, der von seiner, des Gesellen, Arbeit droben in Stockholm reich geworden sei.

* * *

GUT UND BÖSE

Die Julisonne brannte so heiß auf die südliche Wand das Graubrüderklosters auf der Kettenschäre oder dem Ritterholm, wie sie jetzt genannt wird. Die Wand ruhte auf einem Steinfuß, der unmittelbar an der Seekante gelegt war; in der Wand war eine Fensteröffnung, und in der lag Bruder Franziskus, auf die Ellenbogen gestützt und mit halbem Körper draußen. Er lag mit den Knien auf einer Bank und sonnte sich; er sah zu, wie das Pech auf dem Schindeldache schmolz und in den See hinunterrann; jedes Mal, wenn ein Tropfen auf die Wasserfläche aufschlug, stürzte eine Schar Weißfische hinzu und wollte sehen, ob es zum Essen tauge; das tat es aber nicht; es entstanden nur eine Menge öliger Ringe in allen Farben des Regenbogens. Da lag Bruder Franziskus und sah dem zu, während die Sonne auf seinen kahlen Scheitel schien. Aber hinter seinem Rücken in dem großen Saale saßen zwölf junge Mönche auf einer Bank vor einem langen Tische und sollten nach dem Diktat des Bruders Franziskus in zwölf Exemplaren einen Ablaßbrief abschreiben. Doch der Bruder Franziskus hatte es nicht eilig und die jungen Mönche auch nicht, denn man hatte viel Zeit im Kloster, jetzt, während der Zeit des Verfalls, als sich Priester und Ritter um das Reich schlugen und die Sieger immer bereit waren, es dem Meistbietenden zu überlassen, am liebsten einem Ausländer.

— Litteris . . . diktierte Bruder Franziskus mit lauter Stimme auf den Mälar hinaus, daß die Weißfische sich wie Pfeile zerstreuten.

— Wir hörten nicht, antworteten die zwölf drinnen im Zimmer.

— Litteris, schrie er wiederum, ohne sich umzuwenden.

Und nun knirschten die Gänsefedern über die Kalbsfelle, und dann wurde es still, eine sehr lange Weile, drinnen im Saale. Aber draußen vor dem Fenster wurde es lebhafter. Ein kleines Boot kam an den Baumkranz herangeglitten, der den Graumönchsholm umschloß; das Boot wurde von einem Schwarzbrüdermönch gerudert, der einen Eimer voll Wasser und eine Angelrute an Bord hatte. Als er an den Baumkranz kam, band er sein Boot an einen Pfahl; darauf köderte er den Haken an und warf aus. Das zerstreute Bruder Franziskus höchlich.

-- Beißt es? fragte er.

Der Schwarzbruder guckte auf.

— Sieh da, guten Tag, Franz! Was tust du da?

— Wir sind bei dem verwünschten Ablaßbrief für die, welche Hussiten angeben. Habt Ihr nicht auch dieses Sommervergnügen erhalten?

— Doch, sie halten sich daran, wie sie nur können, die armen Burschen, aber ich wischte davon, ich; es ist ja so heiß, daß man draufgehen kann.

— Ja, es ist entsetzlich heiß — Inspecturis, schrie er ins Zimmer hinein, wo er ein zunehmendes Gemurmel hörte.

— Wir hörten nicht! wurde von innen geantwortet.

— Inspecturis — ihr Tauben! Hört ihr nicht, was ich sage! . . . Dort kriegst du keine Barsche. Komm hierher an die Wand, da wirst du etwas anderes sehen.

Der Schwarzbruder machte das Boot los und drängte sich hinein unter das Pfahlwerk, so daß

er ganz unter das Fenster kam, in dem Franziskus lag.

— Ist euer Alter zu Hause? fragte er, als er bis an die Wand gekommen war und wieder ausgeworfen hatte.

— Der Alte ist auf Hochzeit in Uppland. Fortgewesen vierzehn Tage; die Hochzeit dauert drei Wochen. Er muß schön sein, wenn er heimkommt!

— Nun, hast du gehört? Hast du gehört? flüsterte der Schwarzbruder.

— Was denn, was denn? antwortete Franziskus und beugte sich weiter aus dem Fenster hinaus.

— Der Erzbischof . . .

— Warte ein wenig, sagte Franziskus und diktierte wieder. Amici sincerissimi . . . Was hat er nun wieder gemacht?

— Oh, das geht über alle Grenzen!

Er hielt die Hände vor den Mund wie ein Sprachrohr und flüsterte:

— Inzest, Violation!

— Oh! sagte Franziskus und spitzte die Ohren. Nein, was du sagst? Erzähle, erzähle! . . . Komme gleich.

Darauf verschwand er einen Augenblick ins Zimmer hinein und überließ den Brief einem von den zwölf, auf daß der diktiere. Als er zum Fenster zurückkam, wurde das Gespräch mit dem Schwarzbruder wieder aufgenommen; der mußte sehr viel angenehme Sachen zu berichten haben, denn Franziskus lachte zuweilen so laut, daß er auf dem Fensterbrett hüpfte, und der Schwarzbruder war so in seiner Erzählung vertieft, daß er nicht merkte, wie das Pech auf seine weißen Skapuliers tropfte.

Inzwischen ging das Abschreiben drinnen im Schreibsaal weiter, wenn auch nicht mit größerer Geschwindigkeit. Der Saal war ein großes Zimmer, das

durch das Niederreißen einer Wand entstanden war, und man sah noch einen Mauerbogen und zwei Pfeiler, welche die Scheidung zwischen den beiden früheren Zimmern andeuteten. Im Zimmer nächst der südlichen Wand saßen, wie wir gesehen haben, die zwölf Abschreiber, im Hinterzimmer hatte das Kloster seine Bibliothek. Auf schmalen langen Pulten, die ungeheuren Betschemeln glichen, lagen einige hundert Bücher, die mit Ketten an den Tischfüßen festgeschlossen waren.

Es war eine Sammlung von Dekretalen oder den Grundgesetzen der römischen Kirche, von Legenden, Meßbüchern, Evangelien und Psaltern, mehr oder minder schön geschrieben und mit gemalten oder vergoldeten Anfangsbuchstaben verziert.

Mitten vor diesen Schätzen stand ein Tisch, vor dem wiederum ein Stuhl, und darin saß ein Graubruder und schlief. Er war Bibliothekar. Durch den Druck der unruhigen Zeiten, und teilweise aus Furcht vor dem in Deutschland erwachenden Sturm, der sich in den Hussiten- und Bauernkriegen geäußert, hatte der Graubrüderkonvent, nicht ohne die Hoffnung, Volksgunst zu gewinnen, verkündigt und erklärt, daß seine Bibliothek offen stünde für alles Volk zwei Tage in der Woche, eine Stunde jeden solchen Tag. Diese schöne Äußerung von Freigebigkeit mit den geistigen Gaben wurde von allem Volk mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen, da höchst wenige die Erlaubnis benutzen konnten, teils weil sie während dieser Stunden bei ihrer Arbeit waren, teils und am meisten weil sie nicht lesen konnten; überdies hatte der Guardian Fürsorge getroffen, daß nur ungefährliche Bücher auflagen.

Des Buchwardeins Beschäftigung war also nicht anstrengend, sondern im Gegenteil recht gesucht,

weil sie eine so gute Gelegenheit zur ungestörten Ruhe bot.

Bruder Martin sah auch nicht angestrengt aus, wie er so dasaß und schlief. Sein Gesicht, das auf die Brust niedergesunken war, drückte das höchste irdische Vergnügen aus; ein heilsamer Schweiß perlte auf der blanken Stirn, und die Fliegen patschten in den fetten Weidegründen auf seinem Kinn herum. Bald schmeckte er mit der Zunge, als ob er vom Essen träume; bald hob er die Hand, um eine Fliege fortzuklauben, die ihn am Mundwinkel kitzelte, doch die Hand kam nie höher als halbwegs und fiel dann aufs Knie zurück. Wenn die Fliegen ihn dann auf eine Weile verließen, um die großen Pergamentbücher zu interpungieren, fiel er in einen wirklich tiefen und wohlgeordneten Schlaftakt: in regelmäßigen Stößen wurden die Atemzüge hervorgepustet und bildeten mit dem Äußersten der Lippen eine höchst musikalische Lautskala, die man mit Buchstaben etwa so ausdrücken konnte: Pfo — pfo; pfu — pfui; pfui — pfi; pfi — pfi!

Inzwischen war ein Mann, der nicht die Tracht des Ordens trug, in den Büchersaal getreten und an der Tür stehengeblieben. Er war ein langer, stark gebauter Mann von mittleren Jahren, mit Haar so dicht wie eine Löwenmähne und einem schönen Vollbart, der auf der Brust lag. Er schien ein vermögender Handwerker zu sein, der selbst sein Gewerbe ausübte, denn seine Hände waren ziemlich grob und hier und da mit schwarzen Flecken besetzt.

Er sah sich vorsichtig im Zimmer um und betrachtete den schlafenden Mönch mit scharfen Blicken. Darauf hustete er.

Der Schlafende machte eine unruhige Bewegung, als träume er etwas Boshaftes. Sein Atemholen ließ nach, und bald schlug er seine fetten Augen auf.

Martin schien höchst unangenehm überrascht. Nachdem er mit einem Blick das Äußere des Mannes untersucht und daraufhin sich für eine passende Anrede entschieden hatte, brach er das Schweigen und sagte sehr mürrisch:

— Was will Er?

— Um Verzeihung, Heiliger Vater, ich wollte nur ein Buch ansehen.

Bruder Martin, der sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte und wieder in seine rechte boshafte Laune gekommen war, erblickte nun die staubigen und etwas abgenutzten Schuhe des lästigen Gastes. Ha! dachte er, das ist so einer.

— Geh hinaus und tritt deine Füße ab, brach er aus.

Der Mann ging zur Tür hinaus und schlug den Staub mit seiner Mütze ab und kam sofort wieder herein.

Aber das paßte nicht in Martins Berechnungen. Er suchte einen neuen Angriffspunkt.

— Du willst ein Buch ansehen und hast nicht gelernt, dir die Hände zu waschen.

Die zwölf Abschreiber, welche die Anmerkung gehört hatten, brachen in ein Gelächter aus.

Der Mann richtete sich auf und antwortete:

— Die Kunst habe ich sowohl gelernt wie geübt, aber die Arbeit, Herr, macht die Haut dunkel; und die weißen Hände der Faulheit sind nicht immer rein.

Martin hob seine weiße Hand und biß in die wohlgeschnittenen Nägel. Darauf wandte er sich zu den Abschreibern und sagte: Hereticus ille!*

* Der ist ein Ketzer!

— Licet inspiciat! Est homo impudicus et valde periculosus quem in oculis habere opus est*, sagte der Vorleser der Reinschreiber.

Der Mann an der Tür ließ den Kopf sinken, ob darum, um ein Lächeln zu verbergen über das schlechte Latein des Mönches, oder aus Scham, daß er nicht die klassische Sprache verstand, war schwer zu entscheiden.

— Tritt näher, sagte Martin, und sieh nach, was da ist!

— Ist die Heilige Schrift da? fragte der Mann demütig.

Martin machte große Augen, denn die Bibel gehörte zu den verbotenen und also verborgenen Büchern, aber das wollte er nicht sagen, darum sagte er etwas anderes.

— Ob die da ist? Ja freilich! Was soll es für eine Version sein? Die Septuaginta, Vulgata, Chaldaica, Graeca, Syriaca? Sag' ein Wort nur!

— Ich wäre sehr verbunden, wenn ich die Graeca ansehen dürfte, sagte der Mann.

Martin sah aus, als habe er einen Schlag vor die Stirn erhalten, und die Reinschreiberei stockte für einen Augenblick. Das Ansehen des Klosters, der Lehre und der weißen Hände stand auf dem Spiel. Martin versuchte eine letzte Rettung.

— He kaine diateke?** fragte er.

— Hä kainä diatekä, antwortete der Mann berichtigend.

Nun wurde der gelehrte Bruder verlegen; er mußte lügen.

* Laß ihn (die Bücher) ansehen! Es ist ein unverschämter und gefährlicher Mensch, den man im Auge behalten muß.

** Das neue Testament.

— Die ist augenblicklich eingeschlossen, sagte er, und der Guardian ist fortgereist und hat den Schlüssel mitgenommen; aber will Er nicht die Episteln ansehen, die hier vorliegen?

Der Mann dankte und näherte sich stillschweigend den Pulten, wo er bald in Lektüre versank.

Martin wurde düster und grübelte und wäre bald wieder eingeschlafen, wenn er nicht plötzlich durch einen Schrei vom Fenster her aufgerissen worden wäre, wo Franziskus sich mit dem angelnden Schwarzbruder unterhielt.

— Habt Ihr gehört? Habt Ihr gehört? raste der und fuhr auf. Habt Ihr von der neuen Erfindung gehört, welche die Deutschen gemacht haben?

Nein, das hatte man nicht.

— Ja, die Deutschen haben erfunden, daß man nicht mehr Bücher abzuschreiben braucht! Da werdet Ihr wohl froh? sagte er und wandte sich zu den Reinschreibern, welche die Federn fallen ließen und eine unverstellte Freude und Verwunderung zeigten.

Der Mann bei den Büchern spitzte die Ohren und tat so, als lese er.

— Erzähle doch! schrien die Reinschreiber und Bruder Martin, der es über sich gebracht hatte, seinen bequemen Stuhl zu verlassen.

— Die Sache soll ganz einfach die sein, sagte Franziskus, daß man Buchstaben in Holz schneidet, ganz wie Stempel, und diese dann zu Worten zusammensetzt.

Ein Ausruf der Enttäuschung und Verwunderung beantwortete die Mitteilung der großen Neuigkeit.

— Weiter nichts? Dann geht das Schreiben bestimmt schneller! sagte Martin.

— Das kommt darauf an, wandte Franziskus ein. Hat man einmal geschnitten, so kann man dann zehntausend Male stempeln!

Man schüttelte die Köpfe und zeigte sich kleingläubig.

— Das muß man erst sehen! Es sind jetzt soviel Neuheiten in der Luft!

— Ja, das kann man wirklich sagen, nahm Bruder Franziskus wieder auf. Ihr habt nicht von den letzten Taten des Erzbischofs sprechen hören? Es ist wirklich unglaublich, aber es ist doch wahr. Inzest! So ein alter Greis.

Ein allgemeines Gelächter beantwortete die Nachricht von dem Primas der schwedischen Kirche und seinen kleinen Freiheiten.

Man rottete sich um Bruder Franziskus zusammen, um die aufregenden Umstände näher kennen zu lernen, als man eine Glocke läuten hörte.

— Baden gehen! schrien die zwölf und legten die Federn fort.

— Erst die Messe lesen, meinte Martin und schlug ein Kreuz, das nicht höher als zur Magengrube kam.

— Die soll . . .

Martin unterbrach zeitig, denn der Fremde bei den Büchern, den man ganz vergessen hatte, hustete gerade, was Franziskus' unruhige Aufmerksamkeit erregte und seine Geistesgegenwart hervorrief, so daß er seine beabsichtigte Lästerung wiederholte und nach einer anderen Richtung ausführte.

— Die soll erst gelesen werden, trotz der fürchterlichen Hitze.

Und nun plärrte er stehenden Fußes ein Ave-Maria, das wie eine Wassermühle klang und in dessen Schlußrefrain Secula seculorum alle Anwesende einstimmten und das sie mit einem kurzen Kniefall schlossen.

Der Fremde nahm weder am Kreuzeszeichen noch am Kniefall teil, sondern entfernte sich leise und still.

— Was war das für ein Teufel? sagte Franziskus zornig, als der Fremdling gegangen war.

— Das war ein Besucher, antwortete Martin.

— Bist du nicht Mannes genug, den Pöbel fernzuhalten, du?

— O doch, sagte Martin verlegen, aber das war kein Pöbel; der konnte Griechisch und wahrscheinlich auch Latein.

— Doch er machte nicht das Zeichen des Kreuzes beim Gebet! Behalte ihn im Auge! Es ist ein Ketzer.

Die Gesellschaft ging langsam hinaus, um im Mälar zu baden und dann ihr schönes Mittag essen zu gehen.

Die Graumönche hatten gebadet; darauf waren sie in den kühlen Eßsaal hinuntergegangen und hatten einen guten Hecht und Erdbeeren in Milch gegessen. Nach dem Essen hatten die Jüngeren einen Wink erhalten, daß sie auf den See hinausfahren könnten, wenn sie wollten; eine Erlaubnis, die mit in den Garten gehen und Mittagsschlaf halten abwechselte. Bruder Martin, Franziskus und einige der älteren blieben am Tische sitzen und ließen einen guten Claret bringen, den der heilkundige Bruder für ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen die Übel erklärt hatte, welche die starke Hitze hervorrief und die draußen in der Stadt verbreitet waren. Der Wein öffnete das Herz und löste das Band der Zunge. Man war bald in lebhaftem Gespräch begriffen über die Gegenwart und die Vergangenheit. Keine zudringlichen Zeugen legten der Vertraulichkeit Zwang auf, und der eine wußte, was der andere dachte, so daß die Sitzung die allerangenehmste wurde. Man genoß wie der Schauspieler, wenn die Vorstellung zu Ende ist, wie der Maskeradengast, wenn er die Maske ablegen darf, wie der Prasser, wenn er den Gürtel lösen kann.

— Man muß schon zugeben, daß die Kirche eine sehr veraltete Einrichtung ist, fing Martin an.

— So wie sie jetzt beschaffen ist, zugegeben, antwortete Franziskus; aber sie hat einen Gedanken gehabt, den auch, einmal; denn wie der Kaiser über das weltliche Wohl des Volkes wachen sollte, sollte der Papst über sein geistliches wachen; weil aber das Weltliche am meisten für sich hat, so wird der Kaiser länger leben als der Papst.

— Ja, wandte Martin ein, die Tage des Papstes sind schon gezählt und die der Kirche auch, nachdem man sich und einander so bloßgestellt hat. Der Papst in Rom tut den Papst in Avignon in Bann und umgekehrt; das Volk findet es lustig, Schimpfworte zu hören, und nun glaubt keiner mehr an den Papst.

— Ich möchte wissen, ob man jemals wirklich an den Papst und seine Lehren geglaubt hat. Was soll man, um nur eines anzuführen, von diesen unanständigen Darstellungen denken, an denen sich der Bildhauer in den alten Kirchen ergötzt hat; von dem Mönch und der Nonne in Linköping? Was soll man von den Eselsfesten und dem Karneval denken, welche die Priesterschaft zuläßt, wo die Gemeinde auftreten und Zerrbilder vom Gottesdienst machen darf bis hin zum Hochaltar? Ist dies nicht ein sehr überlautes Zugeben von der Gebrechlichkeit der Kirche? Ist nicht der Phallus, der sich tückisch zwischen dem Laub auf den Pfeilerköpfen vorschmiegt, der halbverborgene Zweifel an der Alleinberechtigung des Heiligen? Ist es nicht ein stilles Anerkenntnis, daß das Fleisch das Seine haben soll, da Gott beide, Fleisch wie Geist, geschaffen hat?

— Sehr wahr, was du sagst! Es ist das Heidentum, das wieder lebendig wird! Denn es gab beim Heidentum auch einen Gedanken, einen großen Gedanken, der niemals sterben kann: die verehrten Naturkräfte,

und die sind ewig. Das Christentum verehrte den Menschen, und der ist sterblich. Wissen wir nicht, wie die ersten Christen in Rom die alten Tempel zu Kirchen umbauten! Und was ist denn die christliche Kirche anders als ein griechischer Tempel mit gewölbtem Dach? Machte man nicht Christusbilder aus alten Apollostatuen? Keine Sprünge in der Natur, sagt der heidnische Philosoph, und er hat sicherlich recht.

— Die Brüder sprechen vollständig wie heidnische Philosophen, bemerkte jetzt Bruder Antonius, ein Mönch in mittleren Jahren mit energischen und lebhaften Zügen. Wenn uns jemand hörte, so hätten wir nicht weit zum Scheiterhaufen, das ist wenigstens gewiß!

— Aber jetzt hört uns niemand, wandte Martin ein, und was wir hier sagen, ist nur, was alle denken.

— Ungefähr dasselbe dachte Hus auch, und darum kam er ins Feuer, antwortete Antonius.

— Wer weiß, ob Hus nicht recht hatte? sagte Martin.

— Ja, weiß der Teufel! stimmte Franziskus ein und erhob seinen Becher. Eine überlaute Lachsalve antwortete und rief unter den bemalten Kreuzgewölben ein Echo hervor.

— Die Welt will betrogen werden, wohlan, möge sie betrogen werden, fuhr er fort, vom Beifall ermuntert. Der Papst in Rom hat zwanzig Geliebte und der Erzbischof in Uppsala hat Blutschande begangen; aber das hindert den Papst und den Erzbischof nicht (gegen Erlegung einer soundso großen Summe) Vergebung für begangene Sünden zu gewähren! Das ist ja ein Zug von ungeheurer Menschlichkeit nach der Formel: ich verzeihe mir selbst, ergo muß ich anderen verzeihen.

— Aber Hus verzieh man nicht, erwiderte Antonius.

— Er wollte keine Verzeihung haben, antwortete

Franziskus, und eine Gabe kann nie eine Gabe werden, wenn kein Empfänger da ist.

— Die Welt will betrogen werden, sagtest du eben, nahm Antonius wieder auf; ich möchte wissen, ob das nicht eine alte Unwahrheit ist! Sollte man nicht richtiger so sagen: die Welt ist betrogen, also müssen wir sie aufklären! Um soviel mehr, da die Welt uns dafür bezahlt, daß wir sie aufklären sollen.

— Tun wir das denn nicht? antwortete der Buchwardein Martin. Haben wir nicht unsere Schatzkammer für alle möglichen Leute geöffnet? Haben wir nicht unsere Bücher hingelegt und aufgeschlagen?

— Ja, wandte Antonius ein, wir haben die für uns ungefährlichen Bücher hingelegt, aber wir haben die gefährlichen eingeschlossen.

— Aber man kann doch Kinder nicht mit Messern spielen lassen.

— Kinder, nein! Aber es handelt sich hier um große Menschen.

— Kann mir jemand sagen, brach Franziskus ab, dem bange war vor der Wendung, die das Gespräch nahm; kann jemand sagen, was mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gemeint ist.

— Ich glaube, antwortete Martin, daß die Erkenntnis dem Menschen gut tut, indem sie ihm mächtig macht, und böse tut, indem sie ihn — was soll ich sagen? — böse macht!

— Ich glaube, antwortete Antonius, mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen war gemeint, daß die Erkenntnis sowohl gute wie böse Früchte trägt, denn was gut für den einen ist, ist oft böse für den anderen. Angenommen, es ginge jemand zur Stadt und klärte das Volk darüber auf, daß der Papst keine Sünden vergeben kann; die Erkenntnis würde dem Volke gut tun, aber der Papst könnte nicht das schöne Sizilien nehmen und plündern, wie

er jetzt tut. Wenn daher jetzt der päpstliche Nuntius in etwa vierzehn Tagen hierherkommt, um Ablaß für den Krieg gegen die Hussiten zu verkaufen, so würde es uns zukommen, dem Volke die gute Frucht dieser Erkenntnis zu reichen.

— Nein, nein, jetzt gehst du zu weit, Anton, sagte Martin, jetzt gehst du entschieden zu weit. Man soll doch einander nicht verraten! Man soll zusammenhalten. Zusammen!

— Man soll nicht Ruten für den eigenen Rücken binden, half Franziskus weiter. Ist die Sache faul, so stürzt sie von selbst, und wir brauchen nicht daran zu stoßen.

— Es wäre ja unehrlich von uns, unsere Mitschuldigen anzugeben, da wir selbst schuldig sind, sagte Martin.

— Aber wenn es ein anderer tut, wandte Antonius ein.

— Das ist eine andere Sache, antwortete Martin.

— Aber was sollen wir mit ihm tun in solchem Falle, nahm der fragselige Antonius wieder auf.

— Wir? Wir gehorchen dem Befehle, sagte Martin. Der Guardian hat zu bestimmen, was mit ihm gemacht werden soll. Und wer rein ist, werfe den ersten Stein!

— Wollte man auf einen Reinen warten, dann würde nie ein Stein geworfen werden, fing Antonius wieder an.

— Warum soll denn ein Stein geworfen werden? Ist das so notwendig? Kann man nicht leben, ohne einen Stein zu werfen? Wohl kann man das! Aber wollen die Brüder wie ich, so gehen wir in den Garten und kegeln statt dessen. Die Abendluft ist kühl und ein wenig Bewegung wird das Blut beruhigen, so daß man heute nacht schlafen kann. Hat jemand etwas dagegen?

Es hatte niemand etwas dagegen, und bald befanden sich die. Ältesten des Konvents draußen in der offenen Kegelbahn. Die Kugeln rollten, und die Kegel stürzten munter.

Aber draußen auf dem Fjärd ruderten laubbekleidete Boote heim von Ausflügen ins Grüne. Junge Mädchen sangen und junge Burschen spielten Geige; alte Männer und alte Frauen lauschten dazu und sahen wehmütig, wie die Abendsonne sich zum Untergang senkte.

Ein Boot fuhr dicht an den Mauern des Klosters vorbei.

— Ich möchte wissen, was die heiligen Männer da drinnen an einem so schönen Abend machen, sagte eine Matrone.

— Es klingt, als führen sie Holz über eine Holzbrücke, sagt ein alter Mann.

— Oder als rollten sie Totenköpfe auf einem Blechdache, sagt ein junger Mann.

— Wie schauerlich es klingt, sagt ein junges Mädchen.

— Die Armen haben es nicht angenehm, sagt die alte Frau und nickt beteuernd mit dem Kopfe.

Jetzt läutet eine kleine Glocke in der Graumönchskirche. Die laubbekleideten Boote halten an; die Ruder ruhen; die Geigen schweigen. Die Köpfe entblößen sich und beugen sich über die bekreuzte Brust. Die kleine Glocke läutet so heftig ihr Bimbim, als habe sie Eile, und dann antwortet eine andere kleine Glocke in der Schwarzmönchskirche Bombom, als verstehe sie, was die Graumönche meinen; und dann schweigen sie auf einmal, und über die hohen Steinmauern der Graumönche steigt der Vespergesang Salve regina, Heil Himmelskönigin, von jungen Männerstimmen gesungen, und er fährt hin über das Wasser, und die südlichen Berge geben Widerhall.

Die alte Frau trocknet ihre Augen, und der alte Mann hebt das Gesicht gegen die Höhe, als wolle er die wunderbaren Töne sehen.

Doch wie der letzte Laut verklungen ist, senken sich die Ruder und es beginnt wieder zu rollen und zu donnern drinnen im Klostergarten.

— Daß die so spät am Abend noch arbeiten müssen, sagt die alte Frau.

— Ich glaube nicht, daß sie arbeiten, sagt der junge Mann.

— Was glaubst du denn? fragt das junge Mädchen.

— Ich glaube, die Lümmel spielen Kegel, flüstert der junge Mann dem jungen Mädchen zu.

* * *

Am Eisenmarkt lag, unter mehreren anderen, ein Steinhaus von zwei Fenstern Breite und vier Stockwerk Höhe. Das untere Stockwerk hatte jedoch nur ein Fenster, weil die Stelle des anderen von der Pforte eingenommen wurde, die sehr schmal und niedrig war und den Einblick in einen gleich schmalen und niedrigen Torweg öffnete. Über der Pforte saß eingemauert ein aus Tuffstein ausgehauener Tierkopf, der ebensogut einem Drachen wie einem Wiesel oder einer Fledermaus hätte gehören können, der aber die Augen weit offen hielt, als spähe er nach allem, was draußen auf dem Markte geschah; und dessen Mund offen stand, wie wenn er sprechen wollte, aber nicht ein Wort hervorbringen konnte vor lauter Verwunderung. Was sich am meisten die Aufmerksamkeit der starrenden Augen zuzuziehen schien, war der Pranger mitten auf dem Markte; dieser bestand aus einer sinnreichen Verbindung von Stäupe oder Schemel, wo geringe Verbrecher gepeitscht wurden, und Galgen, wo größere gehängt wurden.

Das Fenster zu ebener Erde war ein Ladenfenster mit einem aufgeschlagenen Brett, das als Ladentisch diente und auf dem Erzeugnisse der Buchdruckerkunst ausgelegt waren, die der Gutenbergischen oder der mit beweglichen Typen vorausging. Deren Erzeugnisse bestanden in Abc-Büchern, biblischen Bildern in Holzschnitt mit einem kurzen Text, Kalendarien, Kartenspielen und dergleichen. Alle diese waren in Holztafeln geschnitten und mit der Hand abgezogen, ohne Presse, und diese Kunst wurde in Europa hundert Jahre betrieben, ehe Gutenberg auftrat. Da sie teuer und beschwerlich war, hatte sie kaum mit den Arbeitsfrüchten der Abschreiber wetteifern können und wurde von diesen als ein ganz ungefährlicher Nebenbuhler angesehen.

Am Fenster saß der Besitzer des Ladens, Hans, von Beruf Briefmaler, und übte seine Kunst an einem kleinen Tische aus, wo er den Ladentisch überschauen und, ohne aufzustehen, die Kunden bedienen konnte. Zum Schild benutzte er eine Stange, auf der jeden Tag ein neuer, öfters farbiger Bilderdruck hing, der sich die täglich erneuerte Aufmerksamkeit der Lehrlinge und Mägde zuzog. Bald war es der Sündenfall, bald Heilige, der und der mit dem Rost, dem Rad oder dem Schwert; aber zuweilen konnten es auch ganz weltliche Bilder über irgendein Geschehnis des Tages im Auslande sein, das immer mit der lebhaftesten Neugierde von den Zuschauern aufgenommen wurde.

Diesen Morgen, einige Tage nachdem der Briefmaler die Bibliothek des Klosters besucht, hatte er einen Bilderdruck ausgehängt, der zwei Päpste darstellte, die sich um einen Stuhl schlugen; darunter hatte sich Volk versammelt, aus deren Mündern Bandstreifen mit der Aufschrift Anathema ausgingen. Das Ganze stellte also den Streit der beiden Päpste

um die Gewalt dar und das Volk, das sie verflucht.

Ein Bürger ging am Laden vorbei, bekam das Bild in die Augen, blieb stehen und sah. Darauf sagte er zu dem Briefmaler:

— Was sind das für Schändlichkeiten?

— Ja, das sind Schändlichkeiten, die von den heiligen Vätern in Rom und Avignon verübt werden, antwortete Hans.

— Ich frage, wie du dir eine solche Schändlichkeit erlauben kannst, sagte der Bürger, Zerrbilder von dem Oberhaupt der heiligen Kirche zu zeichnen?

— Darauf werde ich später antworten, sagte Hans.

— Nimm dich in acht, du, drohte der Bürger und ging.

Eine Weile danach kam der junge Mann, der in dem laubbekleideten Boote neben dem jungen Mädchen gesessen hatte. Er hieß Nigels und war Schreiber im Rathaus.

— Guten Tag, Hans, sagte er, was hast du da für Bilder? Aha, die Heiligkeiten in Rom! Warum nimmst du nicht unsere Heiligkeiten hier zu Hause?

— Weil ich glaube, es wird der Sache schaden, wenn man den Mann angreift.

— Wie willst du der Sache beikommen, wenn ein Mann auf jeder Sache sitzt?

— Willst du nicht eintreten, sagte Hans, und nicht da draußen stehen und schreien!

Nigels ging in den Laden hinein und saß bald auf einem Schemel neben Hans.

— Hast du gehört, daß der Erzbischof auch die Domkasse gestohlen hat, sagte Nigels.

— Hat er sie wirklich gestohlen?

— Ja, er hat es nicht allein bekannt, sondern prahlt damit. Er beruft sich auf eine besondere Moral für die Auserwählten, welche die Geschicke des Volkes leiten; er behauptet, über den kleinen bürger-

lichen Gesetzen zu stehen, und daß die Gesetze gelegentlich für „höhere Zwecke“ aufgehoben werden können. Weißt du, daß die Graumönche eine Kegelbahn angelegt haben; weißt du, daß der Guardian nach Hause gekommen ist und vorm Hochaltar die Messe in überladenem Zustand gelesen hat; weißt du, daß sich die Schwarzmönche ein unterirdisches Warmbad in römischem Stil gebaut haben und fünfzig Faß echten Yquem für den letzten Opferpfennig einkauften? Sprich von all dem, und du tust dem Volke einen Dienst, den es dir lohnen wird!

— Mit dem Scheiterhaufen! Nun, das machte nicht viel aus. Aber siehst du, dazu wäre ein großer und untadelhafter Mann erforderlich.

— Erstens gibt es keine großen, denn wir sind alle klein, zweitens gibt es keine untadelhaften, denn wir sind alle gebrechlich, drittens bist du weniger gebrechlich als andere. Du bist dem Kloster in Warnhem entlaufen, damit tatest du recht, aber du hast niemals eine niedrige Handlung begangen.

— Das habe ich nicht getan, aber ich will nicht richten, um nicht selbst gerichtet zu werden!

— Hier ist nicht die Rede von richten, hier handelt es sich nur darum, die Richter abzulehnen, denn sie haben sich überhoben und gerichtet, nicht du!

— Lange Nächte habe ich diese Sache durchdacht; ich höre bisweilen eine Stimme, die mich ruft, aber ich finde mich nicht würdig, als Prophet aufzutreten; das müßte ein heiliger Mann sein.

— Es gibt keine heiligen Männer! Und ich will dir etwas anderes sagen: du müßtest dich schuldig fühlen, weil du schweigst, denn wer das Verbrechen, von dem er weiß, nicht angibt, ist selbst des Verbrechens schuldig.

— Aber warum gerade ich?

— Weil du die Gaben bekommen hast! Glaubst du, man bekommt Gaben um seines eigenen Vergnügens willen? Doch was hast du da?

Hans war während des ganzen Gesprächs damit beschäftigt gewesen, eine gravierte Holztafel in kleine Stücke zu sägen.

— Das ist eine neue Erfindung, die wahrscheinlich unserer Sache zu Nutzen kommen wird. Ich sage unserer, Nigels, weil ich an dich glaube! — Siehst du diese kleinen Holzklötze, die ich zersägt habe; wenn sie so in einem Haufen übereinanderliegen, da sind sie nicht gefährlicher als eine ungeordnete Volksmasse, die von einigen Stiegen Reiter niedergeritten werden kann; doch ordnet man sie in Glieder und stellt die zusammen, die zusammengehören, dann werden sie furchtbar wie ein Volksheer, und setze ich dann einen Fahnenträger an die Spitze mit einer rot und blauen Fahne, dann gehen sie in den Streit mit Mut und Lust; und sie werden immer siegen, wenn sie einen guten Anführer haben.

— Das sind Buchstaben, glaube ich?

— Das sind Buchstaben; aus Buchstaben werden Worte, und die Worte sprechen die Gedanken aus.

— Wie einfach! Und niemand ist früher darauf gekommen!

— Man würde diese Kunst längst gefunden haben, wenn man ihrer bedurft hätte.

— Wo hast du sie gelernt? fragte Nigels, der nachdenklich wurde und seinen roten Bart strich.

— Ich habe sie an einer Stelle gelernt, wo man sonst mit seiner Weisheit knausert: im Büchersaal des Graumönchsklosters. Und ich hörte am selben Orte, wie froh die Abschreiber wurden.

— Warum froh?

— Weil sie glauben, nicht mehr schreiben zu brauchen.

— Hätte man dann nicht mehr nötig zu schreiben? Das wäre herrlich! Du mußt mit dieser Erfindung zum Bürgermeister gehen, dann brauche ich nicht dazusitzen und Verordnungen und Taxen abzuschreiben. Das wird schön werden!.

— Das werde ich auch tun, aber ich habe andere Zwecke und, wie ich meine, größere!

Ein Schwarzmönch ging am Laden vorbei und blieb stehen, als er das Bild mit den Päpsten zu Gesicht bekam. Er warf wütende Blicke auf Hans, die dieser nicht bemerkte, riß im Handumdrehen das Bild herunter und war verschwunden.

— Du, Nigels, fuhr Hans fort, du bist jung und gläubig, bist du gewiß, daß du immer so warm und feurig sein wirst? Fürchtest du nicht, daß du die Dinge von einer anderen Seite sehen wirst, wenn du dich mit der Tochter des reichen Mannes verheiratest?

— Ich? Niemals! Und ich will dir noch eins sagen. In dem Kampfe, den ich dich gemahnt habe, gegen eine faulende Kirche zu eröffnen, die Lehren verbreitet, an welche die Priester selbst nicht glauben, hast du alle aufgeklärten Bürger auf deiner Seite; ja, ich weiß, daß du sogar in den Reihen der Mönche mächtige Freunde hast. Ich treffe zuweilen einen Franziskaner, der Antonius heißt; der kann Dinge erzählen . . . Aber, es ist genug; geh voran, und du wirst sehen, wie sich die Massen hinter dir ordnen werden, und vor allem wirst du Nigels sehen. — Hier hast du meine Hand darauf! Aber nun muß ich gehen, denn ich sehe oben auf der Höhe meine Verlobte kommen. Lebwohl!

Nigels ging, doch als er auf die Straße hinauskam, drehte er sich um und lenkte Hansens Aufmerksamkeit darauf, daß das Bild abgerissen war. Hans wurde finster, aber nahm sofort die Stange herein

und hing ein neues Bild vom selben Schlage hinaus.

Darauf setzte er sich wieder an seine Arbeit und ordnete die kleinen Holzklötze in Reihen, die er auf den Boden eines Holzkastens legte.

Die Hintertür zum Laden wurde geöffnet, und seine alte Schwester, die nach dem Tode seiner Frau für ihn und seinen Sohn haushielt, trat ein.

— Ist dieser Nigels wieder hier gewesen? sagte sie. Ich hörte seine falsche Stimme.

— Nigels ist hier gewesen; aber du mußt ihm nicht abgeneigt sein!

— Hüte dich vor dem Fuchs! Ihr spracht so laut, daß ich jedes Wort hörte! Er meint jetzt wohl, was er sagt, aber morgen nimmt er alles zurück. Auf den sollst du dich nicht verlassen! Doch, Hans, ich weiß, was du tust, ist recht; und tust du recht, so kannst du deine Wege allein gehen. Leide um Christi willen, aber leide nicht für die Rache anderer und nicht für einen kommenden Sieg.

— Nun, nun, alte Karen, nicht solche Worte; wir leiden, was unsere Taten wert sind, und damit ist die Sache zu Ende. — Willst du nun so gut sein und dich hierher setzen, während ich auf eine Stunde oder einige zum Bürgermeister hinaufgehe. Und hab' ein Auge auf das Bild an der Stange, denn das lenkt heute sehr die Aufmerksamkeit auf sich!

Hans wechselte seinen Rock und ging zum Rathaus hinauf, wo er bald den Bürgermeister traf. Dieser war ein wohlwollender Mann, der gern etwas tun wollte, um das Volk aufzuklären über die Irrtümer, die Priesterschaft und Mönche als Wahrheiten ausboten, aber nicht konnte. Er hörte mit Aufmerksamkeit Hansens Darstellung der neuen Erfindung und versprach, sie sofort für Rechnung des Rathauses anzuwenden. Darauf gingen sie zu ernsteren Fragen über.

— Es hat Klagen gegeben über deine ausgehängten Bilder, sagte der Bürgermeister; du mußt vorsichtig sein.

— Das kann ich nicht.

— Deine Freunde sagen, du schadest der Sache mit deinen Zeichnungen.

— Wenn das Volk lesen könnte, würde ich Bücher schreiben; ich muß ihre Sprache sprechen, um verstanden zu werden.

— Du willst auch Bücher schreiben?

— Ich werde es tun!

— Hans, weißt du, welchem Schicksal du entgegengehst?

— Ich weiß! Es ist nur eins, das ich fürchte. Mein Sohn . . .

— Mein Freund! Du weißt von den heimlichen Eiden der Brüderschaft, einander beizustehen; verläßt du dich nicht auf sie?

— Zuweilen, zuweilen nicht! Alle wollen, daß die Axt hauen soll, aber niemand will den Schaft halten. Ich will auch nicht, aber ich tue es doch gegen meinen Willen. Ich fühle, wie die, die hinten stehen, mich vordrängen, und ich drücke mich nicht. Sag mir, du Bruder, wenn du einen Totschläger triffst, begnügst du dich damit, das Gesetz vom Totschlag vorzulesen? Nimmst du nicht den Totschläger beim Ohr und läßt ihn hängen? Oder kannst du Totschlag auf andere Art bestrafen? Gibt es Totschlag ohne Totschläger? Ich verlange keine Antwort auf diese Frage, denn ich stelle sie eigentlich an mich selbst. Ich denke etwa so: es ist in diesem Falle nicht die Sache, an die ich will, denn die Kirche ist an und für sich eine nützliche Einrichtung; nein, es ist gerade der Mann, es sind die schlechten Handhaber der Sache, an die wir wollen. Ich will nicht sagen, daß alle Erzbischöfe Schurken sind, dann sagte ich eine

Lüge, sondern es ist der gegenwärtige Erzbischof, der Blutschänder und Räuber, dem göttliche Verehrung gezollt wird, den ich treffen will; es ist nicht der Papst als das Oberhaupt der Kirche, den ich angreife, nein, es ist Benediktus der soundsovielte, der Unzüchtige, der Gewalttäter mit dem Titel Seine Heiligkeit, den ich angreifen will.

— Glaubst du, ich als Richter fühlte mich froh, wenn ich jemand zum Tode verurteile; und gleichwohl, nicht ich bin es der richtet; ihre Verbrechen haben sie gerichtet durch das Gesetz, und ich spreche nur das Urteil aus. Der Büttel, der das Todesurteil vollstreckt, ist kein Mörder, aber sein Schlaf ist darum nicht ruhig.

— Es ist nicht angenehm, Büttel zu sein!

— Aber einer muß es sein! Diese ganze Gemeinde, welche die heilige Kirche genannt wird, ist eine Hydra mit hundert Köpfen; die neunundneunzig wachsen wieder, aber nur einer von ihnen ist sterblich; schlag den ab! Er sitzt an der Spitze!

— Ich will! Und nun lebwohl! Denke an meinen Sohn; ich werde an deine vier denken, und man mag eher die Zunge aus meinem Munde reißen, als daß ich einen verrate!

— Geh in Frieden, Bruder! Was wir gelitten haben, als wir die Unwahrheit sahen, aber nicht wagten, sie zu offenbaren, das wissen nur wir; was wir gekämpft haben, hat nur der Himmel gesehen, und was wir verbrochen haben, wird Gott uns verzeihen. Der Altar ist bereitet, das Opfer ist fertig, das Volk wartet, daß das Feuer vom Himmel es anzünden wird; reiß nun das Feuer mit deinen Händen herunter, und das Volk wird glauben und befreit werden: Amen in Jesu Namen!

— Amen! sagte Hans und ging.

* * *

Man hatte den ganzen Herbst vergebens den päpstlichen Nuntius erwartet, aber jetzt im November kam er. Und er kam als ein gewaltiger Herr von dieser Welt und hatte ein Gefolge von einigen hundert Mann zu Pferde und einem ganzen Schwarm von Mönchen. Stockholm hatte sich in Festschmuck gekleidet; aus den Fenstern hingen bunte Tücher heraus, Fahnen wehten von den Hausgiebeln. Die Kirchen standen offen, die Glocken läuteten, die Orgeln spielten, die Messen wurden gesungen und der Weihrauch brannte. Die Großkirche in Stockholm war in großen Festschmuck gekleidet; Lichter brannten auf allen Altären, und in allen Kapellen wurde Messe gelesen, so daß es klang wie in einem Bienenkorb; und der Rauch stand so dicht wie in einer Räucherkammer, daß man nur die Heiligenbilder wie in Wolkensäulen sah. Zeugblumen und Fichtenreiser schmückten die Leuchter und von den dunklen Gewölben hingen Fahnen mit Heiligenbildern; der Hochaltar war in Rot gekleidet, denn es war großer Jubeltag. Die Pforten der Kirche waren mit königlichen Wachen versehen, die das Volk vom Heiligtum abhalten sollten, bis die mit Vorrechten Versehenen ihre Plätze eingenommen hatten.

Zuerst kamen die Zünfte mit ihren Ältesten und Fahnenträgern; sie gingen barhaupt und hatten Lichter in den Händen; darauf kam eine heilige Leichnamgilde mit einer ungeheueren Monstranz; und jede Gemeinde stellte sich vor ihrer Kapelle auf; dann kamen die Schwarzbrüder oder Dominikaner von ihrem Kloster, an der Spitze einen Christus am Kreuz tragend, aus schwarzem Holz und mit Schleiern behängt, und die sahen mit ihren schwarz und weißen Trachten aus wie Nachtschmetterlinge, die um die gelben Wachslichter flatterten; ferner die Graumönche vom Ritterholm, grau wie Motten; darauf das könig-

liche Gefolge in Festtracht, doch der König selbst war im Kriege; dann folgten Bürgermeister und Rat, zuletzt noch mehrere Wachen. Wie die Kirche voll war, wurde ein großes einstimmiges — Miserere, Herr erbarme dich — angestimmt.

Und dann trat der Erzbischof vor den Hochaltar. Es war ein Fünfziger mit einem leichenblassen Angesicht; die Augen lagen wie in gefaltete schwarzblaue Kissen eingebettet, und vom Augenwinkel herab liefen dunkle Linien; der Mund war wie mit einem Barbiermesser geschnitten, und wenn er sich öffnete, glänzten die Zahnreihen, die so weiß und spitz waren wie bei einem Wolf.

Der Gesang schwieg, und nur die Orgeln spielten ein brausendes Jubilate, als Pauken, Trommeln und Posaunen einstimmten, und von der großen Pforte kam nun der päpstliche Sendbote mit seinem Gefolge. Da stieg der Erzbischof hinab und ging ihm auf dem Gange entgegen; und als sie sich trafen, fielen sie auf die Knie und küßten sich; und der Erzbischof erhob sich zuerst und rief aus: Machet die Türen hoch und die Pforten weit, daß der König der Ehren einziehe! Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn, Hosianna!

Die Orgel schwieg und der Erzbischof hielt eine Begrüßungsrede an den Apostel des Statthalters Christi, der nun der Mahnung des Erlösers gehorcht habe und ausgegangen sei in alle Lande, die Wahrheit zu verkünden und Verzeihung der Sünden zu erteilen. Der Heilige Vater in Rom habe endlich die Seufzer des kleinen Volkes im Nordlande nach der Teilhaftigkeit an der Gnade in Christo erhört und einen von seinen Jüngern geschickt, ihnen diese Teilhaftigkeit zu geben. Darauf schilderte er die (eingebildeten) Mühen und Gefahren, die dieser Apostel des Herrn auszustehen gehabt habe auf dieser langen

und gefährlichen Fahrt, und schloß mit noch einem Hosianna!

Der päpstliche Sendbote antwortete darauf und nannte den Erzbischof einen Wahrheitszeugen, nicht weil er ihn (den Nuntius) einen Apostel genannt habe, sondern weil er (der Erzbischof) wirklich ein Wahrheitszeuge sei. Dann entwickelte er die Ursache seines Besuches. Der Heilige Vater und die heilige Kirche würden von Antichristen angegriffen, die unter verschiedenen Namen ihre Häupter in Deutschland erhoben hätten, und zwar trotzdem man bereits vor etwa fünfzig Jahren eins von diesen Häuptern verbrannt habe, das den Namen Hus trug. Der Heilige Vater habe mit Kummer den Unglauben der Zeit gesehen, der gleich einem Frostwind über seinen Weinberg wehe, und er habe blutige Tränen über die Völker geweint; jetzt aber sei er von einem heiligen Zorn ergriffen worden, und er habe nicht länger das Recht, es mit Geduld zu ertragen, sondern jetzt müsse er sie mit Ruten und Skorpionen züchtigen, und er würde mit seinen Füßen der Schlange aufs Haupt treten. Darum ginge jetzt ein Aufruf hinaus an die Christenheit, wie ein Mann aufzustehen und ihre irdischen Güter vor Christi Füße zu legen und sich dadurch unvergängliche Güter im Himmel zu schaffen.

Danach gingen die beiden Prälaten zum Hochaltar hinauf, und der große Gang, der auf beiden Seiten von Mönchsorden und Bürgerschaft eingefaßt war, wurde leer. Jetzt trat der Prior der Schwarzbrüder zum Nuntius vor und verlas eine Begrüßungsschrift, die er dann überreichte.

Als es langweilig zu werden anfing, entstanden kleine halblaute Gespräche zwischen den wartenden Gruppen. Der Schwarzbruder Andreas, „der große Fischfänger“ genannt, den wir von seinem morgend-

lichen Fischen vor dem Graubrüderkloster kennen gelernt haben, wandte sich zu seinem Nachbar und flüsterte:

— Findest du, daß der Erzbischof aussieht wie ein Wahrheitszeuge?

— Ich finde, er sieht wie eine Brandwache aus, antwortete der andere.

— Brandwache?

— Ja, er ist so schwarz um die Augen.

Jetzt trat der Guardian der Graubrüder mit seinem Gruße vor.

Bruder Martin, der Buchwardein, warf einen Blick über den ebenen Steinfußboden hin; neigte seinen Kopf zu Bruder Franziskus, dem Abschreiber, und flüsterte:

— Vortreffliche Kegelbahn hier.

Darauf mußte der Bürgermeister vor. Er ging mit zitternden Schritten und gesenkten Blicken. Da er nicht Latein konnte, hatte er seine Rede deutsch schreiben lassen. Er brachte die Begrüßung der Stadt vor und erklärte, die Stadt sei sehr glücklich, einen Apostel zu sehen, auf den man so lange gewartet habe, und die Stadt würde alles tun, was sie könnte, um die Wahrheit in ihrem Kampf gegen die Lüge zu unterstützen.

Hier sah er auf, warf aber zufällig die Blicke zur Seite, und da wurde er hinter einem Pfeiler Hans gewahr, der ihn wie mit Feuerpfeilen aus seinen Augen beschoß. Einen kurzen Augenblick wurde es ganz still in der Kirche, während der Bürgermeister stumm dastand, aber der Erzbischof rief ihn bald mit einem trockenen Husten zur Sache zurück. Der Bürgermeister fuhr fort. Die Bürgerschaft, die stets die stärkste Stütze des Königstums gewesen sei, würde auch die der Kirche werden, der Wächter der alleinseligmachenden Kirche.

Weiter konnte er nicht lesen, denn sein Gesicht verfinsterte sich. Das Schreiben übergebend, verbeugte er sich und kehrte an seinen Platz zurück. Darauf stimmte die Orgel an und der Gesang brauste wieder; aber er klang schlaff und andachtslos, denn man war müde und hungrig.

— Weißt du, was wir heute zu Mittag haben, flüsterte Martin Franziskus zu

— Vergebung der Sünden, antwortete Franziskus.

— Dieser Hund von einem Bürgermeister, dazustehen und zu lügen.

— Er war wohl gezwungen.

Jubilate, recordate, et earum potestate erschallte der Gesang, während Kirchendiener den großen Kasten vortrugen, in dem die Gemeinde zur Verteidigung der heiligen Kirche gegen die Feinde der Wahrheit opfern und dafür Vergebung der Sünden erhalten sollte. Nun wurden die Pforten aufgeschlagen und die Wachen ließen die Menge herein. Geblendet von der glänzenden Pracht, betäubt von den Weihrauchdämpfen, ergriffen vom Gesang und der Orgel, benommen von einer heiligen Scheu vor dem Apostel Christi, der an der Seite des Erzbischofs ganz hinten im Chor zu sehen war, fielen sie auf ihre Knie nieder, jammerten und seufzten und krochen so den ganzen langen Gang dahin. Es war ein rührender Anblick, und die beiden Auguren am Hochaltar schienen einen Augenblick erschüttert, als sie diesen Strom von Menschenseelen, von Weibern, Greisen und Kindern, sich auf sie zu wälzen sahen, die da am Fuße von Christi Kreuz standen, den Geldkasten vor sich; aber an den Tempeldienst hinter dem Vorhang gewöhnt, kamen sie bald wieder in Stimmung, und sie richteten sich auf, als seien sie zwei Götterbilder, vor denen das Volk die Knie beugte, und der Kasten wäre der Altar.

Drei Stunden lang wälzte sich der Strom dahin und wurde durch die kleine Chortür hinausgelassen; der Nuntius und der Erzbischof waren weiß wie das Meßhemd vor Müdigkeit und Hunger, so daß sie sich zuweilen an den Altarschrank lehnen mußten, um nicht zu fallen; unaufhörlich waren sie gezwungen, den Fuß zu wechseln, damit das Volk zum Küssen kam.

Die Sänger hatten aus Mattigkeit geschwiegen und nur die Orgel gab noch einige jammernde Laute. Die Mönche schwatzten halblaut, und sogar die Zünfte der Bürger waren in der Andacht müde geworden, denn sie setzten sich auf Treppenstufen, Pfeilersockel, Mauervorsprünge und auf was sie fanden.

Endlich war die Wache auch müde geworden, und die Pforten wurden geschlossen. Da war schließlich ein Ende des Stromes abzusehen. Man atmete wieder, und der Kasten war voll, so voll, daß ein Diakon mit einem Becken vorgehen mußte, um die rückständigen Scherflein entgegenzunehmen.

Als der letzte Ton von Orgel und Gesang verklungen war und der Nuntius und der Erzbischof auf die Knie fielen, um das stille Gebet zu sprechen, gerade als sie die Stola aufnehmen wollten, um ihr Angesicht zu verbergen, gerieten sie in ein solches Zittern, daß sie auf ihren Knien hüpften, und sie sahen sich an, als ob sie ihren Augen nicht trauten. Aus ihrer Stola waren zwei Papierblätter auf die Betpulte herabgefallen, auf denen mit großen Buchstaben zu lesen stand: „Kann man Vergebung der Sünden kaufen?“ und darunter: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.“

Wie vom selben Gedanken erfaßt, steckten sie das Papier in die Tasche und wandten sich danach

segnend an die Gemeinde. Aber da hörte man einen Laut durch die ganze Kirche laufen, wie wenn der Wind einen Haufen trocknes Laub aufrührt; es raschelte und flüsterte, und jeder zweite Mönch hielt in seiner Hand ein Papier, das er vom Boden aufgenommen, nachdem sich der Volksstrom entfernt hatte, und auf dem gedruckt war: „Kann man Vergebung der Sünden kaufen?“ Der Erzbischof und der Nuntius gingen in die Sakristei hinein. Da erhob sich draußen in der Kirche zuerst ein Gemurmel, das steigerte sich zu Getöse, und bald hörte man Geschrei.

In einer halben Stunde war die Kirche leer. Aber der Boden war weiß von Papierstreifen.

* * *

Als Hans am Nachmittage heimkam, saß seine Schwester in ihrem Kämmerchen und nähte. Der Laden war infolge des großen Ablaßfestes geschlossen, die Fenster waren zugemacht, und ein Feuer brannte im Herde.

— Nigels ist hier gewesen, sagte die Alte.

— Soo, antwortete Hans. Was wollte er?

— Er war sehr betrübt, weil er seine Beschäftigung verloren hat.

— Hat er seine Beschäftigung verloren?

— Ja, seit die Verordnungen nunmehr gedruckt würden, seien fünf Schreiber im Rathaus überflüssig geworden. Man hätte das Los geworfen, welche gehen sollten, und das Los sei auf ihn gefallen. Was aber schlimmer sei, sein zukünftiger Schwiegervater habe die Verlobung aufgehoben.

— Armer Junge! Nichts Gutes, das nicht etwas Böses mit sich brächte. Des einen Brot ist des andern Tod.

— Ja, du bist immer gut gegen ihn gewesen, und er erkannte es selbst an, als er hier war und deinen Druckkasten lieh.

— Lieh? Meinen Druckkasten?

— Ja, er sagte, du hättest ihm die Erlaubnis gegeben.

— Ich?

Er ging hastig hinaus in den Laden und suchte nach. Darauf kam er wieder in die Kammer.

— Ich habe ihm niemals Erlaubnis gegeben, ihn zu leihen. Glücklicherweise nahm er den kleinen. Es ist sonderbar, daß er so sprechen konnte!

— Ja, ja! Du hättest ihm nie trauen sollen, was habe ich dir gesagt! Nun, war es schön in der Kirche?

— Das Ende war gut!

— Wir haben das Ende vielleicht noch nicht gesehen!

— Wo ist mein Sohn?

— Er ist beim Nachbar und spielt.

— Ich verlange nach ihm.

— Er wird gleich hier sein! Du siehst so betrübt aus, lieber Bruder!

— Ich bin betrübt bis zum Tode, denn ich fürchte, die Bürde wird mir zu schwer.

— Denk' an Christus.

— Ich tue es, aber mein Herz schrumpft in der Brust zusammen, wenn ich an mein Kind und an dich denke!

— Lieber Junge, wenn deine Sache eine gerechte ist, kann dich niemand verderben, und ich weiß, sie ist eine gerechte. Habe ich gemurrt und bin ich schwierig dir gegenüber gewesen, so beruhte das darauf, daß mir bange um dich war. Sollte das Schlimmste geschehen, nun, so bist du gestorben, auf daß die Seelen anderer erlöst werden. Aber Hans, sei nicht schwach, denn die Menschen sind

böse; zeige nicht, daß du zitterst, denn sie werden sagen, daß du bereust, und denke daran, daß du vielleicht bald die Mutter deines Kindes treffen wirst..

— Ja, was wird sie mir denn sagen, wenn sie ihn nicht findet?

Das alte Weib erhob sich und antwortete mit flammenden Blicken:

— Sie wird sagen: Du gingst in den bitteren Tod, um deinen Sohn und aller Söhne von den Geistern der Lüge zu retten, und dafür sollst du am Thron des Lammes sitzen! Das wird sie sagen!

Sie ging hinaus und kam mit dem achtjährigen Sohne wieder, der ganz rot vom Spiel war und nicht gern sein Vergnügen abbrechen wollte, um nach Hause zu gehen. Er setzte sich mürrisch in eine Ecke und zeigte keine Geneigtheit, den Vater zu begrüßen; als dieser ihm das Haar aus der Stirn strich und ihn liebkosen wollte, zuckte er ungeduldig die Achseln und wandte sich fort. Ein unsäglich schmerzlicher Ausdruck im Gesicht des Vaters regte die alte Schwester so auf, daß sie den Jungen schelten wollte, aber der Vater beruhigte sie und sagte nur:

— Die menschliche Natur! So waren wir alle!

Und er ging in den kleinen Laden hinein und zündete seine Lampe an. Jetzt sollte es geschehen! Hier in der engen Kammer sollten die kleinen Truppen geordnet und hinaus in die große Schlacht geführt werden. Er warf den Rock ab und fing an zu setzen, ohne ein Manuskript zu haben, denn er verfaßte zur selben Zeit. Gestern hatte er die Sache angegriffen, heute wollte er deren Handhaber angreifen.

Er arbeitete bis tief in die Nacht, ohne sich stören zu lassen. Um Mitternacht ging er in die Kammer, wo die Alte und der Junge zur Ruhe gegangen waren. Da lag sein Sohn und schlief. Er träumte von seinen Spielen, denn er lächelte und

bewegte die Arme. Der Vater betrachtete ihn! Grausame Gedanken, bittere Vorwürfe stiegen auf. Er dachte daran, wie er mit einem Lineal diese kleinen armen Finger geschlagen hatte, als sie auf seinem Arbeitstisch herumgekramt und die Mühe einer ganzen Nacht zerstört hatten. Wie bereute er das jetzt! Er beugte sich nieder und küßte die kleine Hand, die an luftigen Zügeln zu reißen und ein ebenso luftiges Gespann von beschwingten rotgestrichenen hölzernen Pferdchen vom Weihnachtsmarkt über eine Wiese von blauen Wollgarnblumen durch einen Wald von Weihnachtstannen mit Äpfeln daran zu fahren schien.

Darauf steckte er die Decke an den Seiten unter und legte das Laken unterm Kinn schlicht; sprach ein leises Gebet und ging wieder hinein an seine Arbeit.

* * *

Dasselbe Nachtdunkel, welches das alte Steinhaus am Eisenmarkt einhüllte, schwebte auch um das Graumönchskloster. Ein kalter Nordwestwind vom Mälar peitschte Schneeflocken auf die langen Gebäude und drückte eine alte lecke Hornscheibe ein, die in einem kleinen Fenster auf der nördlichen Front steckte. Sie leuchtete wie ein glühendes Wolfsauge in der Nacht, diese rotgelbe Scheibe, denn drinnen brannten Lichter. Und beim Schein der Lichter saß in der kleinen warmen Kammer Nigels der Schreiber und strich seinen roten Bart, über Hans des Briefmalers kleinen Druckkasten gebeugt. Aber er war nicht allein, denn an seiner Seite standen der Buchwardein Martin und der Abschreiber Franziskus und hatten jeder ein Glas Glührheinwein in den Händen.

— Ich sehe keine Möglichkeit, ihm beizukommen, sagte Nigels. Er ist kein Heiliger, aber er hat keine niedrige Handlung begangen.

— Darum handelt es sich jetzt nicht, sagte Martin. Hans hat das Volk auf seiner Seite, denn er hat recht, davon ist jetzt nicht die Rede; hier handelt es sich nur darum, ihm dieses Ansehen zu rauben.

— Das ist wahr, sagte Nigels, aber sind alle Mittel erlaubt?

— Alle Mittel sind erlaubt.

— Aber mein Gewissen läßt es kaum zu, wandte Nigels ein.

— Ach schwatz nicht, sagte Martin. Die Zeit ist weit vorgeschritten, und morgen muß er gestürzt sein. Zur Sache also: Was soll man schreiben? Lebt er nicht mit seiner Schwester zusammen? Ja! Also schreib: Er lebt mit seiner Schwester zusammen.

— Aber das ist ja zweideutig? wandte Nigels ein.

— Ich finde, es ist hinreichend deutlich! Weiter! Er hat das Kloster von Warnhem verlassen, da tat er recht, versteht sich. Also schreib: Er ist vom Kloster fortgejagt, und nun rächt er sich mit Schmähschriften. — Weiter, kann man nicht sagen, daß er Hussit ist?

— Doch, Hus' Schriften hat er schon gelesen, sagte Nigels. Aber sagt man, daß er Hussit sei, so kommt er auf den Scheiterhaufen.

— Nun denn, nenne ihn Hussit; das ist ein gutes Wort! — Doch damit es nicht aussieht, als wollten wir uns an ihm rächen, muß das Volk aufgewiegelt werden, so daß es den ersten Schritt tut. Schreib, daß er Ketzerschriften in seinem Hause verwahrt und daß er Zauberei treibt.

— Ja, aber das ist häßlich, sagte Nigels und kaute an der Feder. Sie werden seinen Laden stürmen!

— Gewiß! Zauberei also! Schreib!

— Ihr seid schön, ihr, sagte Franziskus und wärmte seine Hände am Herdfeuer.

Und die roten Wachslichter, die fromme Menschen für ihre Seelenruhe geschenkt hatten, weinten blutrote Tränen über die Tat, die sie mit ihrem klaren Schein beleuchteten; sie leuchteten auf die schmutzigen Ischariothände, die einen der schönsten Funde des Menschengeistes in dem großen Kehrichthaufen der Bildung schändeten; und das graue Zimmer mit seinem Staub und Spinngewebe füllte sich mit dem Duft von Wachs und Traube; dem Wachs, das fleißige Bienen auf Blumenwiesen gesammelt, der Traube, welche die Sonne aus dem harten Weinberge gepreßt hatte.

* * *

Die Novembersonne schien auf schneebedeckte Straßen und Märkte, am Morgen nach dem großen Ablaßfeste. Hans saß wie gewöhnlich in seinem Laden, sah aber müde aus; eine unheimliche Ruhe leuchtete aus seinen Gesichtszügen, wie bei einem zum Tode Verurteilten, der weiß, daß er sterben wird, aber nicht weiß wann. Der Steinkopf über der Pforte war weiß von Reiffrost, und Eiszapfen hingen aus seinem Munde; der Pranger sah schaurig wie gewöhnlich aus: aber das Volk, das sich auf den Straßen bewegte, war lebhafter als sonst. Es blieb an den Ecken stehen und sammelte sich um einen des Lesens Kundigen, der laut ein Papierblatt vorlas. Die Gruppe murmelte und löste sich auf. Es kam eine neue Gruppe, hörte und zerstreute sich. Dies geschah nicht nur auf dem Eisenmarkt, sondern auf fast allen offenen Plätzen, wo man auch gedruckte Plakate fand, die bald mitten auf der Straße lagen, bald an den Ecken

angeschlagen waren. Daß die Aufregung groß war, kann man aus dem Titel des Plakates erkennen, der so lautete: „Vollständiger Beweis, daß 1. der Erzbischof kein Wahrheitszeuge ist; 2. daß der Sendbote des Papstes kein Apostel ist; 3. daß der Heilige Vater nicht heilig ist.

Wie Hans an seinem Fenster saß, wurde an die Tür geklopft, und unmittelbar darauf trat der Hauswirt ein.

— Mit dem morgenden Tage bist du, Briefmaler Hans, fort von hier mit Deinem und den Deinen!

Hans sah auf, weniger verwundert als erschrocken.

— Warum denn, wenn ich fragen darf?

— Darum, antwortete der Wirt und reichte ihm ein Plakat in schlechtem Druck, der jedoch deutlich genug war, daß man ihn verstehen konnte. Und er las: „Eine wahrhaftige Historia von dem Erzverräter und Hussiten, der unter dem angenommenen Namen Briefmaler Hans mit seiner Schwester zusammenlebt und, um sich dafür zu rächen, daß er aus dem Kloster von Warnhem fortgejagt wurde, eine ketzerische Schmähschrift von den höchsten Dingen ausgegeben hat, darin er Gott und die heiligen Sakramente leugnet."

Hans zog den Rock fest um sich, und es war ihm, als friere er in der Brust. Das hatte er doch nicht vorausgesehen.

Da hörte er einen Aufschrei aus der Kammer, einen durchdringenden Schrei, wie wenn ein Mensch unters Eis gerät. Er lief hinein und fand seine Schwester starr und stumm auf dem Boden liegen, und zu ihren Füßen lag das schicksalsschwere Plakat. In einer Ecke saß der Sohn zusammengekrochen auf einem Kasten und starrte vor sich hin, als wage er nicht zu weinen. Hans blieb stehen, ohne etwas zur Erholung der Schwester tun zu können, und er ver-

fluchte die Stunde, da er sie lesen gelehrt. Schließlich beugte er sich nieder und hob ihre Hand auf; die war noch warm und weich, aber der Puls war stehengeblieben. Sein zweiter Gedanke war: wer wird meinen Sohn pflegen? Zu weiteren Gedanken kam er nicht, denn jetzt hörte man ein dumpfes Gemurmel von der Marktseite. Er ging in den Laden und ward nun gewahr, wie eine große Menschenmasse auf dem Markte versammelt war. Alle sprachen auf einmal und hatten die Gesichter gegen das Ladenfenster gewandt. Es sah aus wie eine dunkle Wand mit hellen Flecken und leuchtenden Punkten. Er trat ans Fenster, wurde aber von einem Geschrei empfangen; er beugte sich über den Ladentisch und machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle. Es wurde für einen Augenblick still.

— Was suchet ihr? fragte er mit bebender Stimme.

Ein neues Geschrei beantwortete seine Frage. Er suchte einige der Anführer des Auflaufs zu erkennen, aber es war Dunkel und Verwirrung vor seinem Auge. Plötzlich schien eine Bewegung in der Masse zu entstehen, und vor drängte sich ein Haufen meist junger Männer, deren Gesichter er wohl kannte als die seiner Freunde. Aber diese Blicke, die früher den seinen mit Vertrauen und Ergebenheit begegnet waren, sprühten nun Feuer, und diese Hände, die er so oft zur Bekräftigung gemeinsamer Gelübde gedrückt hatte, hoben sich nun drohend gegen ihn. Der Jüngste von ihnen, dessen Gesicht von der Begeisterung des Verdrusses glühte, trat bis an den Ladentisch vor und sagte mit halblauter Stimme:

— Verräter, du hast unsere heilige Sache mit deinen unreinen Händen entweiht. Du machtest uns zum Werkzeug für deine Rache, Mönch, und bist ein falscher Prophet gewesen, Blutschänder!

— Das lügst du, antwortete Hans. Ich habe gestraft, aber nicht mich gerächt, und die Vorsehung hat nicht viel zu wählen, wenn sie ihre Strafwerkzeuge unter schwachen Sterblichen sucht. Frage den Himmel, warum er nicht sein Feuer, seine Flut, seine Erdstöße benutzt, wenn er wecken will; es wäre vielleicht klüger, denn dann würdet ihr glauben! Und gegen die wäre die Lüge und der Vater der Lüge ohnmächtig, welche jetzt gesiegt haben! Glaubtet ihr Jesus Christus, als er vortrat und Pharisäer und Schriftgelehrte entlarvte! Nein, ihr schluget ihn ans Kreuz, nachdem ihr ihm die Lüge zum Richter gesetzt hattet! Glaubt ihr denn, daß Briefmaler Hans ein besseres Schicksal als er begehrt?

Ein neues Geschrei, und einen vereinzelten Ausruf hörte man durch das Geschrei:

— Er vergleicht sich mit Christus, der Lästerer! Steinigt ihn!

Und nun bog sich die ganze dunkle Masse zur Erde nieder wie Saat im Gewitterregen, um Steine zu suchen, doch der Schnee hatte sich dicht über das Steinpflaster gelegt und die Füße des Volkes hatten ihn festgetreten. Aber die Wut machte erfinderisch, und man trat Eiszapfen von den Fensterbrettern und Rinnen los, und man brach Ladentische, Schilder, Türgriffe nieder.

Hans stürzte in die Kammer und nahm seinen Sohn auf den Arm, um durch die Hofpforte zu entfliehen. Da aber überkam ihn schnell der Gedanke, wenn er fliehe, werde niemand an seine Sache glauben, und er gebe dadurch sich selbst unrecht. Er nahm den Sohn mit sich und kehrte wieder zur Kammer zurück.

Da aber war es ihm einen Augenblick, als sei das Haus über ihn eingestürzt, und durch den betäubenden Lärm drang ein Schrei von seinem Sohne, der

von einem Eiszapfen ins Gesicht getroffen war. Hans fühlte den zarten Körper in allen Gliedern zittern und zucken, und danach starr und schwer werden wie ein hölzernes Bildwerk. Fliehen wollte er noch nicht, aber er wollte auch nicht das Teuerste in Räuberhänden lassen. Er verriegelte die Tür, nahm den Sohn und legte ihn auf sein Bett, packte die Kissen über sein Gesicht und warf sich mit seinem Körper über ihn, als wolle er ihn gegen eine einstürzende Decke schützen.

Da fand man ihn schließlich liegen, als die Wache die Tür aufbrach; und als diese eintrat und Hans sah, daß es nicht seine Freunde waren, dankte er Gott, daß er in Feindeshand gefallen, und bat um einen Augenblick Frist, um von seinen Teuersten Abschied nehmen zu können. Nachdem er sich vergewissert, daß die beiden, die er am meisten geliebt, von der Bosheit der Menschen nichts mehr zu fürchten hatten, wurde er ruhig, und mit Freude überließ er sich den Knechten.

* * *

In der Schloßschreiberstube saß der für seine rühmlichen Taten zum Schloßschreiber ernannte Nigels und schrieb eine von König und Rat ausgegebene Verordnung ins Reine. Die Verordnung enthielt ein gnädiges Verbot für Privatpersonen, ohne des Königs besondere Erlaubnis die neue Erfindung zu benutzen, die aus Deutschland gekommen und deren Nutzen man bezweifle, da sie Anlaß zu dem schrecklichen Mißbrauch habe geben können, dessen Zeuge die letzten Tage gewesen. (Hier wurde auf Hansens Schrift gegen den Erzbischof angespielt und nicht auf Nigels' gegen Hans.)

Der Oberschreiber saß Nigels gegenüber am selben Tisch und sah nach, daß Nigels schrieb, und weiter hinten am Kamin saß der oberste Schreiber und sah nach, daß der Oberschreiber Nigels bewachte.

— Wo denkst du einen Platz zu finden, fragte der Oberschreiber Nigels.

— Ich weiß nicht, ob ich überhaupt einen finde, antwortete Nigels, aber ich dachte, zwischen der Wache stehen zu können.

— Wenn du willst, kannst du meine Dachluke haben, sagte der Oberschreiber; da kannst du besser sehen als irgendwer, und die Fenster habe ich bereits vergeben, wie du weißt.

Nigels dankte und versprach, sich am dritten Weihnachtstage in so guter Zeit einzufinden, daß er beim Oberschreiber am Eisenmarkte sei, ehe die Wache anlange und die Pforten schließe, denn auf dem Eisenmarkte sollte Briefmaler Hans verbrannt werden.

* *
*

Am Tage vor Weihnachtsabend sah man den Bürgermeister über die Nordbrücke gehen und seine Schritte der St. Jakobskirche zulenken. Es war sehr kalt und der Schnee knirschte wie Grillen unter seinen Füßen. Leute drehten sich um und wunderten sich, wohin der Bürgermeister wohl ginge. Als er zum Gießbach am Abhang des Brunkeberges kam, blieb er stehen und sah sich vorsichtig um; als er sich unbemerkt glaubte, ging er hastig einen Fußpfad zwischen den kleinen Kohlfeldern hinauf und blieb vor einer sehr zierlichen rotgestrichenen Hütte stehen, die von einem kleinen Gärtchen umgeben war. Vor der Gartentür stand ein großer Korb-

schlitten, der mit Birkenreisigbündel beladen war, während oben auf dem Fuder eine Weihnachtstanne lag.

Der Bürgermeister klopfte an die Tür, und heraus trat ein kleiner dürrer Alter mit einem sehr wohlwollenden Aussehen.

— Bitte, Herr Bürgermeister, tretet ein, tretet ein, und steht nicht draußen in der Kälte.

Der Bürgermeister trat zurück und wollte nicht hineingehen. Er zeigte auf das Fuder und sagte:

— Das ist es also?

— Das ist es! Und es ist doch recht feines Birkenreisig, das wir aus Solna holten, und dann nahm ich die kleine Tanne für die Kinder mit, die gehört nicht dazu! Aber das Fichtenholz ist vom Hafen unterhalb der eisernen Wage, sechs Viertel Brauholz, anderthalb Öre die Klafter, trocken wie ein Span und im Herbst gesägt.

— Es ist gut, sagte der Bürgermeister. Doch nun höre auf das, was ich dir sage! Holz und Reisig brennen ja gut, doch wir müssen in vorliegendem Falle, weil Weihnachten ist und weil der römische Sendbote hier weilt, etwas außer dem alten Gewöhnlichen tun. Es muß ein wirklich feiner Scheiterhaufen werden, etwas, das auch fürs Auge ist und Eindruck macht.

— Ein rechtes Weihnachtsfeuer, fiel der wohlwollende Mann ein und kniff die Augen zu, als wolle er sehen, was der Bürgermeister eigentlich meinte.

— Wie du es nennen willst. Nimm also und tue, wie ich sage. Zwei Fuder Stroh zu unterst.

— Roggenstroh oder was?

— Das ist gleichgültig. Ferner fünf Pfund Schwefel, gut ausgebreitet zwischen dem Stroh.

— So, daß er nicht zu sehen ist! Ja!

— Das Reisig zunächst! Das Holz wird dann an den vier Ecken aufgestapelt und zwischen die Stapel stellst du zwei Teertonnen auf jede Seite. Dann nimmst du noch sechs Mann zu Hilfe, so daß alles auf einmal angezündet wird.

— Das klingt gut, aber ich glaube nicht, daß die Häuser eine solche Hitze aushalten! Acht Teertonnen?

— Es sind steinerne Häuser, wie du dich erinnern wirst!

— Ja, ja! Das sind es wohl! Aber er kommt bestimmt nicht dazu, ein Wort zu sprechen, bevor er erstickt ist, und das Volk hat es immer gern, wenn sie etwas vorher sprechen.

— Ihm ist gerade verboten worden zu sprechen, und darum haben wir das Stroh und den Schwefel. Jetzt tust du, wie ich sage und nichts weiter. Hast du verstanden?

Er hatte verstanden.

— Fröhliche Weihnachten und lebwohl, sagte der Bürgermeister und ging.

Der Büttel verbeugte sich und blieb im Vorbau stehen.

* * *

Der dritte Weihnachtstag kam mit starker Kälte und klarer Luft. Der Eisenmarkt hatte sein Aussehen verändert. Der Galgen war fortgenommen, und an dessen Stelle ein ungeheurer Scheiterhaufen um einen Pfahl errichtet. Die Straßenmündungen waren mit Wachen besetzt und alle zum Markt führende Straßen waren mit Volk gefüllt. Die Haustüren waren geschlossen, doch an den Fenstern saßen die Frauen und Töchter des Rates und der Vornehmen, in Pelzwerk gekleidet, denn die mit Marienglas und Horn

versehenen Fensterrahmen waren herausgenommen, damit man besser sehen konnte. Auf dem Dache saßen Bürger mit Frauen, Kindern, Gesellen und Jungen, und hatten Eßsäcke und Flaschen bei sich, um das lange Warten und die Kälte aushalten zu können. Auf dem Platze war der Büttel mit seinen sechs Knechten, alle rotgekleidet und mit Feuerzeug und Zunder versehen.

Der Markt war sehr eng, so daß man auf der einen Seite hören konnte, was auf der anderen gesagt wurde.

— Hört mal, sagte ein Barbiergeselle, der hoch oben auf einem Treppengiebel saß und in die Hände blies, wenn ihr nicht bald Feuer macht, so gehe ich meiner Wege, denn hier frieren mir die Finger ab. Und man lachte auf allen Dächern, wie ein Schwarm Elstern, aber die Frauen in den Fenstern hielten ihre Pelzmüffchen vors Gesicht.

Die Uhr in der Eisenwage, die auf der östlichen Seite des Marktes lag, schlug nun zwölf. Die Orgel im Schwarzmönchskloster in der nördlichen Gasse begann zu spielen, aber man hörte wegen des Gemurmels nur die Bässe.

Jetzt öffnete sich eine Dachluke oben im Giebel des Hauses des Oberschreibers und ein rotbärtiger Kopf sah heraus, der Nigels, dem Schloßschreiber, gehörte.

— Steck die Bodenkammer nicht in Brand, schrie ein Sattelmacher vom Dach gegenüber, auf den roten Bart anspielend, und nun wurde Nigels mit einem Lachen und einer Aufmerksamkeit begrüßt, die ihn sichtbarlich reizte; wie um dem Hohn zu trotzen, kroch er mit halbem Körper heraus und blickte zum Himmel hinauf nach schönem Wetter. Da fielen seine Augen auf einen Hißbalken, der über der Luke in der Wand eingemauert war. Seine Eitelkeit war ge-

weckt, und um sich eine noch ehrendere Aufmerksamkeit zuzuziehen, beschloß er ein Wagestück zu unternehmen. Mit einer nicht gewöhnlichen Gewandtheit umfaßte er den Balken und schwang sich hinauf, so daß er rittlings auf ihn zu sitzen kam.

Ein Gemurmel des Beifalls hörte man von den Dachfirsten, und die Frauen winkten mit den Taschentüchern, das aber erregte den Neid des Sattelmachers:

— Hör mal, willst du in dieser Kälte Holzmähre reiten, fiel er ein.

Aber Nigels legte die Arme über die Brust und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

Jetzt öffneten die Wachen den Kreis und die Graumönche zogen auf. Martin und Franziskus grüßten hinauf zu den Fenstern der Frauen.

— Zum Teufel, wie ist die schön, die Frau des Vogts, sagte Martin.

— Ach, das kenne ich, das ist nur die Pelzmütze, die sie heute kleidet, denn sie hat eine häßliche Stirn, und die versteckt sie, antwortete Franziskus.

— Es wird kalt werden, hier zu stehen, sagte Martin und steckte die Hände ein.

— Der Erzbischof kommt nicht her, sagte Franziskus und stampfte mit den Füßen.

— Er hält sich doch warm genug, sagte Martin.

Der Klang von Trommeln war dumpf von der westlichen allgemeinen Straße zu hören. Eine Bewegung entstand unter den Knechten, und die Zuschauer streckten ihre Hälse vor, um etwas zu sehen. Der Klang kam näher. Die Knechte öffneten das Glied und der zum Tode Verurteilte erschien. Über seinen Rock hatte man ein gelbes Leinenkleid mit aufgenähten roten Feuerflammen gezogen; auf seinem Kopfe saß eine hohe Mütze aus Pergament, auf der mit großen Buchstaben gemalt war: Hereticus

(Ketzer). Hinter ihm kamen Schwarzbrüder mit verschleierten Gesichtern; sie trugen Lichter und Kreuze. Ihnen folgten Bürgermeister und Vogt nebst Knechten. Als der Kreis geschlossen war, wurde Hans auf den Scheiterhaufen geführt und mit Ketten an den Pfahl gebunden. Darauf trat der Vogt hervor und verlas das Urteil. Hans war sehr ruhig, und seine Blicke waren nach innen gewandt, so daß er nicht mehr an die sündige Welt zu denken schien.

Die Trommeln wurden gerührt, der Büttel und seine Knechte schlugen Feuer. Im nächsten Augenblick begannen kleine blaue Flammen um die Füße des zum Tode Verurteilten zu hüpfen. Er hob den Kopf, hustete kurz, fiel zusammen und blieb hängen, von Schwefeldämpfen erstickt.

Ein Gemurmel des Unwillens und der Enttäuschung durchlief den Zuschauerhaufen. Von Wut angestachelt und wie auf ein gegebenes Zeichen warfen die Schwarzmönche ihre brennenden Lichter auf den Scheiterhaufen. Das Stroh flammte auf, die Reisigbündel prasselten, die Teertonnen fingen Feuer, und unter dem Jubel der Dachbevölkerung füllte sich der ganze Markt mit einem Pfeiler von Feuer und Rauch. Aber das Jubelgeschrei wurde mit einem furchtbaren Aufschrei von Nigels auf dem Balken beantwortet. Der Wind hatte die Flammen nach seiner Seite geworfen, und wie er sich durch die Bodenluke hineinretten wollte, war die geschlossen; bis an den Dachfirst reichte er nicht, und er blieb in der Hitze an den Armen hängen; das feuchte Leder auf seinen langen Stiefeln krümmte sich und klemmte seine Zehen wie in einem Schraubstock, die Halsschnalle an seinem Mantel brannte ihn und das Feuer preßte die Augen aus seinem berußten Gesicht; der rote Bart wurde versengt, und die Nägel lösten sich; er ließ schließlich mit einem Aufschrei

seinen Griff los und fiel, mit dem Kopfe gegen die Eisenstangen der Schilder stoßend.

Aber jetzt hatte niemand Zeit, an ihn zu denken, der tot war, als er unten ankam. Die Hitze war unerhört geworden. Die Leiche des verbrannten Ketzers hing wie eine schwarze Masse an den glühenden Eisenketten, das Fichtenholz hatte Feuer gefangen, der Wind kam stoßweise und fegte große Wolken von Funken und Rauch heraus. Die Mönche, die zunächst standen, wollten fliehen, doch die Bewohner der Häuser waren bereits von den Fenstern fortgestürzt und niemand konnte die Pforten öffnen; die Knechte standen unbeweglich, eingepackt von den ungeheuren Menschenmassen, welche die anstoßenden Straßen füllten und nicht weichen konnten; das Feuer wurde immer stärker, und die Notschreie klangen lauter. Die angrenzenden Häuser fingen an zu verkohlen, Schilder entzündeten sich, und die Uhr in der Eisenwage, deren Zeiger von der Hitze zusammengeschrumpft waren, begann zu surren und die Stunden zu schlagen, als nähere sich der Tag des Gerichts und die Zeit gehe zu Ende. Der Steinkopf über der Pforte Hansens des Briefmalers sprang mit einem Knall entzwei; Dachziegel barsten, und der Kalk löste sich von den Wänden. Als das Feuer abnahm und die Knechte sich endlich mit ihren Lanzen einen Weg durch den Volkshaufen gestochen hatten, um die Mönche zu retten, war der schmutzige Schnee mit Toten und Sterbenden in grauen Kutten und schwarzen Kutten bedeckt.

* * *

Aber die Leute, die sich dann in den Krügen versammelten, um von dem Ereignis zu plaudern, sprachen hin und her.

— Es war schade, daß der Erzbischof nicht kam.

— Wahrscheinlich witterte er die Gefahr.

— Schade um die Graurücken doch, die zum Mittag gebraten wurden.

— Schade um die? Sie steckten ja selbst an! Nein, da war es mehr schade um den Briefmaler! O, die Spielkarten, die er machte. Ihr sollt sehen, ihr werdet ihn schon vermissen!

* * *

ENTWICKLUNG

Die Aprilsonne stieg und der Schnee schmolz auf den Landhöhen rings um den Mälar; die Bäche schwollen und sprengten, stürzten in den See und hoben die Eisdecke, die dröhnte und krachte, bis sie sprang; der Wind setzt sich auf den Rand des Eises und faßt Fuß, bricht es einige Zoll auf, und kleine befreite Wogen hüpfen und schwappen in der Wake, und sie nagen am Eisrande, bis sie Raum zum Atmen haben; und dann kommen die großen Wogen aus der Tiefe heraus und die legen sich mit ihrer ganzen Schwere auf die Eisscholle, die sinkt; die Wake erweitert sich, der Fjärd wächst, und so geht es unwiderstehlich hinaus, hinaus nach dem Meere.

Aber es rischelt und raschelt unter der Nordbrücke und es knistert und knastert an den Brückenpfeilern, und das Eis türmt sich wie eine Mauer, welche die Brückenwächter mit Beilen und Hacken angreifen und zerschlagen; und die Bürger der Stadt gehen hinaus und sehen sich den Eisgang an. Aber der „Strom“ ist bereits mit Segelschiffen bedeckt; holländische Fahrzeuge mit Tuch, lübische mit Bier, französische mit Wein, spanische mit Gewürzen und edlen Metallen von der neuentdeckten Welt auf der anderen Seite des Meeres; dänische sind noch nicht zu sehen, denn sie haben sich noch nicht von dem Gram, daß sie aus dem Bund der nordischen Reiche getrieben sind, erholt.

Oben in der Stadt ist Leben und Bewegung; die Menschen kribbeln wie Ameisen, deren Haufen man umgerissen hat; es wimmelt von Reitern und

Knechten und auf den Mauern arbeiten die Stadtburschen; auf dem Schlosse flattert das Zeichen der Wasas, und im Rathaus hält der junge König Beratung. Es summt und surrt in der eben erwachten Stadt, daß die Möwen, die ihr stilles Winterfischen im „Strom" gehabt haben, glauben, daß es an der Zeit ist, nach ruhigeren Gegenden zu reisen; und sie fassen ihren Entschluß unwiderruflich, als die Kanonen auf allen Fahrzeugen zu spielen anfangen und es von Schloß und Mauern antwortet. Sie erheben sich auf schnellen Flügeln, werfen einen forschenden Blick von oben auf den Spanienfahrer und seine seltsame Ladung, die an der Brücke gelöscht wird, auf die neuen Segel des Holländers, auf die neuen Masten des Franzosen; und dann fliegen sie eine Luv über die Hafenbrücke unterhalb des Schlosses, und dort sehen sie die Menschen in neuen Kleidern, die seltsam ausgeschnitten sind und Halskragen wie Schüsseln tragen, und die Menschen haben neue Gesichter bekommen, denn sie sehen froher aus. Neu war die gemalte Ehrenpforte, durch welche die Bedrücker hinausgetrieben wurden und die Befreier einzogen; deren bunte Gewinde von Sonnenrosen, Trauben, Pfauen und Engeln waren etwas verblichen und vom Winterschnee ausgewaschen; aber es war doch zu viel Neues für die alten Möwen, und darum reisten sie nach ruhigeren Gegenden, darum strichen sie nach dem Mälar hinauf, wo sie von einem kleinen Holme in der Bucht von Gripsholm wußten, auf dem noch alles von der alten guten Art war. Da standen die Erlen ganz ebenso wie in der Jugend der Möwen, denn diese konnten nicht sehen, daß die Bäume gewachsen waren; das weiße Moos auf den Bergplatten, wo sie ihre drei Eier gelegt hatten, war dasselbe, der Sandhafer, das Gänsegras, der Weiderich, die Fackelblume waren sich

gleich; hier wurde man von keinem Kanonenlärm, keinen Spanienfahrern, Ehrenpforten, Einzügen gestört; hier war es so still, daß man auf seiner Höhe bei ruhigem Wetter den Fischer drunten in seinem Eichstock mit seiner Alten sprechen hören konnte, wenn sie mit den Netzen draußen waren; aber da wurde nie von etwas anderem als von Fisch gesprochen, und das konnten die Möwen gut leiden.

Man hätte doch Veranlassung gehabt, hier mehr Lärm zu erwarten, wenn man das alte Schloß und das neue Kloster am Strande sah. Aber das Schloß war verlassen und das Kloster wurde von Menschen bewohnt, die sich nicht um diese Welt kümmerten und auch nicht wünschten, daß die Welt sich um sie kümmere. Das war allerdings sehr selbstsüchtig, aber da es zur Ruhe beitrug, so war nichts dagegen zu sagen, von denen wenigstens, welche die Ruhe liebten, wie es die Möwen jetzt taten.

* * *

Das Karthäuserkloster Pax Mariae oder Marias Frieden war eine seltsame Erscheinung in der schwedischen Klostergeschichte. Bei Beginn der neuen Zeit angelegt, wo kaum noch jemand an Mönchsleben oder -lehre glaubte, wurde es von Mitgliedern des strengsten Ordens bevölkert, den es gab, nämlich den Karthäusern. Diese waren gewaltige Weltverächter und sahen die Aufgabe des Lebens im Kampfe für die Freiheit des Geistes. Und sie kämpften. Um den Körper im Zaum zu halten, trugen sie Roßhaar statt Leinen; aßen nur Brot und Gemüse, weil sie der Ansicht waren, das Fleisch sei nach dem Sündenfall in Brauch gekommen, als die Menschen auch zu wilden Tieren herabsanken; und sie tranken nur Wasser. Nichtsdestoweniger fanden sie es notwendig,

die Übermacht des Körpers dadurch zu mindern, daß sie drei Male im Jahr allgemeinen Aderlaß befahlen; was zur Folge hatte, daß die Klosterbewohner wie lebendige Leichen umhergingen und kaum zu sprechen vermochten. Aber das war auch nicht von nöten, da die Regel laute Gespräche verbot und selbst der Gottesdienst leise verrichtet wurde; ja, Gebete und Messe, von welch letzter aller Gesang ausgeschlossen war, wurden unter Schweigen abgehalten, und Orgel und Glocken waren ganz verbannt. Diese Mönche genossen großes Ansehen beim Volke und sie zeigten auch eine große und bei dem damaligen Klostervolk ungewöhnliche Geringschätzung des Grundbesitzes. So hatten sie das halb verfallene Schloß Gripsholm bekommen, mit Äckern und Tiergarten und Nutzgärten, aber sie hatten die Säle der Burg geschlossen und nur einige der schlechtesten Räume behalten; sie hatten die Tiere aus dem Tiergarten gelassen und alle überflüssigen Gewächse aus dem Garten ausgerodet; der wurde nur zum Ziehen von heilkräftigen Pflanzen benutzt, mit denen sie kostenfrei die Kranken der Gegend versahen. Sie waren also in allen Beziehungen so gute Jünger Christi, wie jemand nur werden konnte, und sie waren keine Müßiggänger, denn sie hatten keine Diener, sondern taten alle ihre Arbeiten selbst.

Wir finden sie also eines Apriltages damit beschäftigt, das Eis auf dem Hofe des Klosters aufzuhauen. Es geht nicht schnell, denn teils mag das Roßhaarhemd in den Armhöhlen strammen, teils mag der Blutmangel und die starke Frühlingsluft ihre Kräfte mitgenommen haben; sie keuchen so, daß die dünnen Backen zusammenfallen und Kiefer wie Zahnreihen abzeichnen, und sie halten dann und wann inne, um zu husten. Die Sonne brennt, aber sie frieren, und der kalte Schweiß, der von ihren Ge-

sichtern sickert, stellt sie als einen Haufen Kranker hin. Vor der Kirchtür ist ein Grab aufgeworfen, und an dessen Rande steht ein leerer Sarg, unnötige Erinnerungen an das was wartet. In der Kirche hält ein Bruder eine stumme Messe für stumme Brüder, und man hört nur, wie die Blätter in dem großen Buche gewendet werden, und wie die Kleider rauschen beim Beugen oder beim Kniefall.

Die Kirche hat keine äußeren Zierrate, außer einem schwarzen Kreuz am Hochaltar, aber im Marienchor ist eine große Brettertafel angebracht, auf welcher die Verkündigung dargestellt werden soll, das einzige Gemälde, das vorhanden sein wird. Der Künstler, der außerhalb des Klosters gesucht werden mußte, ist dabei, sich durch strenge Buße und Entsagung auf den heiligen Beruf vorzubereiten. Häufige Überlegungen, wie der Stoff behandelt werden soll, sind schriftlich zwischen den Brüdern gepflogen worden, und Botvid, der Maler, ist in schwere Anfechtung mit sich selbst gekommen, wie er die heilige Jungfrau in dem geheimnisvollen Augenblick darstellen soll, wo sie den Engelsgruß Ave Maria gratia plena empfängt und sich ihres gesegneten Zustandes bewußt wird. Botvid war allerdings ein junger Mann von frommen Sitten, aber das wußte er wohl, daß ohne ein Mann und ein Weib nichts Menschliches geboren wird. Er mußte darum einerseits das Natürliche des Verlaufs festhalten, aber andererseits nicht das Wunder oder das Übernatürliche vergessen, und durch den Ausdruck im Gesicht der Jungfrau wollte er das höchste Unsinnliche, gepaart mit dem Sinnlichen, herausbekommen. Das hatte er sich jedoch bis zuletzt verspart und mit dem Engel angefangen. Um nicht etwas von der umgebenden Wirklichkeit hineinzubringen, hatte er statt der Landschaft und Gebäude

die alte Art mit Goldgrund wieder aufgenommen, der den Figuren einen übersinnlichen Glanz verlieh, sie von störenden Zufälligkeiten freimachte, und sie in einem Grundstoff schwebend hielt, der nicht Luft oder Erbe sondern lauter Licht war.

Nach den Worten der Bibel sollte es der Engel Gabriel sein, der vom Herrn gesandt wurde, um Maria ihr künftiges Glück zu verkünden. Da alle Engel, welche in der Schrift vorkommen, bei männlichen Namen genannt werden, hatte Botvid nicht gezögert, ihn in der Gestalt eines Mannes darzustellen; das aber hatte ihm scharfe Zurechtweisungen auf der Schiefertafel zugezogen, denn die Engel, die über allen sinnlichen Verhältnissen stehen, hätten kein Geschlecht, und übrigens ginge es nicht an, auf demselben Bilde einen Mann allein mit einer Jungfrau darzustellen, besonders wo er einen so heiklen Auftrag ausrichten sollte. Der Engel erhielt also das mannweibliche Aussehen, das Engel kennzeichnet. Das Gesicht war das eines Jünglings, das Haar das eines Weibes, Arme und Beine, so weit man sie durch die Tracht erkennen konnte, die eines Jünglings, aber die Brust hatte eine schwache Erhöhung und die Hüften fingen gleich bei den Weichen an zu schwellen. Die Flügel waren wie gewöhnlich oben an den Kleidern befestigt und schienen einen Teil davon auszumachen. In der Hand des Engels hatte er die Blume der Liebe gemalt, die Rose, aber die rote Farbe mißfiel den Heiligen, weil sie an Fleisch erinnnere, und die Blume erinnere übrigens an heidnische Liebesmärchen. Nein, eine Lilie sollte es sein, eine weiße Lilie, das Sinnbild der Unschuld und Reinheit. Botvid malte eine weiße Lilie und war sehr erfreut über die Wirkung, welche die sechs safrangelben Staubbeutel machten, denn es waren nicht viele Ge-

legenheiten zu Farbenwirkung bei den weißgekleideten Figuren. Aber als er den Tag darauf in die Kirche kam, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, sah er, daß man die Stempel gestrichen und den offenen Kelch leer gelassen hatte. Auf eine Auseinandersetzung hatten sich die Mönche nicht einlassen wollen, und Botvid glaubte, dies rühre von Geheimnissen der Glaubenslehre her, die nicht verraten werden dürften.

Indessen hatte er den Engel fertig, und war nun bereit, Hand an die Jungfrau zu legen. Strenges Fasten, Nachtwachen und Andachtsübungen hatten ihn in einen aufgerüttelten Zustand versetzt, und er konnte stundenlang betend in der kalten Kirche liegen, die heilige Jungfrau anrufend, sie möchte sich ihm einen Augenblick offenbaren und ihm ihr himmlisches Angesicht zeigen. Aber die Offenbarungen blieben aus, und Botvid hielt sich nicht für würdig, mit Pinsel und Farbe den Menschen, die heiliger als er waren, die himmlischen Geheimnisse zu deuten. Sein Sinn war allzu sehr mit irdischen Dingen beschäftigt, wozu besonders beitrug, daß er außerhalb des Klosters wohnen mußte und also nicht vermeiden konnte, andere Menschen zu treffen und mit ihnen zu sprechen. Man hatte ihm nämlich in dem alten Hause seine Wohnung angewiesen, wo ein weltlicher Schloßwächter mit seiner einzigen Tochter seine Nachbarn waren, die er oft traf, obwohl er im Kloster aß und nur nachts im Schlosse war.

Botvid hatte seine Kindheit in einer Häuslichkeit unter drei Brüdern zugebracht; eine Schwester hatte er nie gehabt, wodurch der Umgang mit jungen Mädchen für ihn erschwert wurde. Eine natürliche Schüchternheit versagte es ihm, weibliche Gesellschaft zu suchen, weshalb er allmählich von einer gewissen Furcht vor dem anderen Geschlecht erfaßt wurde. Er wollte sich so gern ihnen nähern, aber er

wagte es nicht. Infolge dieser Unbekanntschaft mit der anderen Hälfte der Menschheit wuchsen bei ihm hohe Gedanken von deren Vorzügen, und er hatte immer beim Anblick eines jungen Mädchens ein Gefühl, als befinde er sich vor einem höheren Wesen. Des Torhüters Tochter, die das einzige weibliche Wesen war, das er in diesen Tagen sah, hatte einen furchterweckenden Eindruck auf ihn gemacht. Zuweilen wagte er nicht sie zu grüßen, und er sah sie nur an, wenn er ungesehen oben in seinem Kammerfenster stand und sie sich unten im Garten befand. Aber wenn er selbst hinausging aus dem Schlosse, um das Kloster zu besuchen, und er wußte, daß sie am Fenster stand, da zuckte es in seinen Beinen, und sein Gang wurde unsicher, so daß er sich nach einem Heckenpfahl richten mußte, um direkt dahinzukommen, wohin er wollte. Sie besaß keine ungewöhnliche Schönheit, aber sie war angenehm; doch hielt sie Botvid für das Schönste, was er gesehen hatte, und sie erfüllte seine Sinne sowohl wenn sie anwesend wie wenn sie nicht da war. Daher seine Anfechtungen, wenn er auf dem Steinboden der Kirche lag und die heilige Jungfrau bat, sich ihm sichtbar zu offenbaren, denn mitten zwischen den Wolken erschien ein kleines Gesicht von fast weißem Teint, mit einem leichten Schatten über dem Munde und langen schwarzen Augenbrauen, die zur Hälfte ein schwarzes Auge verbargen.

Es fing indessen an, mit dem Frühling vorwärts zu gehen, und die Arbeit stand ganz still. Die Mönche zeigten Ungeduld. Botvid steigerte die Fasten und ließ die Ader öffnen. Der Blutverlust machte ihn krank, und er mußte zu Bett gehen, bekam Fieber und phantasierte. Da verloren die Mönche die Geduld und schickten nach Stockholm zu einem jungen Maler, der eben aus Italien gekommen war, wo er

bei den größten Malern gelernt hatte, die es dort gab. Aber er konnte nicht früher als im Mai kommen, weil er im Schloß einige Wände zu bemalen hatte. Während der Zeit wurde Botvid so wohl, daß er ausgehen konnte. Die Mönche, die fanden, daß es schade um ihn sei, versprachen ihm, daß er dem erwarteten Meister bei der Arbeit helfen und so lange bleiben dürfe, wie die Arbeit dauerte.

Eines warmen Frühlingsabends ging Botvid in den Garten und träumte. Die Sonne war gerade beim Untergehen und die Bucht lag wie ein Spiegel da. Auf den Gartenbeeten blühten Safran und Lilien; die Lilien dufteten stark und berauschten ihn. Er fing an über das geheimnisvolle Benehmen der Mönche mit der Lilie des Engels zu grübeln. Warum verstümmelte man, was Gott geschaffen hatte? Hatte Gott etwas Sündiges geschaffen? Er bewunderte die Natur des Wegegrases, das die unruhigsten Plätze aufsuchte, wo die Füße es zertraten.

Als er so den Steig dahin ging, der zur Brücke hinunter führte, hörte er Schritte hinter sich auf dem Sande. Er wandte sich, wurde aber so bestürzt, daß die Beine ihn im Stich ließen, als er sich der Tochter des Schloßwächters gerade gegenübersah. Sie grüßte ihn mit einem guten Abend und sah ihm freimütig in die Augen. Botvid war ganz versteinert und konnte nicht ein Wort sagen. Da lachte sie und ging weiter. Aber er folgte ihr. Er sah mit den Blicken des Malers den weichen jungen Körper sich unter den Kleidern abzeichnen, und er konnte aus den andeutenden Linien des Anzuges sich dessen ganze nackte Schönheit vorstellen. Er sah bewundernd die Spuren von ihren kleinen Füßen im Sande.

Sie war jetzt beim Ende der Brücke und wollte das Boot los machen, das dort lag. Botvid blieb plötzlich stehen und sah zu. Er wollte hineilen und

ihr helfen, nur um ihre Hand zu berühren, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Sie beschäftigte sich mit der Bootsleine eine gute Weile; schließlich sah sie vorwurfsvoll zu Botvid auf und sagte: Könnt Ihr mir denn nicht helfen! Botvid lief hin und löste das Boot. Das Mädchen sammelte die Röcke in der Hand, hob sie vorsichtig, so daß die roten Strumpfbänder zu sehen waren und stieg ein. Darauf blickte sie zu Botvid hinauf, der dastand und sie anstarrte, lächelte und stieß ab. Wenn sie die Ruder hob und sie senkte, hob sich ihr voller Busen unter dem weißen Brusttuch, und bei jedem Ruderzug schimmerten die kleinen Füße unter der Kante des Rocks hervor.

Botvid wünschte, er wäre mitgefahren. Was hätte ihn gehindert? Es stellte sich vor, wie er sich geschämt haben würde, wenn sie zornig geworden wäre und nein gesagt hätte zu seinem Verlangen, ihr Gesellschaft zu leisten; und daß sie zornig geworden wäre, hielt er für höchst wahrscheinlich. Sie nahm ja das Boot und fuhr in den See hinaus, um einsam zu sein, daran war kein Zweifel.

Das Boot glitt langsam dahin und furchte die stahlklare Fläche, der rote Schein der Sonne erleuchtete gerade das Gesicht des jungen Mädchens und glich alle kleinen Unebenheiten in ihren Zügen aus, steckte ihre Augen in Brand und gab der Wange einen rosenroten Schimmer, der sie wirklich strahlend machte. Jetzt ruhte sie sich auf den Rudern aus, das schwach aufgerührte Wasser legte sich; es war so still, daß Botvid seine Pulse und den Lauf des Blutes wie ein leises Läuten im Ohr hörte, als auf einmal das Schweigen gestört wird und ein Gesang vom Boote emporsteigt und vom Strande wiederhallt, so daß die Vögel, die auf ihren Nachtzweigen gesessen haben, erwachen, und die Mönche auf die

Mauern klettern, um zu sehen, wer ihren Frieden störe. Es war eine sonderbare Weise, die Botvid niemals gehört hatte und deren Worte er nicht verstehen konnte. Sie begann so:

Der Wassermann gehet auf schneeweißem Sand:
wachet auf, alle redlichen Knechte!
Da machet er sich zum gewaltigen Mann:
die Jungen verschliefen die Nächte.

Als sie die letzte Reihe gesungen hatte, schlug sie ein Gelächter an, das sie einige Male wiederholte, gleichsam um recht dem Widerhall zu lauschen, der von dem steilen Helsingeberg gegenüber kam. Botvid wurde wunderlich zu Mut. Die Jungen verschliefen die Nächte, klang wie ein Vorwurf an sein junges Herz und seine jungen Sinne; und Wachet auf, alle redlichen Knechte klang wie der Aufruf der erwachenden Jugend zu Lebenslust und Freude am Dasein. Aber als sie zum letzten Verse kam, wo der leblose Körper der Jungfrau im Wasserfall angetroffen wird, wohin der Neck sie geführt hat, da erwachte das Gewissen, und er wandte sich nach Hause, um von der schönen Meerfrau nicht in die Tiefe gelockt zu werden, die draußen auf dem See saß. Hatte sie doch bereits sein Herz den himmlischen Dingen abwendig gemacht und ihm die Beschimpfung eingebracht, daß er als unwürdig zurückgewiesen wurde, das Bild der heiligen Jungfrau darzustellen. Er ging wie ein Schatten langsam zum Schloß zurück. Aber wie er auf der Treppe stehen blieb und zum Kloster hinübersah, wo die heiligen Männer mit dem Kinn auf der Mauer lagen und auf den Gesang lauschten, da bat er Gott, er möge das böse Weib verfluchen, das den Frieden der heiligen Maria gestört und ihre treuen Diener beunruhigt hatte.

Wie er so in seine frommen Gedanken versunken dastand, hörte er eine grobe Männerstimme hinter sich dicht an seinem Ohr sagen:

— Es hilft nicht, daß man Gras ißt. Komm, Botvid, und spiele Brett mit mir.

Es war der alte Schloßwächter, der seinen Arm um Botvids Schulter legte und ihn in eine Kammer führte, wo das Brettspiel neben dem geöffneten Fenster bereit stand. Botvid war von dem Alten wie in Besitz genommen worden, denn er wollte zu sich hinaufgehen und ein Gebet sprechen, aber er blieb doch so gern unten. Bald schmetterten und knallten die Steine in dem Föhrenkasten. Botvid wurde geschlagen, denn er war zerstreut. Er wollte die Hände des Alten betrachten, ob sie ihren glichen; er wollte sehen, ob die Nase und die Augen an ihre erinnerten, und er war erfreut, als er sah, daß der Alte kleine Ohren hatte. Aber er mußte auch die Kammer betrachten. Es war sicherlich nicht das Zimmer des Alten, denn alles war so nett und geputzt.

— Jetzt werde ich eine Fünf werfen, sagte der Schloßwächter und klapperte mit den Würfeln im Becher.

Botvid benutzte die Gelegenheit und sah, daß die Bettdecke geblümt war.

— Fort mit den Fingern! brüllte der Alte und schlug zu.

Botvid tat seinen Schlag und bekam einen kleinen Handspiegel aus Stahl zu Gesicht, der an der Wand hinter dem Alten hing. Der gab einen Teil der entgegengesetzten Wand wieder, die mit einem Bildgewebe behängt war, einem Überbleibsel aus vergangenen besseren Zeiten.

— Halt die Gedanken zusammen, sonst schlage ich dich aus dem Brett heraus, weckte ihn der Alte.

Botvid starrte die Steine an, die er in die Hand nehmen mußte und folgte eine Weile dem Spiel. Aber dann mußte er wieder aufblicken. Seine Augen fielen wieder auf den Spiegel. Im selben Augenblick fühlte er, wie ein warmer Hauch ihm über Nacken und Kopf ging; er reckte seinen Hals, und jetzt sah er im Spiegel über seiner Schulter zwei tiefschwarze Augen, die in seine sahen. Er wollte gerade seinen Schlag tun, aber seine Hand zitterte, so daß die Würfel auf den Boden rollten.

— Geh nach einer Kanne Bier, Maria, sagte der Alte; der Junge hier ist so schwach, daß er etwas Starkes nötig hat.

Botvid hatte sich erhoben, um die Würfel aufzunehmen und sich auf die Matte gelegt, als seine Hand die des Mädchens berührte, das in derselben Absicht dahingeeilt war. Er blieb bewußtlos auf dem Boden liegen. Der Alte kam hinzu und trug ihn in seine Kammer hinauf, wo er ihn ins Bett legte und Matten und Felle über ihn schichtete, bis er ins Schwitzen kam und einschlief.

— Es ist doch ein sonderbares Volk jetzt, sagte der Schloßwächter zu sich selbst, als er am Bettrande saß. Ertragen es nicht einen Rock anzusehen, ohne in Ohnmacht zu fallen. Anders war es in meiner Jugend. Aber alles geht vorwärts, sagt man. Kann wohl sein, aber schon gehen die Menschen rückwärts, das ist sicher.

Darauf ließ er einen großen Schoppen starkes Bier mit Wermut und Ysop heiß machen, um es in den halbtoten Botvid hineinzugießen, der darnach in einen tiefen Schlaf fiel.

* * *

Als Botvid am folgenden Morgen erwachte, schien die Sonne bereits in seine Kammer. Er konnte sich zuerst nicht erinnern, daß er etwas geträumt hatte, auch nicht, was am vorhergehenden Abend geschehen war. Aber er fühlte eine behagliche Wärme in seinem Körper und die Muskeln waren nicht mehr so schlaff. Als er sich im Zimmer umschaute, sah er sein Roßhaarhemd, das er seit drei Monaten nicht abgelegt hatte, über einer Banklehne hängen. Das erregte seine Verwunderung. Als er aber den Bierkrug gewahr wurde, der hinter seinem Kopfende stand, verstand er alles und erinnerte sich an alles. Er war also berauscht gewesen, er hatte mit dem Schloßwächter gespielt, er hatte sündige Gedanken an das Mädchen gehegt, das sang. Und er hatte doch die Absicht gehabt, die heilige Jungfrau für die heiligen Männer darzustellen. Er wurde von einer furchtbaren Angst ergriffen und sprang aus dem Bett heraus; warf sich vor dem Madonnenbild nieder, das in einer Nische in der Wand saß, und blieb auf dem bloßen Steinboden in Gebet und Anrufung liegen.

Er lag zitternd noch da, als die Tür sich öffnete und ein junger Mann eintrat, der wie ein italienischer Stutzer gekleidet war: den Degen an der Seite, ausgeschnittene Kleider mit vergoldeten Knöpfen, und auf dem Rücken ein Ränzel, das er auf den Boden warf. Er hatte einen großen Kopf mit kurzem, dichtem Haar, das alle kräftigen Ecken und Linien des Schädels verriet; durch gewaltigen Schnurr- und Kinnbart donnerte eine Herrscherstimme mit dem Anstrich von Gutmütigkeit und Lebensfreude. Er warf einen bedauernden aber herzlichen Blick auf den halbnackten Botvid, der beschämt auf dem Boden lag, und sagte:

— Ist das der Säulenheilige Botvid, der große Maler? San Marco, welches Skelett! Aber welcher

Höllenhund hat die Beine abgenagt? Ich glaube der Teufel betet! Und welche Kellerluft er atmet! Das Fenster auf!

Er zog seinen Degen und warf die Haken herunter. Die Sonne, die vorher durch die kleinen grünschwarzen Glasscheiben dringen mußte, strömte nun herein und erfüllte das Zimmer mit Licht und Wärme, denn es war draußen wärmer als drinnen!

Botvid war erschrocken aufgesprungen, um sein Roßhaarhemd zu ergreifen, aber der Fremdling hatte es bereits mit den Spitzen seiner Finger genommen und zum Fenster hinausgeworfen.

— Reusen setzt man in den See! Ei sieh, Bursche, fuhr er fort, ist dir bange vor mir? Ich bin Giacomo, geborener Jakob, Maler, eben aus Italien gekommen, und ich soll deine Madonna della Pace Mariae anstreichen, damit die Mönchssteiße nicht einnicken!

Botvid bat um Verzeihung, aber der fremde Herr möchte so gut sein und in die Kammer nebenan gehen, während er sich ankleide.

— Was? Schämt man sich? Und ich dachte gerade das Hemd zu wechseln, denn ich habe die ganze Nacht gerudert und bin naß wie ein Hund. Mit deiner Erlaubnis, Bruder.

Und er zog sich das eine Stück Zeug nach dem anderen aus, bis er ganz nackt war, und dann stellte er sich an das offene Fenster, um seinen Körper in der schönen Morgenluft zu baden.

Botvid wußte nicht, was er sagen sollte, denn die Schamlosigkeit des Reisenden schlug ihn vollständig nieder. Aber er konnte nicht unterlassen, den Riesenkörper zu bewundern, der sich vor seinen Augen entblößte. Kraft, Gesundheit, Jugend rann in diesen blauen Adern, die zur Hälfte auf den Muskeln lagen, welche die Beine vollständig bedeckten

und hier und da feste Wulste bildeten. Welche tugendhafte Jugend, welche gesparte Kraft, welche Freiheit von Anfechtungen, dachte Botvid. Und wie er seine elenden Bartholomäusbeine ansah, schämte er sich vor diesem Zerrbild der Schöpfung Gottes.

Bald hatten die beiden jungen Männer sich angekleidet. Es ging auf den Vormittag, denn Botvid hatte verschlafen. Als sie an der offenen Küchentür des Schloßwärters vorbeigingen, bekam Giacomo das Mädchen zu sehen, das vorm Herde stand und einen Hasen am Spieße wandte.

— Nein sieh, welch ein schönes Mädchen, brach er aus.

Das Mädchen wandte sich um. Giacomo warf ihr eine Kußhand zu.

— Guten Morgen, schöne Anna! sagte er und wollte in die Küche hinein, aber Botvid zog ihn bei der Jacke.

— Sie heißt Maria, sagte dieser leise.

— So, das ist einerlei, wie sie heißen, wenn sie nur Stand halten und sich ansehen lassen! Das war eine verteufelte Schöne jedenfalls; die schreiben wir auf!

Und dann gingen sie nach dem Kloster hinunter. Sie wurden in die Kirche geführt, wo der Abt und der Konfessor sich bald einfinden würden, um den neuangekommenen Künstler zu begrüßen.

Botvid stellte an der Tür die Schuhe fort und nahm Weihwasser, aber Giacomo tat keins von beiden. Er betrachtete die Wölbungen und fand sie grandios; an den Pfeilern setzte er aus, daß sie schlanker sein könnten. Christus am Hochaltar hatte einen Fehler am linken Knie und die Augen schielten zu sehr nach der Seite.

Botvid ging wie auf Kohlen und wollte unaufhörlich Giacomo warnen, daß er nicht laut sprechen

und nicht so fest auftreten solle, aber der verstand nicht, was er sagte. Er schnüffelte überall umher und setzte an allem etwas aus, außer an den Gewölben, welche er unübertrefflich fand.

Schließlich langten der Abt und der Konfessor an. Giacomo ging ihnen freimütig entgegen und schüttelte ihnen die Hände. Mit einer tönenden Stimme, die durch die Kirche gellte, sagte er:

— Herr Abt und Herr Konfessor, ich fühle mich sehr glücklich, Eure Bekanntschaft zu machen, und ich stelle meine unbedeutende Fertigkeit Euch zur Verfügung! Ich heiße Giacomo und bitte, mich für einen von den Euren halten zu dürfen.

Die beiden Mönche sahen einander mit Entsetzen an, aber antworteten nicht.

— Sind die würdigen Väter stumm? fragte er Botvid.

— In des Himmels Namen, man spricht nicht laut in der heiligen Gemeinde der Karthäuser, antwortete Botvid zitternd.

— Spricht man hier nicht?

— Nein, man schreibt! Und Botvid reichte ihm eine Schiefertafel.

— Ja, aber ich kann nicht schreiben, ich, sagte Giacomo, ich male nur.

Nach einem Schriftwechsel zwischen den heiligen Vätern und Botvid kam man überein, daß Botvid flüsternd als Dolmetsch auftreten sollte, und es wurde Giacomo anbefohlen, den Degen abzulegen, ehe er in die Kapelle der Maria eintrat. Nachdem die Bedingungen erfüllt waren, wurde die Tür zur Kapelle geöffnet. Die Mönche und Botvid fielen auf die Knie, um ein kurzes Gebet zu sprechen, aber Giacomo trat ein.

Ihn dahin zu bringen, leise zu sprechen, war unmöglich, denn wenn er die Stimme senkte, rollte

sie wie Donner, und ehe ein neuer Schriftwechsel stattfand, war er oben auf der Leiter und hatte einen Pinsel genommen, den er in einen Farbentopf tauchte, und fing an seine Meinung abzugeben.

— Was ist das? nahm er das Wort. Der Engel Gabriel mit einer Frauenbrust! Fort damit! Und ein Mädchengesicht! Gabriel muß man sich als einen alten Schelm denken, da er bereits im Alten Testament dabei gewesen ist und jetzt auch im Neuen mitspielt! Einen Bart muß er haben! Nur drauf mit Rußschwarz!

Er nahm den Pinsel und strich einen großen Bocksbart hin.

— Und dann eine Blume in der Hand! Nein, nein, nein!

Botvid war erbleicht, als er den wechselnden Gesichtsausdruck der beiden Mönche betrachtete. Zuerst hatten sie dagestanden, als wären sie vom Blitz getroffen, dann hatten sie einander angesehen. Das war etwas so himmelschreiend Ungereimtes, daß ihre Gehirne es nicht gleich begreifen konnten. Sie verstummten wie vor einer Offenbarung. Aber Giacomo sah sie nicht an, sondern ging weiter!

— Und dann hat er obendrein noch die Blume ausgeschnitten! Das ist doch toll!

Gleich als hätte ein Blitz die Gesichter der heiligen Männer getroffen, die seit vielen Jahren nicht gelächelt hatten, brachen sie auf einmal in ein krampfhaftes Lachen aus, ein unwiderstehliches stürmisches Lachen, das ihre Kehlen gegen ihren Willen hervorbrachten, während die Augen vor Bestürzung starr wurden. Von Schrecken über den ungewohnten Laut ergriffen, der vielfach von der leeren Kirche widerhallte, verbargen sie ihre Gesichter und stürzten aus der Kapelle hinaus.

— Worüber lacht Ihr, fragte Giacomo und wandte sich um.

— Welches fürchterliche Wort! sagte Botvid.

— Das Wort ist wohl nicht schlimmer als die Sache, antwortete Giacomo getrost. Aber wo sind die Alten geblieben?

Die Alten kehrten nicht zurück. Giacomo fuhr eine Weile noch mit seinen Äußerungen fort und kam dann zu dem Schluß, er müsse die Arbeit zu Hause auf dem Schlosse machen und sie nicht eher zu zeigen brauchen, bis sie fertig sei. Darauf verließen sie die Kapelle, Giacomo fröhlich und hungrig, Botvid niedergeschlagen und daran denkend, was für ein Ende dies alles nehmen würde.

Sie gingen zum Eßsaal, wo die Mönche versammelt waren, und lasen ein Kapitel aus der Bibel, ehe sie sich setzen durften. Giacomo tat sich Gewalt an, um nicht die Geduld zu verlieren. Der Abt und der Konfessor erschienen nicht.

Sie setzten sich zu Tisch, und der Fremdling zog sich eine lebhafte Aufmerksamkeit zu. Auf dem Tische stand ein großer Wasserkrug, und vor jedem Gast befand sich eine zinnerne Schüssel und ein Stück Brot. Jetzt kam ein Schaffner herein und füllte die Näpfe mit Erbsen, die in Wasser gekocht waren, und einigen Möhrenscheiben. Giacomo schmeckte und grinste. Er dachte: dieses Gericht lasse ich aus! Als die Näpfe geleert waren, standen die Mönche auf, aber Giacomo wandte sich an den Schaffner und sagte mit lauter Stimme:

— Trag das Essen herein, Mann; ich habe keine Lust länger zu warten!

Der Schaffner sah Giacomo an, aber antwortete nichts. Die Mönche bekreuzten sich. Botvid erklärte flüsternd, das Mittagessen sei zu Ende.

— Dann gehe ich zu dem Mädchen hinauf und esse Hasenbraten! Komm mit, du! sagte Giacomo, und goß seine Suppe aus.

Botvid wollte nein sagen, aber er konnte nicht. Er stand bereits unter einem unbegreiflichen Einfluß des Fremden, den er sowohl bewunderte wie fürchtete. Sie gingen heim: und es dauerte nicht lange, bis der alte Schloßwächter und Giacomo Freunde waren, und als sie Mittag gegessen hatten, blieben sie am Tisch und beim Bierkrug sitzen bis zum Abend. Und Botvid konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er gedieh so gut, hatte soviel zu lernen und fühlte ein solch neues Behagen am Leben.

Aber als es Abend wurde, ging das Mädchen wieder in den Garten hinunter. Giacomo gab ein Geschäft vor und folgte. Als Botvid unten in den Garten hinunter kam, sah er wie Giacomo das Boot löste, Maria um den Leib nahm, sie niedersetzte und abstieß. Wie anders war das als seine schüchterne Unbeholfenheit am Abend vorher! Und als er sie im Boote hatte, klatschte er sie aufs Knie, und dann ruderten sie hinaus. Und dann sang sie: Wachet auf alle redlichen Knechte!

Er wird sie sicher küssen! dachte Botvid und ging in seine Kammer hinauf.

Er fiel nicht vor der Madonna auf die Knie, sondern machte das Fenster auf und verfolgte die Bootsfahrt der jungen Leute mit seinen Blicken! Er fühlte sich als alter Mann, der sich daran ergötzt, wie die Jugend sich vergnügt. Er war nicht eifersüchtig, sondern wünschte Giacomo alles Liebesglück, auf das er selbst nicht zu hoffen gewagt hatte. Giacomo ruhte sich auf den Rudern aus und sang eine italienische Weise.

Es war Feuer und Flamme in dem Gesang! Das war nicht die milzkranke Sündenlust in Marias Lied

vom Neck, wo Strafe auf die Lust folgte! Hier war eitel Freude über genossenes Glück, Dankbarkeit eines stolzen Herzens über empfangene Belohnung, Jubel, der Jubel der Natur über erfüllte Ahnung, Wein im Becher dem Sieger gereicht. Dieser Mann, dachte Botvid, der lag nicht auf Knien und bat, ohne erhört zu werden, er trat vor und forderte, und er bekam, nein, er nahm und darum bekam er.

Die Dämmerung fiel und der Gesang verstummte. Giacomo hob wieder die Ruder und das Boot wandte den Steven aus der Bucht heraus dem anderen Ufer zu. Das Mädchen stand auf, um die Ruder zu ergreifen, aber Giacomo faßte sie um den Leib, küßte sie und setzte sie nieder; und nun schoß das Boot mit brausender Schnelligkeit hinter eine Landzunge, wo es verschwand.

Botvid wurde unruhig, aber noch empfand er keinen Neid über das Glück des anderen. Er blieb sitzen und suchte mit den Blicken den dunkelgrünen Schleier zu durchdringen, den die Erlen am andern Ufer vor die beiden Flüchtlinge zogen. Er dachte an seine Jugend, seine Fasten, seine Entsagungen. Er hörte die Worte des Mädchens von gestern, die so höhnten: Die Jungen verschliefen die Nächte! Ja, er hatte seine Jugend verschlafen. Und was hatte er wohl davon? Sein Gesicht sah aus wie das eines Ertrunkenen, sein Haar war so dünn, daß die Schwarte durchleuchtete, und sein ganzer Körper war wie ein Skelett. Und liebte der Himmel ihn darum mehr? Hatte die heilige Jungfrau seine Gebete erhört? Nein, aber sie hatte wahrscheinlich diesem getauften Heiden, der weder betete noch sich bekreuzte, alles geschenkt, was er selbst nicht bekommen hatte.

Er empfand ein Bedürfnis froh zu sein, und er fühlte einen Ekel bei dem Gedanken an Andachtsübungen und Fasten; was ihm vor einigen Stunden

heilig war, kam ihm nur langweilig vor; seiner Einbildung ganze Arbeit an einem Babelturm, der zum Himmel reichen sollte, stürzte nieder, Stein für Stein, und er fing an zu glauben, daß Gott keine Leitern von der Erde haben wolle. Blieb also nur übrig, sich in die Erde zu finden, und nicht vermessen sich dazu verlocken wollen, einige von den ewigen Schätzen, die nach dem Ende dieses Erdenlebens uns erwarteten, vorweg zu nehmen.

Botvid versank in angenehme Träume, die teils von dem ungewohnten Essen und dem guten Bier, teils von der starken Frühlingsluft und dem schönen Abend hervorgerufen wurden. Noch schnatterte eine Ente in der Bucht, der Ziegenmelker spann im Walde und der Wachtelkönig knarrte auf dem Felde. Ein leichter Nebel zog über den See, und es dämmerte immer mehr, es dämmerte auch vor dem Auge des Müden, und er versank in einen Schlummer, während er in der tiefen Fensternische saß.

Er erwachte dadurch, daß Giacomo ihm die Hand auf seine Schulter legte. Da war es über Mitternacht.

Sie gingen zu Bett; aber ganz wach und gesprächig wurde Botvid, der jetzt ausgeruht war.

— Woran glaubst du eigentlich, Giacomo? fing er an.

— An meine Augen und Ohren! Kaum daran mitunter, am allerwenigsten, wenn ich schläfrig bin, antwortete Giacomo und gähnte.

— Glaubst du nicht an etwas, das nicht zu sehen oder zu hören ist?

— Nein, dazu habe ich kein Recht.

— Glaubst du denn nicht, daß das Himmlische sich uns hier unten offenbaren kann?

— Doch, Gott, das tue ich gewiß! Ich weiß, daß es sich bereits offenbart hat und sich täglich und stündlich offenbart.

— Hat es das dir gegenüber getan? Wo? Wann?

— In allem, was mein Auge sieht und mein Ohr hört! Glaubst du nicht, daß Gott die Welt geschaffen hat? Nun! Er hat die Welt gewählt, um durch die sich unseren Augen und Oren zu offenbaren!

— Aber die Welt ist so sündhaft und verderbt!

— Das ist Lüge, sagte Giacomo und kehrte sich nach der Wand.

— Ist sie das nicht? Aber unsere bösen Gedanken und Begierden!

— Wer hat gesagt, daß die böse sind?

— Das haben die heiligen Männer Gottes gesagt!

— Das lügen sie! Und es gibt keine Heiligen mehr!

— O, wie du sprichst! Giebt es keine? Aber der heilige Augustinus, um nur einen zu nennen . . .

— Ja, das ist gerade der rechte! Er stahl und log und betrug sich unanständig in seiner Jugend, ja, so sagt er wenigstens selbst in seinen Bekenntnissen.

— Und du willst die Madonna malen?

— Ja! Sie hat sich mir bereits offenbart! Was ist die Madonna? Die Verlobte eines Tischlergesellen, die erfährt, daß sie in gesegneten Umständen ist! Sie kann nicht mehr als auf eine Weise aussehen! Aber um das Schöne darstellen zu können, muß man es gesehen haben, denn das Schöne ist das Wahre!

— O, wie du sprichst! Das Schöne ist das Höchste, meinen wir, das Höchste, das sich nur einigen wenigen Auserwählten Gottes offenbart!

— Schwatz nicht! Du siehst gerade auserwählt aus! Hast du von Rafael, dem größten Maler Italiens, sprechen hören, der vor einigen Jahren starb! Er malte seine Geliebten und nannte sie Madonnen, und die sind jetzt in Kirchen aufgehängt, wo sie angebetet werden. Was weiter? Rafael liebte sie, weil sie schön waren. Gott offenbart sich also im Schönen! Du wirst sehen, daß die Nachwelt auch Rafael verehren wird, aber solcher Eigenschaften wegen, die ihm fehlten, und nicht wegen der, die er besaß.

— Aber das ist ja Heidentum!

— Alles ist Heidentum! Die Menschenverehrung ist alt wie die Welt! Ihr glaubt, daß es vorwärts geht! Es geht nur in einem Kreise! Aber das will ich sagen: es ist weniger Heidentum, die Werke, die Gott geschaffen hat, zu bewundern als zu verschmähen! Hast du ein nacktes Weib gesehen?

— O Jesus Christus, was sprichst du!

— Du wirst wunderbare Dinge sehen! Der alte Christus ist dabei, wieder vor Apollo zurück zu weichen, der aus den Ruinen der eingestürzten Tempel emporsteigt. Hier gehen Arbeiten in den Gemütern der Völker vor, die du nicht kennst!

— Werden dann nicht Odin und Thor auch wieder auferstehen! Sie waren ja die Götter unserer Väter.

— Nein, die sollen liegen, wo sie liegen, denn sie waren häßlich! Zeus war ein Gott, aber Odin war ein Abgott! Kannst du den Unterschied sehen?

— Nein, wahrhaftig, das kann ich nicht!

— Das glaube ich dir! Ich sah deinen Engel Gabriel! Du willst das Werk des Schöpfers umschaffen! Hast du die Apostelgeschichte gelesen? Hast du von dem Magier gelesen, der einen Menschen nach seinem Kopfe machen wollte? Weißt du, was Gott mit ihm tat? Ja, ich glaube nicht daran,

aber du glaubst daran. Er erschlug ihn mit einem Blitz — oder was es nun war!

— Es klingt wie Wahrheit, was du sagst, aber ich fühle, daß es Lüge ist! Gott schuf die Welt schön, aber der Teufel kam dazwischen, und mit der Sünde kam das Häßliche!

— Gute Nacht, alter Sünder, sagte Giacomo und zog die Decke über den Kopf. Schlaf gut!

— Gute Nacht! sagte Botvid. Die heilige Jungfrau beschütze uns!

Und eine Weile war es still. Darauf erhob sich Giacomo im Bett und sagte:

— Bist du je verliebt gewesen, Botvid?

— Nein, antwortete der, das bin ich nicht.

— Hast du denn geliebt?

— Nein! Ich glaube, die irdische Liebe ist ein niedriges Gefühl, das wir mit den Tieren gemein haben!

— Wir haben so viel mit den Tieren gemein, aber das haben wir alles von Gott bekommen, Botvid! Gute Nacht!

— Gute Nacht!

* * *

Abt und Konfessor hielten ernste Überlegungen über das, was sich in der Kapelle zugetragen hatte, und man wollte zuerst Giacomo dahin schicken, woher er gekommen war; aber das wagte man nicht, weil er eine Empfehlung vom König hatte, den man jetzt nicht zu verletzen wagte, da beunruhigende Gerüchte von einer nahenden Kirchenstrafe umliefen. Übrigens, dachte man, wäre er wohl im Stande, ein schönes Bild zu malen, wie gottlos er auch sein möge, und gottlos waren ja die meisten seines Berufs. Giacomo blieb also, aber unter Bedingungen,

die er selbst bestimmte, nämlich, daß er auf einem Saal im Schlosse arbeiten und am Tisch des Schloßwächters essen dürfe. Gegen das letzte hatten die Mönche nichts, aber die alten Schloßzimmer zu öffnen, dagegen widersetzten sie sich, denn da sollte noch so viel Greuel von älteren Zeiten sein. Das reizte Giacomos Neugier aufs äußerste, und er ließ ihnen keine Ruhe, bis er die Schlüssel zu den Zimmern erhielt. Und eines schönen Morgens befand er sich mit Botvid vor der eisenbeschlagenen Tür im dritten Stockwerk, die zu den geheimnisvollen Kammern führte.

Die Tür knarrte in ihren rostigen Haken, und sie wurden von einer drückenden dumpfen Luft empfangen, und einem Dunkel, das hier und dort durch einen Lichtstreifen von den Fensterläden erhellt wurde. Giacomo ging zuerst unerschrocken in den Greuel hinein, den zu beschauen ihm viel Vergnügen machte.

Das erste Zimmer war gewölbt und zu einem chemischen Laboratorium angeordnet. An der Decke hingen getrocknete Bälge von Eidechsen, Fledermäusen und Schlangen; ein großer Herd mitten an einer Wand war mit Retorten und Kolben, Glasmasken, Zangen und Tiegeln beladen. Über der Tür stand mit gotischen Buchstaben gezeichnet das Wort Erde! Botvid bekreuzte sich, betrachtete aber neugierig die ungewöhnlichen Dinge, deren Gebrauch er nur ahnte, die ihn aber mit einem geheimen Beben erfüllten. Giacomo zeigte sich sehr befriedigt durch das, was er sah, und nickte vergnügt und beifällig über die Anordnungen.

Die Tür zum nächsten Raume wurde geöffnet. Als Giacomo die Luken eines sehr breiten und hohen Fensters aufgemacht hatte, sah man eine ungeheure Kugel, auf der Planeten und Sterne gemalt waren, an

einer Kette vom Scheitel des Kreuzgewölbes herabschweben. Ein Astrolab und ein Tubus, ein Pult mit Schreibzeug und Sterntabellen, ein Höhenmesser, ein Sonnenzeiger und ein Kompaß nebst einigen Tischen und Bänken vervollständigten die Einrichtung. Über der Eingangstür war das einzige Wort Luft gemalt.

Sie traten jetzt ins dritte Zimmer ein, ohne daß der gesprächige Giacomo das Schweigen gebrochen hätte. Da herrschte vollständige Dunkelheit; sie tasteten vergebens an den Wänden umher, um ein Fenster zu finden. Als sie aber das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen sie in dem matten Licht, das die geöffnete Tür herein ließ, einen hohen Kandelaber, der wie Gold glänzte. Botvid, der Feuerzeug und Laterne trug, schlug Feuer und steckte das bemalte Licht im Kandelaber an. Sofort verbreitete sich ein starker Wohlgeruch wie von Nelken und Rosen, und vor ihren geblendeten Augen zeigte sich ein Gemälde, das sie in Entzücken versetzte. Unter ihren Füßen lag ein Teppich aus grüner Wolle, weich und langhaarig wie Gras; mitten in den Boden war eine Marmorwanne eingesenkt, deren Ränder mit Pantherfellen belegt waren; mitten in der Wanne stand auf einem Pfeiler ein Bildwerk aus weißem Marmor, ein Weib darstellend, das bereit ist ins Bad zu steigen. Die Wände waren als griechische Pfeilergänge gemalt, zwischen welchen Landschaften in einer warmen rotgelben Sonnenbeleuchtung zu sehen waren; Lorbeeren und Pomeranzenbäume, mit dunklen Zypressen gemischt, schlossen den Gesichtskreis ab; um die Pfeiler wanden sich Weinranken und Kletterrosen, welche bis zur Decke hinaufgingen, wo sie sich von allen Seiten in einer ungeheuren Garbe trafen, die von kleinen nackten Kindern mit Flügeln an den Schultern und Pfeilbögen in den Händen getragen wurde. Über der Tür stand das Wort Wasser.

Botvid war zuerst von den schönen Landschaften auf den Wänden benommen, als er aber das weiße Marmorweib sah, versank er in ein stilles Entzücken und er fühlte sich unschuldig, stark und zu gleicher Zeit von solch andächtigen Gefühlen ergriffen, die er nur empfunden, wenn er einen schönen Gesang in einer großen Kirche gehört hatte. Giacomo betrachtete ihn eine Weile schweigend. Darauf sagte er:

— Erkennst du jetzt die göttliche Macht des Schönen?

— Und dennoch, antwortete Botvid, ist dies das Werk von Menschenhänden!

— Und doch übertrifft es Gottes eigenes Werk!

— Der Mensch sollte also mächtiger sein als Gott? Nein, es ist des Teufels Blendwerk! Du führst meine Gedanken auf falsche Wege! Und gleichwohl: ich glaube, ich würde mich sündhaft vor einem Weibe fühlen, aber vor diesem Bilde bin ich rein! Sind denn Gottes unmittelbare Schöpfungen unrein, aber die sündiger Menschen rein! Kann es so sein?

— Das ist vielleicht so!

— Es mag sein wie es will, aber dies ist keine Sünde!

— Bist du denn irgendwie sicher, daß das andere Sünde ist?

Botvid antwortete nicht.

Sie löschten das Licht und traten in das vierte Zimmer. Hier empfing sie ein Strom gefärbten Lichtes von hohen Glasfenstern, durch welche die Sonne schien. Die Wände waren mit viereckigen Feldern bemalt, auf welchen man totes Wildbret, Hasen, wilde Schweine, Enten, Birkhühner sah, aus deren geöffneten Körpern das blutige Eingeweide hervorglänzte; Schüsseln mit Krabben, Muscheln, Fischen aller Art; Körbe mit Äpfeln, Quitten, Trauben, Feigen. Über diesen Feldern lief ein Fries mit Bacchan-

ten und Satyrn, die Weinfässer rollten, Nymphen jagten, welche mit gefüllten Bechern unter blühenden Pomeranzenbäumen umhersprangen. Mitten im Zimmer stand ein Tisch, mit silbernen Schüsseln und Majorka-Fayencen gedeckt; ein ausgestopfter Pfau mit ausgebreitetem Schwanz lag zwischen zwei römischen Vasen, welche noch mit verwelkten Blumen gefüllt waren; Traubenstengel mit vertrockneten Schalen, Fleischknochen, Weinbecher, in denen nur der rote Ansatz des verdunsteten Weines zu sehen war, Kredenzschalen, in denen die Weinkannen geneigt standen, nachdem das Eis geschmolzen und das Wasser ausgetrocknet; Stühle und Bänke waren umgeworfen, Messer und Gabel lagen in den Schüsseln, und ganz oben an dem einen kurzen Ende des Tisches, wo der Wirt seinen Platz gehabt hatte, sah man einen roten Fleck auf dem Tuche.

Giacomo hob den Deckel von einer tiefen Schüssel, aber ließ ihn fallen und fuhr zurück, denn es kribbelte wie in einem Ameisenhaufen von weißen Maden!

Botvid, der sich mit angstvollen Blicken umgesehen hatte, brach zuerst das Schweigen und sagte:

— Dies ist Sünde!

Giacomo zeigte auf die Inschrift über der Tür, wo mit gelbroten Buchstaben das Wort Feuer stand; dann fragte er:

— Wer hat diese Räume zuletzt bewohnt?

— Der letzte Eigentümer, der verschieden sein soll, als er mit seinen Freunden beim Gastmahl saß. Aber wo das geschehen, weiß ich nicht!

Giacomo zeigte auf den roten Fleck und sagte:

— Hier! Ein beneidenswerter Tod! Mitten in der Fülle der Lebenskraft! O, ich sehe sie, wenn ich will! Da sitzt der Wirt, daneben die Wirtin, die Geliebte, nicht die Frau! Er ist jung und stark, sie ist

jung und schön! Hier sitzen die Damen, auch jung und schön, zwischen starken jungen Männern; ihr Lebensfeuer flammt und prasselt in dem leichtentzündbaren düftereichen Brennstoff, den alle Reiche der Natur ihnen bieten. Die Tiere des Waldes geben ihnen ihr heißes Blut, das den Körper mit Mark und Feuer füllt, die Vögel der Luft, die Fische und Schaltiere des Wassers, die blasen die Flamme an, die Früchte der Erde, die dämpfen den Brand, daß er nicht verzehrend wird; und zuletzt das göttliche Geschenk, die Traube, die gibt dem Geist Flügel, die weckt das Gelächter und tötet den ätzenden Gedanken. Siehst du nicht, wie die Wangen lodern, wie die feurigen Augen der Damen die geschmeidigen Körper der jungen Burschen verschlingen, wenn sie den Wein einschenken und die Orangen schälen, daß ihnen der kühlende Saft ins Gesicht spritzt! Hörst du nicht Gemurmel und Kichern, halberstickte kleine Schreie und helles Lachen, die weichen Töne der Laute und die harten Klänge des Horns, wenn der Hofmeister zum Trinken auffordert! Du glaubst, all dies sei Staub! Siehst du denn nicht diesen leeren Becher, der gefüllt war, als er niedergestellt wurde! Siehst du nicht, wie der Geist des Weins geflohen ist, sich in die Luft erhoben, aber den Bodensatz zurückgelassen hat! Glaubst du denn nicht, daß der Wein ein Geist ist! Flüchtig, vergänglich, das ist wahr, denn alles ist vergänglich, und in der Kürze liegt das Glück, denn sonst würde es nur Überdruß erregen! Vergänglich wie das Lächeln! Denn was ist das Lächeln? Du zeigst die Zähne, aber versprichst nicht zu beißen, wie der Totenschädel auf dem Kirchhof, der sein ewiges Lächeln über alles lächelt, lächelt, daß es aus ist, aus mit der Freude die ermüdete, aus mit dem Kummer der ermüdete! Es war ein weiser Mann der dieses Haus bewohnte!

Hast du die vier Insiegel über den Türen verstanden? Das glaube ich nicht! Das erste hieß Erde! Da suchte er die Urstoffe des Staubes. Er legte die Erde in seinen Tiegel und machte sie glühend, bis er den Urstoff fand — das Nichts, aus dem Gott die Welt schuf. Der zweite Raum heißt Luft! Er spähte durch das Fernglas, um die Geheimnisse des Himmels zu finden. Die Nebel der Nacht legten sich auf das Glas, und was sah er mehr, als sein bloßes Auge sah? Einen Schwarm glänzender Funken im Dunkeln und außerdem — nichts! Da fand er, daß, was er dort oben suchte, bereits hier unten war. Wasser und Feuer, Kälte und Wärme heißen die Urkräfte des Lebens, die einander durch Kampf in Ruhe halten. Halt das Feuer brennend, aber hab das Wasser zur Hand, daß du dich nicht verbrennst; wenn das Feuer erlischt und du kalt wirst, dann ist es aus. Deine irdische Sinnennatur würde verbrennen, wenn dich das Schöne nicht abkühlte! Du fühltest dich rein wie der Schnee und kalt wie er vor der unverschleierten Schönheit! Erhitze dich mit Wein, lösch das Feuer in den Armen der Liebe, glaube an das was du hast, aber verehre nur die Schönheit, denn die ist das Höchste!

Botvid hatte ihm zugehört mit Bestürzung und Bewunderung. Alle Gedanken, die er durch Gebet und Entsagungen in die tiefsten Winkel der Seele zurückgedrängt hatte, waren hervorgetreten und hatten eine lebendige Gestalt angenommen. Sein kasteiter Körper hatte während Giacomos Rede das Gefühl gehabt, als würde er zu neuem Leben erweckt. Reue und Scham über das Verflossene, über das was er seine Einfalt nennen wollte, ergriffen ihn, und er hatte bereits einen Entschluß gefaßt, zurückzunehmen, was er verloren. Er kam sich vor wie ein Gläubiger des Lebens, das sich so lange geweigert

hatte zu bezahlen. Jetzt wollte er auf seine Forderung bis zum letzten Scherflein, das rückständig war, bestehen.

Er faßte Giacomos Hand und sagte mit einer lebhaften und klangvollen Stimme:

— Du hast mir einen neuen Weg geöffnet; halt die Fackel hoch und ich werde dir folgen, aber geh nicht von mir!

— Es ist eine neue Zeit, die mit neuen Winden heranstürmt; komm mit, Botvid, oder du segelst um; kämpfe nicht gegen den Strom, dann wirst du hinuntergezogen. Die alten Götter sind tot, aber die Natur lebt, denn die ist ewig!

Sie gingen durch die vier Räume zurück, von denen Giacomo die beiden letzten zu Arbeitsräumen für sich bestimmte. Er behielt sich ausschließlich das Recht zu ihnen vor, und verbot Botvid dort einzutreten, weil er nicht ohne völlige Einsamkeit arbeiten könne. Während der Zeit sollte Botvid auf seiner Kammer die Kreideskizzen abzeichnen, die Giacomo aus Italien mitgebracht hatte und welche römische und griechische Statuen wiedergaben, sowie Bruchstücke von den neuen Meistern, die biblische Bilder nach lebenden Vorbildern malten.

Und was Giacomo bestimmte, wurde Gesetz, denn er hatte eine eigene Art, seine Wünsche auszudrücken, die keinen Widerspruch zuließ, obwohl sich niemand denken konnte, was es eigentlich für Folgen haben würde, wenn man ihm nicht gehorchte. Er ist der Stärkste, glaubte Botvid; er hat immer recht, meinte Maria; er hat den Teufel im Leibe, sagte der Alte.

* * *

So verging die Zeit. Giacomo hielt sich beinahe den ganzen Tag eingeschlossen und malte, aber des Abends leistete er dem Mädchen Gesellschaft, und Botvid wurde dann zuweilen aufgefordert, dabei zu sein. Am öftesten war es jedoch sein Los, mit dem alten Schloßwächter zu spielen, der niemals die geringste Unruhe über das Zusammensein seiner Tochter mit dem fremden Maler zeigte.

Botvid lebte in einem Rausch neuerwachter Genüsse. Seine Seele hatte die Ketten zerbrochen, in denen alte Vorstellungen sie gefangen gehalten. Er war zuweilen bestürzt über die Leichtigkeit, mit der die neuen frischen Gedanken die Stelle der alten einnahmen, und er kam daher zu dem Schlusse, sein alter Glaube sei nur ein lose zusammengezimmertes Gebäude gewesen, das sich nicht auf entsprechende Wirklichkeiten gegründet habe; und die neue Ansicht stand bei ihm völlig fest, wie aus der Erde geſwachsen. Gleichwohl traten dann und wann alte Gefühle auf, wenn auch nur der Macht der Gewohnheit gehorchend, und verlockten ihn zu unrichtigen, mit seiner eigenen Ansicht im Kampfe liegenden Ausbrüchen, die ihn für Giacomo sehr lustig machten. So konnte er sich bekreuzen, wenn der Alte beim Brettspiel fluchte, ohne daß er es darum für sündhaft hielt, bei alten mythologischen Vorstellungen zu fluchen! Und er konnte Heilige Maria ausrufen, wenn er in Giacomos Sammlungen eine Venus traf, deren Schönheit ihn hinriß.

Seine Beschäftigung bestand darin, römische Bildwerke abzuzeichnen, die gerade kürzlich ans Licht gezogen waren. Sie hatten diese Liebe fürs Heidentum geweckt, die in der Kunstgeschichte jener Epoche den Namen gibt, die mit dem sechzehnten Jahrhundert anfing und die „Wiedergeburt“ (Renaissance) genannt wird; welche Richtung eine offene Aus-

sprache gegen das Christentum als weltverbessernde Macht war. Ob es nun der Wechsel war, den die Welt nötig hatte, der Tausch des Alten gegen irgend etwas anderes, am liebsten etwas Unsinniges, das dem alten Bestehenden die schlimmsten Stöße geben konnte; ob es die frohe Lebensanschauung des Heidentums war, die einer milzkranken Menschheit die Freude wiedergab; ob es die Unfähigkeit war, in der Eile etwas Neues machen zu können, die bewirkte, daß man nahm, was man vorfand, und also zurückging, wo man glaubte vorwärts zu gehen; oder ob nun das Heidentum etwas Vernünftiges in sich gehabt hatte, das nicht sterben konnte: das waren alles Dinge über die Botvid nicht klar werden konnte, aber er lebte mit neuerwachter Kraft, war froh über das Leben, liebte die Natur und verehrte die Schönheit.

Schließlich kam Giacomo eines Morgens und verkündigte, das Bild sei fertig. Botvid sollte jetzt kommen und es ansehen, ehe es ins Kloster gebracht würde.

Nicht ohne lebhafte Gemütsbewegung folgte Botvid seinem Meister in die geheimnisvollen Räume, die er seit ihrem ersten Besuche nicht mehr gesehen hatte.

Alles war sich fast gleich in den drei ersten Räumen, aber er bemerkte im Vorbeigehen, daß Wasser in dem Marmorbecken war. Als sie in den großen Speisesaal eintraten, lag alles im Dunkel, denn die Vorhänge waren vor die Fenster gezogen. Aber durch die Halbdämmerung sah er eine menschliche Gestalt, die sich in lauter Licht abzeichnete; es war ihm, als seien mehrere im Zimmer, und er strengte seine Augen an, um nachzusehen, wie viele. Da sah er einen großen, kräftigen Männerkopf, den er wieder zu erkennen glaubte; ein scharfer Lichtstreifen teilt

die Dunkelheit, der Nebel öffnet sich wie eine Tür, und Botvid steht Angesicht gegen Angesicht vorm Schloßwächter mit seiner schönen Tochter. Das Mädchen stand auf der Treppe des Schlosses, der Alte stand unten; im Hintergrunde war der See zu sehen und das Hernöland, und draußen auf dem See lag ein Boot, in welchem ein junger Mann mit einer Laute saß; im Vordergrunde schlugen sich zwei Hunde um einen Knochen.

Botvid wurde zuerst bestürzt, als er aber das schöne junge Weib näher betrachtete, das mit einem Ausdruck von Scham, Furcht, Erstaunen und Zweifel die Nachricht von ihrer künftigen Mutterschaft empfing, war er hingerissen. Ihr kleines rundes weißes Gesicht mit den großen schwarzen Kinderaugen machte einen Eindruck von Unschuld, der sich an dem schelmischen Spiel des lächelnden und zu gleicher Zeit verdrießlichen Mundes brach; sie war in ein seidenes lazurblaues Kleid gekleidet, das die runden Schultern etwas entblößte, und sich dann in Falten über den schönsten Busen schmiegte, bis hinunter zu der schlanken Mitte, von wo es dann in den weichsten Linien bis zu dem kleeinen hervorragenden Fuße hinunterfloß. Botvid stand unbeweglich und hingerissen da, während Giacomo umherging und einige Kleidungsstücke wegräumte, die hier und da auf Bänken und Schemeln verstreut lagen.

Schließlich wurde Giacomo über Botvids Schweigen ungeduldig und er eröffnete selbst das Gespräch.

— Was meinst du? sagte er.

— Es ist schön, antwortete Botvid etwas verlegen; aber die Madonna ist es nicht! Was werden die Mönche sagen?

— Die Mönche werden hingerissen sein, denn sie haben nie die Urbilder gesehen.

— Bist du dessen sicher?

— Vollkommen sicher! Sie gehen nie aus ihren Mauern heraus, und die Urbilder sind nie in ihren Mauern gewesen.

— Aber ist es nicht Betrug, sie so zum Narren zu halten?

— Betrug! Sie haben die Madonna verlangt, da ich sie aber nie gesehen habe, so kann ich nicht mehr geben als ich habe. Du erkennst indessen an, daß sie schön ist?

— Das erkenne ich an! Aber es kommt mir vor, als stelle diese Malerei mehr eine Tochter dar, die von ihrem alten Vater genötigt wird, ein Vergehen zu bekennen, als eine Jungfrau, die unschuldig eines beschuldigt wird.

Es entstand ein langes Schweigen. Botvid hatte ein lazurblaues Kleid zu Gesicht bekommen, das unter dem unteren Rande des Bildes hervorlugte. Ein Schauder durchfuhr ihn. Konnte es möglich sein? Dann war das ja eine furchtbare Sünde und ein Hohn gegen das, was wenigstens anderen heilig war. Er hörte leichte Schritte hinter sich, einen schwachen Ausruf, und Maria lag in den Armen Giacomos, der sich vergebens von ihr zu befreien suchte und mit den Augen andeutete, daß sie nicht allein seien. Botvid wandte sich so geräuschvoll wie möglich um, und da stand sie mit halbgeschlossenen Augen, den unruhigen, schamhaften und schelmischen Ausdruck im Gesicht, ganz wie auf dem Gemälde! Es war also wahr! Giacomo brach das peinliche Schweigen und sagte:

— Botvid findet, daß du nicht heilig genug aussiehst, Maria.

— Das glaube ich auch, fiel sie ein, aber Giacomo hat mich dazu verlockt; ich selbst wollte nicht und ich finde, es ist eine schreckliche Sünde.

— Sünde! fing Giacomo wieder an. Ja, es ist Sünde, den Mönchen ihre Seelenruhe zu rauben, indem man sie etwas so Schönes sehen läßt; aber ohne Versuchung keine Tugend! So! Hast du genug gesehen, Botvid, so tragen wir das Bild an seinen Bestimmungsort.

Die Malerei, die auf Leinwand nach der eben angenommenen Art ausgeführt war, wurde zusammengerollt und durchs Fenster hinuntergelassen; worauf die beiden Künstler sie unter den Arm nahmen und sie nach dem Kloster trugen, wo man mit Ungeduld der so lange erwarteten Neuheit entgegensah. Man hatte die Kirche belaubt und die Marienkapelle mit Blumen bekleidet; der Boden war mit Unserer Frauen Bettstroh bestreut, das kräftig duftete, und das Gewölbe war mit Schleifen und Kränzen aus Unserer Frauen Händen oder Knabenkraut behängt. Lichter brannten im Sonnenschein und die Brüder waren unter leisem Gebet und Anrufung versammelt. Ein Vorhang trennte die Kapelle vom Kirchenschiff und sollte, um den Eindruck zu erhöhen, auf ein gegebenes Zeichen fallen und vor der heiligen Gemeinde das Bild entblößen, das mit Kniefall und für dieses Mal und gegen die Regel mit einem halblaut gesungenen „Ave Maris Stella" begrüßt werden sollte.

Botvid und Giacomo brauchten einige Stunden, um die große Leinwand auf den Holzgrund des Altarschrankes aufzunageln. Aber die Mönche, die ein geduldiges Gemüt hatten. warteten ohne irgend welche Zeichen der Unruhe. Endlich schlug Giacomo den letzten Nagel ein und ließ den Vorhang so fallen, daß er und Botvid nicht gesehen wurden, da sie sich hinter einen durchbrochenen Chorstuhl zurückgezogen hatten.

Wie wenn der Wind aufzufrischen anfängt, hörte man ein leises Flüstern in der Kirche. Prior und

Konfessor fielen auf die Knie und der ganze Konvent folgte dem Beispiele; darauf wurde der Gesang angestimmt, der, halblaut und unrein von ungeübten Stimmen gesungen, wie das Gemurmel eines betrunkenen und mißvergnügten Volkshaufens klang.

Giacomo betrachtete sie musternd durch die durchbrochene Lehne des Chorstuhls. Als er ihre brennenden Blicke und andächtigen Gebärden sah, lächelte er zufrieden und wandte sich flüsternd an Botvid:

— Siehst du! Siehst du! Das Schöne siegt! Welch unendlicher Selbstbetrug! Wehe uns, wenn sie wüßten! Aber nun wissen sie nicht! Selig sind, die glauben und nicht sehen!

Botvid lächelte, aber hatte kein ruhiges Gewissen. Der Gesang dauerte an und klang so unheimlich, als komme er aus dem Boden der Kirche; er wurde matt, als ob er dem Ende zu ginge, die Stimmen verstummten, die eine nach der anderen, und man hörte nur einige röchelnde Stimmen aushalten, während alle anderen bereits infolge der ungewohnten Anstrengung ins Husten gekommen waren. Als auch das aufhörte, versank die ganze Schar in ein stilles Gebet, die Blicke unverwandt auf die schöne Offenbarung der jungen Mutter Gottes gerichtet; es wurde so still, daß man die leisen Bewegungen der Lippen und das Schnaufen der Munde hörte; die Bäume säuselten draußen auf dem Kirchhofe und ein Vogel zwitscherte auf dem Fensterrahmen. Giacomo und Botvid wurden ungeduldig und fingen an einen Ausweg zu suchen, um fortkommen zu können, als man zu allseitiger Bestürzung hinten am großen Eingang Waffengeklirr und Sporenklang hörte, und eine kräftige Männerstimme durch das Gewölbe der Kirche drang.

— Ist jemand hier? schallte es.

Alle wandten sich um. Der Prior erhob sich und gab den Friedensstörern ein Zeichen, daß sie gehen sollten.

— Ist jemand hier? wurde noch einmal von einer zornigen Stimme gebrüllt. Antwortet doch zum Teufel!

Der Prior ging mit heftigen Schritten, die Arme wie zur Beschwörung erhebend, auf die Eintretenden zu.

— Nun, da haben wir den Präses selbst, schrie jetzt der Friedensstörer, der dem Prior entgegen kam. Ich bin der Sekretär des Königs und habe wichtige Mitteilungen an den Karthäuserkonvent, Mitteilungen, die keinen Aufschub dulden.

Darauf ging er den großen Gang hinauf und machte vorm Altare Halt, den Kopf bedeckt und vollständig bewaffnet.

Da erhoben sich alle Mönche und schrien mit lauter Stimme: Heiligtumsschändung! während sie sich mit drohenden Gebärden dem Fremdling näherten.

— Still im Namen des Königs! donnerte der Sekretär und zog sein Schwert.

Der Prior konnte nicht länger Schweigen beobachten, als er hörte, daß man an einen Richter appellierte, den er nicht anerkannte.

— Euer König geht uns nichts an, denn unser König ist nicht von dieser Welt, und in diesen Mauern herrrscht nur der Gekreuzigte.

— Hat geherrscht, Prior! Aber herrscht nicht mehr, denn des Reiches Stände und Rat haben des Königs Erbanspruch auf das Karthäuserkloster Pax Mariae mit dazugehörigen Höfen für gut erkannt. So verhält es sich! Und in vierzehn Tagen werdet Ihr fort sein, denn da werden die Mauern niedergerissen. Habt Ihr verstanden?

Der Prior hatte schon verstanden, aber er wollte seinen Ohren nicht trauen. Der Sekretär war indessen nicht einer, der viel Worte verlor. Er hatte seine Versicherung gegeben und machte sich zum Gehen bereit. Aber da öffnete der Prior seinen Mund und ließ die Fluten der Rede strömen, die so lange zurückgehalten waren.

— Ist der jüngste Tag gekommen? fing er an. Hat der Fürst dieser Welt bereits über die Söhne Gottes den Sieg davongetragen? Welche Zeiten nahen für die Völker, wenn man ihre Propheten austreibt? Wer soll jetzt den Bedrückern ein wahres Wort sagen? Wohin sollen die Betrübten fliehen? Wehe über dich, du Mann Belials, der mit dem Schwert ins Heiligtum des Herrn geht! Erinnerst du dich der Worte des Gerechten, der da sagt: die das Schwert ergreifen, sollen durch das Schwert vergehen! Wehe über deinen Herrn, der dich gesandt hat, um den Sieg des Bösen zu verkünden! Wehe ihm, der niederreißt, was der Herr hat bauen lassen; Fluch ruhe auf seinem Hause, das von den niedergerissenen Mauern des Heiligtums errichtet werden soll; Gewalt und Zwietracht und Haß sollen da ihre Wohnung nehmen und Wehe über die Nachkommenschaft deines Herrn rufen! O Volk, Volk, du sollst das liebliche Joch deines himmlischen Herrn gegen die Sklavenketten des Gewalttäters vertauschen: er wird dich mit eisernen Ruten peitschen und dein letztes Scherflein nehmen! Wenn du unter der Last stürzest und deine düsteren Blicke gegen die Höhe richten willst, dann wird er dir auf den Hals treten und dich in den Turm werfen, in denselben Turm, den du aus dem niedergebrochenen Heiligtum aufgemauert hast! Fluch über Fluch . . .

— Halt ein, Mönch! schrie der Sekretär und hob sein Schwert. Jammere, fauler Wanst, daß du hin-

aus und arbeiten mußt; fluche nur, da du das Volk in Ketten des Geistes gehalten und dich zwischen Volk und Gott gestellt hast; rufe Wehe, du Schelm, da du die Einfältigen mit deinen Künsten betrogen und sie gelehrt hast Götzenbilder verehren! Was tatet Ihr, als ich in diesen Raum trat? Ihr laget vor einem Bilde auf den Knien! Rufe Fluch, da du das von Gott geschaffene Werk zu schänden wagst und dem Gewalt tust, was er hervorgebracht hat. Hier kommt eine neue Zeit, ja, sie ist gekommen und sie kommt mit Lust und Leben, und jetzt soll es anders werden! Hier wollen wir die Drohnen aus dem Korbe räuchern, aber die Arbeiter sollen leben. Darum hört jetzt ein vernünftiges Wort! Ins Leben hinaus mit euch, Kastraten, und schüttelt den Staub von euch, werft die Röcke ab und kleidet euch wie Männer, denkt wie der Weise: essen wir, trinken wir und seien wir froh, denn morgen werden wir sterben. Und jetzt habt ihr mein letztes Wort gehört, und der Satan hole mich und euch, wenn ihr nicht in zweimal acht Tagen ausgeflogen seid! Habt ihr verstanden?

Und ohne die Antwort abzuwarten, ging er, wie er gekommen war.

— Wer glaubst du hatte recht? flüsterte Botvid Giacomo zu, als sie hinausschlichen.

— Das ist nicht leicht zu sagen, aber sicher glaubten sie beide an das, was sie sagten!

* * *

Marias Frieden war aus. Der Prior erwachte eines Morgens zeitig von einem Klopfen an der Wand oberhalb seines Bettes. Er lauschte und hörte eine Männerstimme. Das Klopfen nahm zu und kam immer näher. Schließlich zitterte die Wand und das Kreuz, das daran hing, fiel herunter. Der Bewurf löste sich;

Ziegel und Mörtel stürzten in die Zelle hinein, und schließlich erschien die Hacke des Maurers im Loch.

Die große Schleifarbeit hatte begonnen, und an Stelle des geschleiften Klosters wurde Schloß Gripsholm wieder aufgebaut. Die Mönche wollten nicht gehen. Sie wurden von Zelle zu Zelle getrieben, von Saal zu Saal, aber die Hacke und Brechstange verfolgten sie rücksichtslos. Schließlich blieb nur noch die Kirche übrig, wo sie sich niederließen und von den Eßwaren lebten, die fromme Mitmenschen ihnen brachten.

Als keine Vorstellungen mehr halfen, ließ man die Fenster herausnehmen, aber die armen Mönche schliefen im Zuge auf dem kalten Boden. Da verfiel der Arbeitsvogt darauf, sie auszuräuchern. Zu dem Ende wurden die Fenster wieder eingesetzt und mitten auf dem Boden wurde ein großes Feuer aus Wolle und Rindshaaren angesteckt, was die Wirkung hatte, daß die Mönche sich davon machten. Und nun zerstreuten sie sich in die umliegende Gegend, wo barmherzige Menschen sie an die Hand nahmen, aber einige zogen nach den Städten und suchten sich Arbeit, und viele verheirateten sich.

Inzwischen waren Giacomo und Botvid, die nach der Gewohnheit der Zeit in sämtlichen schönen Künsten bewandert waren, bei dem neuen Schloßgebäude angestellt, das sie mit Bildwerken und Malereien schmücken sollten. Beide weideten sich an dem Anblick, den ihnen die Niederreißung des alten düsteren Klosters bot. Es war Leben und Bewegung in der vorher so ruhigen Bucht von Gripsholm. Es klopfte und pochte, die Arbeiter sangen, Pferde wieherten, Glocken läuteten, Kalkschuten löschten am Strande, und Bauholz wurde ringsherum in den Hainen gefällt.

Botvid war wie besessen von all diesen Geistern der neuen Zeit, die sich in der Luft rührten; er konnte selbst, von einer Zerstörungswut ergriffen, das Brecheisen in die Hand nehmen und sich hinstellen, um Steine aus der Klostermauer zu brechen, oder mit der Hacke ein fein gearbeitetes Sandsteinornament entzwei schlagen und einem Heiligenkopfe die Nase zerschmettern. Er war dabei und riet, die Kirche niederzureißen, aber der Edelmann auf der Kalkspitze erbot sich, sie fürs Kirchspiel zu lösen gegen eine sehr große Summe, die der König für gut fand anzunehmen.

Die Kirche blieb stehen, und der Wohltäter Herr Samsing von Boxtadhöwde, der sonst ein übel berüchtigter gewalttätiger Mensch war, kam in Genuß der frommen Verehrung der Gemeinde.

Giacomo hatte sich mit Maria verlobt, und er lebte in einem einzigen Rausch. Die Zukunft lag so unendlich licht vor ihm, und seine ganze lebenskräftige Seele konnte sich ihren Neigungen hingeben, denn nun brauchte er nicht biblische Bilder zu malen, sondern konnte rückhaltlos in den heiteren Welten des Heidentums schlemmen, wo sich noch alles in dem unschuldigen Zustand befand, der vor dem Sündenfall dagewesen sein sollte.

Der Sommer verging, der Herbst kam und es wurde zeitig Winter. Da wurde es wieder stiller, denn man konnte nicht mit solcher Kraft während der beständigen Schneefälle arbeiten. Eines Tages waren Botvid und Giacomo in den Wald gegangen, um Eichhörnchen zu jagen. Sie hatten sich weit vom Hause entfernt und hatten reiche Beute gemacht; die Wintersonne, die sich nicht über die Baumwipfel erheben konnte, fing an zu sinken und warf ihren rosenroten Schein zwischen die schneebeladenen Zweige; die Wacholderbüsche sahen aus wie ein-

geschneite Menschen und streckten hier und da einen Finger unter dem weißen Mantel hervor.

Die beiden Jäger machten auf einer Blöße Halt und ließen sich auf einen Felsen nieder, den der Wind bloß gehalten hatte, und da nahmen sie den Eßsack hervor. Die Bewegung und die reine Luft hatten ihnen eine vortreffliche Eßlust gegeben, und sie aßen unter munterem Gespräch die einfache Kost. Giacomo wollte Maria seine Eichhörnchenfelle zum Futter für den Pelz schenken. Botvid wollte seine der Tochter des Fischers auf Hernö geben, deren Bekanntschaft er gemacht hatte und mit der man ihn in Verlegenheit zu bringen anfing.

Giacomo wollte Botvid gerade seine Holzflasche reichen, aus welcher er in altem Gagelbier die Gesundheit des Mädchens getrunken hatte, als einen Bogenschuß von ihnen ein heiseres Krächzen zu hören war, und ein Schwarm Krähen aufflog, der nur widerwillig seinen Ruheplatz verlassen zu haben schien und sich flatternd in der Luft hielt, so lange er konnte.

— Hier riecht es nach Leichen, sagte Giacomo und legte den Eßsack zusammen.

Botvid stand auf und die beiden Jäger wanderten zu der Stelle hin, wo die Krähen sich erhoben hatten. Da sahen sie im Schnee von den Füßen der Krähen die dreizipfligen Spuren, die Fußangeln gleichen, und hier und da verstreute Büschel Menschenhaar und Fetzen schwarzen Wollenzeuges. Sie suchten ringsherum, aber fanden nichts weiter; sie bogen die Zweige der Wacholderbüsche zur Seite, aber ohne etwas zu entdecken. Botvid näherte sich einer großen hängenden Fichte, deren untere Zweige den Boden wie ein Zeltdach verhüllten. Da hörte man einen durchdringenden Schrei, der von einem Weibe zu kommen schien, aber doch nicht mensch-

lich war, und heraus stürzte ein dichtbehaarter Fuchs, dem einige Fleischfetzen aus den Kiefern hingen, und in einem Augenblick war er verschwunden. An Verfolgung zu denken ohne Hund, dazu war keine Möglichkeit, und Giacomo, der am mutigsten sein wollte, drängte die Zweige bei Seite und schritt zu, aber er stürzte sofort zurück, mit blassem Gesicht und ohne Mütze, die ihm abgestreift war.

— Eine Leiche! stöhnte er und hielt sich die Nase zu. Und meine Mütze! Wie soll ich die wieder kriegen?

Botvid überwand seine angeborene Schüchternheit, als er hörte, daß es sich um einen Menschen handelte, der vielleicht noch keine Leiche war, aber wohl auf dem Wege eine zu werden. Er kroch also unter den Baum und kam nach einer Weile wieder zurück, allerdings erschüttert, aber ruhiger als vorher, da er sich überzeugt hatte, daß es keine Hilfe mehr gab.

— Da hast du deine Mütze, sagte er mit einem halb vorwurfsvollen Ausdruck zu Giacomo. Es war ein toter Mann! Nach den Kleidern zu urteilen ein Karthäuser.

— Das hatte er für seinen Eigensinn, unterbrach ihn Giacomo.

— Nenne es Eigensinn! Man kann auch sagen Standhaftigkeit, erwiderte Botvid. Aber ich glaube nicht, und du auch nicht, daß er die Pest zuerst kriegte, weil er an seinem Glauben festhielt, so einfältig der auch war.

— Die Pest? schrie Giacomo außer sich. Hatte er die Pest?

— Sein Körper war mit grünen Beulen bedeckt, und die bezeichnen die Pest, antwortete Botvid.

— Hast du ihn angefaßt? fragte Giacomo und fuhr zurück.

— Ich mußte es, um mich zu überzeugen, ob der Mann tot war!

Giacomo zog sich einige Schritte zurück und betrachtete Botvid mit bangen Blicken.

— Du mußt dich mit Wacholderreisig räuchern und dich mit siedendem Essig waschen, sagte er. Die Pest? Wo ist sie hergekommen und wie ist sie hierher gekommen? Sie dürfte wohl nicht nur zu uns gekommen sein!

— Wenn wir mehr als andere sind, so kommt sie nicht zu uns, aber sonst ist keine Sicherheit, antwortete Botvid und rieb sich mit Schnee die Hände, worauf er den Heimweg antrat.

Giacomo folgte ihm schweigend in vorsichtiger Entfernung.

Man hörte nur das Knirschen des Schnees an den Füßen, einen Dompfaffen der pfiff, eine Schneeelster die schwatzte. Die Dämmerung fiel, und nun merkten sie, daß es weiter war, als sie berechnet hatten. Giacomo schlug vor, ein Feuer aus Wacholderreisig zu machen und sich zu räuchern, ehe sie weiter heimwärts gingen. Das wurde sofort ins Werk gesetzt, und bald umwirbelten sie dichte Rauchwolken und das Feuer warf seinen irrenden Schein auf den weißen Schnee und machte ihn blutrot. Giacomo, der am vorsichtigsten war, brach einen Zweig ab und hing daran seine Eichhörnchenfelle, um sie über der Feuerflamme von den Pestkeimen zu reinigen, die sie enthalten konnten. Als er so dastand und den Zweig hielt, sagte er:

— Das war ein schlechter Vorbote, diese Krähen!

— Es ist merkwürdig, daß die Menschen mehr an Krähen als an Gott glauben, antwortete Botvid.

— Zeichen und Vorboten kommen vielleicht von Gott. Ich fühle einen solchen Druck in meiner Brust,

und schwere Gedanken häufen sich. Erinnerst du dich, daß Maria uns bat, zu Hause zu bleiben?

— Ich erinnere mich an das, was du antwortetest!

— Erinnere mich nicht daran! Es ist mit alten Kindheitsvorstellungen wie mit gewissen Krankheiten, sie können bis zu einem gewissen Grade entfernt und geheilt werden, aber sie stehen wieder auf, sie kommen zurück!

Dabei machte er eine Bewegung mit der Hand, so daß der Zweig brach und mit seiner Last mitten ins Feuer fiel.

— Laß uns gehen, sagte Giacomo; dieser Wald ist verhext. Da liegt nun mein Geschenk für Maria und verbrennt. Denk, so viele, so frohe Tiere, die das Leben für nichts eingebüßt haben. Fort von hier, ehe uns etwas Schlimmeres geschieht!

Es war spät am Abend, als sie an den Strand von Taxinge hinunter kamen und Licht im Fenster von Gripsholm erblickten. Da hatten sie noch eine halbe Meile auf dem Eise zu gehen. Und sie wanderten. Der Abend war streng, und die Sterne funkelten. In der Ferne erhob sich der alte Turm und aus einem kleinen Fenster schimmerte ein rotes Licht, das die beiden Wanderer aufs Korn nahmen.

— Jetzt sitzt Maria am Herd, sagte Giacomo, um sich in Gedanken in dem wohlbekannten lieben Zimmer zu wärmen. Der Alte sitzt neben dem Feuer und sieht zu, wie sie die Grütze umrührt. Hast du gesehen, welch weiße Arme sie hat? Jetzt holt sie die Salzmetze von der Wand und nimmt mit ihren schönen Händen eine Fingerspitze voll. ‚Salze nicht zu viel‘, sagt der Alte, ‚dann wird Giacomo zu verliebt‘! Da lächelt sie und denkt an mich, an uns, die wir draußen in der Kälte sind. Findest du nicht, daß ich kindlich geworden bin, Botvid? Die Katze liegt auf dem Schaffell und spinnt: murr, murr,

murr. Diana leckt ihr den Rücken, um sich ihren Platz zu erschwindeln. Aber, was ist das?

Giacomo blieb plötzlich stehen.

— Hörtest du nicht etwas? Mir schien es als blies man ein Horn! Siehst du nicht, wie ein Licht sich in den Zimmern bewegt! Jetzt ist es dunkel in dem Fenster! Jetzt ist es hell in dem! Und wie schnell es geht! Jemand läuft mit einem Licht von einem Zimmer zum anderen! Botvid! Botvid! Hier geschieht etwas Ungewöhnliches! Du wirst sehen!

Einen langen hohlen Ton hörte man im Eise, als ob es gesprungen wäre. Giacomo faßte Botvids Hand und stieß einen schwachen Ruf des Schreckens aus.

— Es wird kalt, sagte Botvid, und da kracht es im Eise. Ich glaube, du bist bange!

— Ich weiß nicht, was es mit mir heute abend ist, antwortete Giacomo, aber ich bin furchtsam wie ein Hase. Du sollst sehen, es ist etwas zu Hause geschehen! Siehst du nicht, wie das Licht sich bewegt und herumirrt, wie ein Irrlicht über dem Grabe eines Ermordeten.

Botvid hatte sich niedergelegt, um zu lauschen, das Ohr dicht ans Eis gedrückt.

— Still, sagte er! Ganz still! — Jetzt wurde die große Pforte zugeschlagen! — Jetzt werden die Riegel vorgelegt! — Schnell, wir müssen uns beeilen, um nicht unsere Freunde aus dem Leben zu scheuchen.

Sie steigerten die Geschwindigkeit, das kleine Licht in der Ferne als Leitstern vor Augen.

— Sieh, sagte Giacomo, im vorigen Sommer, da ruderten wir hier, wo wir jetzt gehen. Dieselben kleinen Wogen, die damals um unser Boot plätscherten, liegen nun hier tot gefroren.

— Aber sie werden wieder auferstehen im Frühling!

— Damals schien die Sonne am hellblauen Himmel und jetzt — sieh hinauf in den unendlichen Sternhimmel! Ist es nicht, als sähen sie uns an? Glaubst du sie nicht zu hören?

Sie waren stehen geblieben.

— Warum baut man Kirchen? fuhr er fort. Weil die Menschen so klein geworden sind, seit sie sich aneinander gedrängt und die Natur verlassen haben. Warum sammelt man sich nicht draußen unter dem Himmel wie unsere Vorväter? Ist es nicht herrlich, das Gesicht ganz nach oben zu wenden und einen Augenblick nicht so viel von der Erde zu sehen wie die Waldwipfel!

In diesem Augenblick huschte ein dunkler Schatten an ihnen vorbei, beinahe lautlos, und entfernte sich.

— Was war das! flüsterte Giacomo und kroch an Botvid heran.

— Das war ein Mann der lief, wahrscheinlich um sich warm zu halten.

— Aber man hörte ihn nicht!

— Wir sprachen, und er hatte Schneeschuhe an.

Giacomo blieb eine Weile still. Sie näherten sich dem Ufer von Gripsholm und hatten die Schnelligkeit so gesteigert, daß sie beinahe liefen, als sie plötzlich gewahr wurden, wie sich an Land unterhalb des alten Schloßturms Fackeln bewegten. Darauf hörte man ein Gemurmel wie von einem Volkshaufen, ein Hund heulte jämmerlich, und die Fackeln verschwanden.

Ohne ein Wort weiter zu wechseln, fingen sie an zu laufen. Giacomo, der fett war, konnte Botvid nicht folgen, aber er bat ihn dann und wann nicht fort zu laufen.

Als sie endlich an Land gingen, war alles still, und es war nur ein Licht oben im Turm zu sehen. Sie tasteten sich nach der Pforte hin. Giacomo schlug Feuer, um das Schloß zu finden. Es war geschlossen. Er klopfte einige Male, während Botvid Zunder ansteckte. Kein Laut war von innen zu hören, aber beim Feuerschein sahen sie ein großes weißes Kreuz, das mit Kalkwasser mitten über die beiden Pforten gezeichnet war.

— Der Todesengel, flüsterte Botvid. Aber Giacomo stand stumm da und zitterte am ganzen Körper, während die Tränen ihm über die Backen rannen. Der ganze Körper des starken Mannes war in diesem Augenblick wie zusammengefallen und seine kräftigen braunen Gesichtszüge sanken zusammen.

Botvid schlug wieder einige Male an die Pforte. Schritte waren auf der Treppe zu hören. Die kleine Torhüterluke wurde geöffnet, und durch das Gitter sprach der Alte mit gebrochener Stimme.

— Da seid ihr, Burschen! Weichet von hinnen von der Wohnung des Todes! Der Mordengel ist über uns gekommen!

— Lebt sie? keuchte Giacomo und ergriff das Schloß.

— Sie lebt, sagte der Alte, aber wir werden beide sterben! Ihr Jungen sollt leben!

— Laß uns ein, ich sterbe mit ihr, denn sie ist Seele von meiner Seele, antwortete Giacomo.

— Es ist genug mit einem Opfer, antwortete der Alte wieder, die Pest ist hier, das Volk hat das Haus gestürmt und sagte, das sei die Strafe der Klosterschänder! Gehet von dannen und ziehet hin in Frieden!

Er warf die Luke zu, und man hörte seine Schritte die Treppe hinauf und verhallen.

Da geriet Giacomo außer sich, und er gewann seine ganze jugendliche Kraft wieder. Zuerst schlug er an die Pforte, daß das ganze Gebäude dröhnte; als aber Botvid ihn daran erinnerte, daß er die Kranke stören könne, sprang er von der Treppe herunter, um eine Möglichkeit zu suchen, auf andere Weise hineinzukommen. Er rannte ringsherum wie ein ausgesperrter Hund, und besichtigte die kleinsten Löcher und Winkel. Schließlich fand er Rat. An der neuen halbfertigen Schloßfront, die von dem alten Turm ausging, waren die Baugerüste bis zu einer Höhe errichtet, die ein gut Stück an der alten Turmwand hinaufreichte, aber nur die Spitzen kamen in eine Höhe mit dem niedrigsten Fenster oder dem, das zur Küche gehörte. Schnell wie ein Gedanke war Giacomo die beeisten Sparren bis hinauf auf die letzte Fußbohle des Gerüstes geklettert, und es war nur noch übrig, die aufragende glatte Stange zu entern. Ohne zu zögern griff er das Werk an, aber seine Hände konnten sich auf der glatten Eisfläche nicht festhalten; er erneuerte den Versuch, er biß sich fest, wenn er hinabgleiten wollte, und er befand sich schließlich in der Spitze; er streckte seinen Arm aus um die Fensterhöhle zu erreichen, aber es fehlte eine halbe Elle. Ohne sich zu besinnen, setzte er die dünne Spitze in eine schaukelnde Bewegung, es knackte und knisterte in ihr, denn sie war spröde infolge der Kälte. Botvid stand atemlos unten und bekam einen Rückfall in seine Kindheitsvorstellungen, denn er sprach ein leises Gebet an die heilige Jungfrau. Da hörte man einen kurzen Krach, die Spitze sprang ab, Splitter und Späne prasselten zwischen die Planken des Gerüsts hinunter, aber Giacomo hatte sich an den Sturmhaken des Fensters festgeklammert. In einem Augenblick hatte er die weiche Hornscheibe eingedrückt und stand auf dem Boden

der Küche. Hier war es dunkel und wie anders, als er es eben draußen auf dem Eise in Gedanken gesehen hatte! Mit Mühe tastete er sich nach der Kammertür, machte sie auf und trat in das Krankenzimmer.

Da hatte er einen Anblick, den er nie mehr vergaß. Die Bettvorhänge waren heruntergerissen und lagen in einem Haufen am Boden, Pfosten und Sprossen, die sie getragen hatten, standen nackt aus der Wand heraus wie Schornsteine und Dachstühle in einem Hause, wo das Feuer gerast hat; unter Fetzen von der Bettdecke, welche die Fieberkranke in Streifen zerrissen hatte, lag die, welche seine Seele geliebt, wie eine unförmliche Masse, die sich herumwarf und krümmte wie ein Fisch, der sich aus dem Netz befreien will. Ihr kleines feines Angesicht war rot und aufgeschwollen wie das eines Trinkers, und die herrlichen schwarzen Augen waren blutunterlaufen; das weiche Haar, das früher wie das Fell des schwarzen Marders geglänzt hatte, war verfitzt, struppig, wie trockene Aalhaut; der kleine schmunzelnde Mund war fort, denn die Lippen waren in die Höhe gezogen, so daß die Zähne unnatürlich lang erschienen, wie bei einem fressenden Raubtier, und der kleine feine Schatten auf der Oberlippe war wie ein dunkler Strich; das Gesicht war bereits mit grünen Flecken besetzt, und eine fürchterliche Luft schlug dem Eintretenden entgegen. Der alte Vater lag beim Bett auf den Knien und erhob seine Hand, als Giacomo eintrat.

Giacomos erstes Gefühl, als er die Kranke sah, war Ekel und Entsetzen. Er wandte sich fort, denn dies war nicht seine Herzliebste, dies war nicht die Schönheit, die er verehrt hatte; dies war ein Ungeheuer, das man ins Bett gelegt hatte. Aber im nächsten Augenblick wurde er von einem so tiefen

Schamgefühl über die Niederträchtigkeit seiner Seele erfaßt, daß der Schmerz über seine Erbärmlichkeit ihm ins Herz schnitt, daß er ans Bett heranlief, die Hände der Kranken ergriff, ihre Pulse untersuchte, ihr in die Augen sah und auf ihre Atemzüge lauschte. Darauf wandte er sich an den Vater und sagte mit einer Ruhe, über die dieser erstaunte:

— Ich will mein Bestes tun, alle Hoffnung ist nicht aus. — Und damit verließ er das Zimmer.

Mit schnellen Schritten eilte er nach dem Laboratorium hinauf, machte Feuer im Ofen und nahm ein Messer hervor. Mit einem Riß hatte er eine Ader auf der inneren Seite des Armes geöffnet; das Blut, das herausspritzte, fing er in einem Glaskolben mit umgebogenem Halse auf, den er dann aufs Feuer setzte. Nachdem er sich verbunden hatte, goß er Weinspiritus in eine Schale, zog den goldenen Ring ab, den er von seiner Geliebten erhalten hatte, glühte ihn im Feuer und löschte ihn im Sprit, was er einige Male wiederholte. Darauf goß er den Sprit in den Kolben zu dem Blut, und ließ das in einer Vorlage abdestillieren.

Während dies kochte, ging er in düsteren Gedanken im Zimmer auf und ab. Der schreckliche Anblick von unten verfolgte ihn wie ein Spuk. Die Totenschädel auf dem Gestell, die Eule an der Decke, der Salamander an der Wand nahmen ihre furchtbaren Züge an. Ihre Züge! Aber das war sie ja nicht mehr! Sie, deren Anblick gestern, vor einigen Stunden, ihn angelockt, der ihn dazu gebracht hatte, alles, Arbeit, Ehre, Zukunft, zu verlassen, der stieß ihn jetzt so zurück, daß er nicht wußte, wie weit er von ihr fliehen sollte. Dieser kleine Mund, der ihn früher mit den schönsten Worten der Liebe zu sich gezogen und ihn zum Küssen eingeladen hatte, erstickte ihn durch Pestdünste. So klangen die Worte

der Wahrheit durch die Einsamkeit an sein Ohr: er glaubte nicht an ihre Rettung, er hatte sich das selbst vorgespiegelt, daß es ein ärztliches Mittel gebe, nur um sich entfernen zu können; er hatte sie verlassen! Sie existierte nicht mehr für ihn! Die da unten lag, war ja eine andere! Und dann sagte die Wahrheit, daß er nicht ihre Seele geliebt habe, sondern nur ihre Schönheit, denn sonst würde er sie ja noch lieben und sie nicht so geflohen haben. Aber dann wurde er dorthin zurückgezogen, wo sie ja doch war; und er wollte Hand an seinen schlechten Menschen legen, den er so tief verachtete, wenn er nur den guten Teil schonen könnte, der noch genug Tugend besaß, um den schlechten zu verachten. So kämpfte er mit sich, errang den Sieg und ging hinunter.

Er öffnete heftig die Tür, um nicht von irgend welchem Zögern überfallen zu werden, trat ein, aber konnte nicht ans Bett kommen, so entsetzlich war jetzt der Anblick, der ihm entgegentrat, denn die Krankheit hatte eine neue Wendung genommen. Er stürzte zum Zimmer hinaus und die Treppe hinunter, machte die Riegel auf, öffnete das Schloß und war draußen in der frischen Luft. Aber als er die Treppe hinunterlief, begegnete ihm Botvid, der ihn fragte, wohin? und, ohne die Antwort abzuwarten, ins Haus hineineilte.

Giacomo lenkte seine Schritte zur Kirche, die Nacht und Tag offen war. Er wollte seine Maria sehen, die er geliebt und deren Bild er wiedergegeben hatte als die junge Mutter. Die kühle Luft gab ihm die Ruhe wieder, und seine Gedanken wurden kälter, und sie dachten: ich liebte ja nicht ihren Körper, denn der liegt ja dort oben im Bett; ich liebte nicht ihre Seele, denn die ist ja noch im Körper: ich liebte ihre Schönheit, das ist etwas anderes und

höheres als sowohl Seele und Körper. Nun, ich will ihre Schönheit wiedersehen und sie verehren, und die wohnt hier. Er öffnete die Kirchentür und trat ein; schlug Feuer und tastete sich nach dem Marienchor. Er fühlte sich sehr andächtig, aber sehr zufrieden mit dem Erzeugnis seiner Gedanken, und er war beinahe davon gerührt, daß er seine Seele in einen solchen friedvollen und unschuldigen Zustand gebracht hatte. Er wollte anbeten, er wollte aus der Entfernung sehen und genießen, ohne zu berühren; er wollte den Stachel des Vermissens in seinem Herzen fühlen und den lieblichen und reinen Schmerz der Entsagung empfinden. Er öffnete die Chorschranke und trat ein. Der zitternde Schein des Lichtes fiel auf eine ungehobelte Holztafel, und am Boden lag eine zusammengerollte Leinwand aus grobem Gewebe. Das hatte der neue lutherische Priester getan, als er die Kirche reinigte!

Giacomo rollte die Leinwand auf, in der Hoffnung noch eine Spur von dem zu finden was er suchte, aber die Bilder waren mit stumpfen Messern abgeschabt, so daß man nur Strich bei Strich sah. Da wandte sich Giacomo fort und ging wieder in die Kirche hinaus. Dort war nicht ein Bild oder eine Malerei mehr vorhanden, außer dem schwarzen Christus am Kreuz, der einen Schaden am rechten Knie hatte und dessen Augen schielten. Er hatte die Verwüstung überlebt, so häßlich er war, mit seinen abschreckenden Wunden an der Seite und an Händen und Füßen und mit seiner blutigen Stirn.

Schritte waren im Waffenhaus der Kirche zu hören und herein trat ein Priester, in die einfache schwarze, mit weißem Halskragen versehene Tracht der deutschen Gelehrten gekleidet. Er tat, als bemerke er Giacomos Gegenwart nicht, sondern ging

direkt nach dem Hochaltar, wo er vor dem Christusbild auf die Knie fiel und ein Gebet sprach.

Als er das beendigt hatte und aufgestanden war, wandte er sich zu Giacomo und fragte:

— Bist du auch hier um zu beten?

— Nein, aber um anzubeten! antwortete Giacomo.

— Was betest du denn an?

— Das Schöne! Und Ihr?

— Das Leiden, denn das ist ewig hier auf Erden, aber das Schöne vergeht!

— Es kann von rohen Händen mit Messern ausgekratzt werden, ja, aber es lebt doch!

— Aber das Leiden kann nicht ausgekratzt werden und vergeht nicht! Ich betete für ein krankes Weib . . .

— Glaubt Ihr, daß sie leben wird? fragte Giacomo eifrig.

— Nein, und ich betete nicht darum, daß sie lebe, denn das ist nichts, um das man beten müßte.

— Warum habt Ihr mein Gemälde zerschnitten?

— Aus stärkeren Gründen als Ihr, da Ihr mit solcher Freude dieses Kloster niederrisset! Wir beten nicht mehr Bilder an und am wenigsten Bilder von sündigen Menschen.

— Ihr habt selbst eben zu einem Bilde gebetet!

— Nein, nicht zu dem Bilde, das dein Auge sieht, sondern zu dem Geist, den das Bild vorstellt.

— Was mein Auge nicht sieht, glaube ich nicht!

— Doch, junger Mann, dein Auge sieht, daß die Sonne aufgeht, aber du, da du die neuen Lehren wohl kennst, du weißt, daß die Sonne nicht aufgeht, und du glaubst also etwas anderes, als dein Auge sieht! Sag mir eins! Was tust du hier im Leben?

— Ich arbeite!

— Nein, das tust du nicht! Du spielst. Das Schöne ist ein Schein der zeitlichen Wirklichkeit;

du verachtest ja die Wirklichkeit; ich weiß, daß du sie eben flohest, ich weiß es, aber ihrem Scheine gehst du dennoch nach. Du bist ja ein Tor, junger Freund, du bist ja ein Affe, der nachzuahmen sucht, was Gott gemacht und die Menschen verdorben haben. Dein ganzes Herz war von dem Äußeren dieses Weibes erfüllt, deine ganze Seele war in ihrer Schönheit verankert. Gott strich das Bild durch und schnitt es entzwei; was bleibt dir jetzt noch übrig? Laß du die Dinge sein, wenn du dich nicht mit ihnen befassen willst; bist du mißvergnügt mit der Welt, so such sie besser zu machen, aber nicht wird sie besser und glücklicher, wenn du hingehst und sie abzeichnest!

— Halt, Herr Präpositus, wir Künstler haben doch heiligen Dinge dem Volke gedeutet, wir haben das Unbegreifliche dem Volke begreiflich gemacht, da sie Eure Römersprache nicht verstanden.

— Ihr seid dabei gewesen, Götzenbilder anzufertigen, an die Ihr selbst nicht glaubtet, sondern mit denen Ihr gaukeltet. Ihr seid dabei gewesen und habt die Wahrheit ausgestattet, damit sie für die Widerwilligen schmackhafter würde; jetzt werden wir die kahle bittere Wahrheit ohne Eure Würzen haben; und als Dolmetscher seid Ihr überflüssig, denn jetzt soll offene Sprache gesprochen werden, die alle verstehen. Oder was deutest du jetzt dem Räuber dort oben in den neuen Türmen? Die Lüste des Fleisches, die Greuel des Heidentums, die sein berauschtes Auge zerstreuen und seiner Einbildung helfen soll! Die Kirche und der Speisesaal waren dir gleich heilig, und wo es das feinste Brot gab, da warst du immer dabei! Unnützig bist du, Spieler ist dein Name! Hast du etwas Ernstes zu verkünden, so sag es; brich deine Pinsel entzwei, nimm das Kreuz Christi auf dich! Ehre wirst du auf dieser Erde

nicht gewinnen, und Gold auch nicht, aber du wirst dir unvergängliche Besitztümer im Himmel schaffen, die weder Motten noch Rost verderben! Friede sei mit dir!

Der Priester ging, ohne auf Antwort zu warten, und Giacomo folgte bald; aber er richtete seine Schritte nach dem Dorfe hinauf, wo er einen Wagen nach der Hauptstadt nahm.

* * *

Als Botvid in die Werkstatt des Alchimisten hinaufkam und Giacomos Aberglauben erblickte, wurde er von Mitgefühl mit seinem Freund ergriffen, denn er sah ein, daß eine augenblickliche Schwäche ihn verleitet hatte. Indessen suchte er einige erprobte Arzneimittel aus dem Kräuterreich auf und bereitete einen Trank, der gut gegen Fieber sein sollte, worauf er ins Krankenzimmer hinunter ging. Er war sehr erstaunt, hier Giacomo nicht zu finden, aber er hatte nicht Zeit, seinem Erstaunen Ausdruck zu geben, denn die Kranke lag bereits in den letzten Zügen. Den Trank konnte sie nicht nehmen, denn ihre Kehle war vom Krampfe zusammengeschnürt. Es war ein Anblick des Entsetzens, und Botvid weinte strömende Tränen, aber der Alte saß wie versteinert vor Schmerz da. Schließlich erhob sich die Kranke im Bett und sah sich mit fragenden Augen um.

— Wo ist er? fragte Botvid den Alten.

Aber dieser sah ihn nur mit stumpfen Augen an. Maria streckte die Arme Botvid entgegen und in einem Augenblick hatte sie die Arme ihm um den Hals geschlungen und ihn an sich gedrückt. Er kämpfte wie mit dem Tode, ohne das Herz zu haben, Gewalt zu üben, um sich aus der gefährlichen Umarmung zu befreien; er flüsterte seinen Namen, aber

sie hörte nicht; er schob sie von sich, aber da nahm ihr Gesicht einen so verzweifelnden Ausdruck an, als sehe sie, wie ihr Geliebter sie verstieße; und so hielt der gute Botvid sie in seinen Armen, bis sie ermattet auf die Kissen niederfiel und den Geist aufgab.

— Wo ist denn Giacomo? war Botvids erste Frage, nachdem der Sturm sich gelegt hatte.

— Er ging wohl nach einem Arzt, antwortete der Alte. Aber verlaß dieses Zimmer, denn nun beginnt die schlimmste Gefahr.

— Soll ich sterben, so bin ich bereits verurteilt, sagte Botvid. Arme Maria, sie glaubte, ich sei ihr Giacomo!

— Nein, antwortete eine Stimme von der offenen Tür, sie wußte, daß es Botvid war, denn sie sah, wie ihr elender Geliebter sie verließ.

Es war der neue Priester der Gemeinde.

— Verließ er sie? fragte Botvid, im Innersten erregt. Verließ er sie?

— Er floh eben in einem Schlitten übers Eis davon! Er war ein Mann der Welt und darum fürchtete er den Tod. Das war ein schlechter Lehrer, den du bekamst, Botvid.

Darauf trat er ans Bett heran und sprach ein kurzes Gebet. Der Alte erlaubte nicht, daß man die Leiche verhüllte; er wollte mit Lichtern bei ihr sitzen und über sie wachen nach alter Art; er fand sie noch schön im Tode, so schrecklich sie auch die Krankheit verheert hatte.

— Siehst du, sagte der Priester zu Botvid, das wirklich Schöne, das ist nicht fürs Auge; die Liebe macht selbst den Greuel schön.

* * *

Die Pest war so spät im Herbst gekommen, daß die Kälte, die hereinbrach, ihr übermächtig wurde und sie im Keime erstickte. Sie pflückte einige Arbeiter am Schloßgebäude fort, aber sowohl Botvid wie der trauernde Vater blieben unberührt.

Botvid war nach Marias Tode und Giacomos Flucht schwermütig und grüblerisch geworden. Seine Arbeit erregte seinen Ekel; Satyrn und Nymphen, die er malen mußte, wurden Teufel, die mit dem Becher der Versuchung und der Sünde umherliefen und Menschen verlockten; sein Auge konnte nichts Schönes in einem liederlichen Greis mit Hörnern auf dem Kopfe, Bocksfüßen und Schwanz erblicken; sein frommer Sinn fühlte sich durchaus nicht erbaut davon, nackte Jünglinge und Weiber abzubilden; der Selbstbetrug, der von Giacomos Sophistereien nicht angefacht war, ließ ihn nicht länger Götter und Göttinnen sehen; etwas mehr als nackte Männer und Weiber wurden es nicht. Dies „etwas mehr", das Giacomo immer betont hatte, wurde für ihn nur ein Gedicht. Den reinen Eindruck, den der Marmor auf ihn machte, schrieb er dem klaren Blick der Vernunft zu, der sofort einsah, daß es Stein war und nicht Fleisch; daß die Begierde also entdeckte, daß hier nichts zu gewinnen sei. Es war also keine göttliche Eigenschaft, die der Künstler dem Stein gegeben hatte, sondern es war nur die Eigenschaft des Steins, Stein zu sein, welche die Lust entwaffnete.

Die neue Zeit, die er mit Jubel begrüßt hatte, fing an ihn weniger zufrieden zu stellen. Er vermißte Anbetung und Lobgesang bei dem umgebildeten Gottesdienst, wo man statt Gott zu verehren, auf Bänken saß und Zurechtweisungen vom Priester hinnahm, der hinaufstieg und im Namen Gottes sprach. Früher hatte man zu Gott gesprochen, jetzt

sprach man zum Priester. Es war jemand zwischen den Menschen und Gott getreten. Außerdem hielt man die Kirche an den Wochentagen geschlossen, gerade wenn man unter der Last der Arbeit am meisten nötig hatte, sich einen Augenblick loszureißen und sich in der Kirche zu erinnern, daß man nicht nur für diese Welt arbeite.

Ferner wurde sein Sinn davon verletzt, wenn er sah, wie alles Silber und Gold, alle kostbaren Meß- und Altardecken aus der Kirche ins Schloß gebracht wurden. Man war jetzt so weit gekommen, daß man einen Turm fertig hatte, in dem die Königlichen bereits angefangen hatten Gast zu sein. Und wenn sie herbeikamen, so war es aus mit dem Frieden. Der eine Aufzug folgte dem anderen, und bei endlosen Festen durchwachte und lärmte man die ganze Nacht. Das Volk fand Geschmack an Unwesen und Tand und wurde hochmütig und verdreht. Die Wälder hallten von Jäger-Hörnern und dem Hallo der Pferdeknechte wieder, Büchsen knallten und Peitschen klatschten; und abends, wo die vordem so friedvolle Bucht spiegelklar dalag, plätscherten Ruder und schmetterten Trompeten; Gesang und Laute, Becherklang und Jungfrauengelächter jagten die Enten aus dem Schilf und scheuchten die Möwen vom Fischen; und auf den Treppen des Schlosses klangen Sporen, rasselten Rüstungen und rauschten seidene Röcke. Als Botvid schließlich daran dachte, das Fischermädchen auf Hernö zu freien, war sie bereits von dem boshaften Herrn Samsing von Boxtadhöwde geschändet, der sie mit dem Eheversprechen verlockt hatte. Marias Frieden war aus; Botvid vermißte ihn, und wenn der Lärm ihm unleidlich wurde, ging er hinunter auf den Kirchhof. Da setzte er sich auf eine Bank neben dem Grabe des unglücklichen Mädchens. Aber der

Lärm der Feste verfolgte ihn. Da dachte er an das unterbrochene Gastmahl oben in dem alten Turm, und er erinnerte sich an ihren ersten Besuch, die umgestoßenen Gläser, den roten Fleck auf der Decke, die Maden in der Schüssel.

— Wir werden sehen, dachte er. Ein Fest kann nicht lange dauern.

* * *

Die Jahre vergingen. Das Schloß mit seinen runden Türmen war fertig und sah stolz über die Bucht hinaus, demütigte die kleine Kirche und zermalmte die kleinen Häuser, die sich in deren Schutz niedergelassen hatten. Die jungen Fürstensöhne waren aufgewachsen, und jetzt wurden die Feste noch zahlreicher und noch lärmender. Botvid wurde immer mißvergnügter mit sich selbst und seiner Arbeit. Jetzt mußte er zu Schauspielen während der Fastenzeit Schirme malen, Ehrenpforten bauen, Konterfeis von den Damen machen, was er alles für Tand und Flitter ansah. Aber nicht er allein war mißvergnügt. Das Neue, das man erhalten hatte, erregte allmählich Mißvergnügen in allen Gegenden des Landes; Smoländer, Dalmänner, Westgoten rührten sich, und bald arbeitete das Beil des Henkers gegen eigene Landsleute ebenso fleißig wie das des vertriebenen Dänen. Man wollte das Alte wieder haben und man erhielt — die Messe wieder. Die kostete nichts, und etwas mußte man geben als Ersatz für Gold und Silber. Botvid fühlte sich zum ersten Male wieder jung, als er in die Kirche ging und die alten Liedertöne von der Kindheit hörte und den schönen Geruch vom Weihrauch wahrnahm und die feinen Meßgewänder sah, welche die jungen Fürstinnen genäht hatten. Und die jungen Fürsten waren da und sie nahmen Weihwasser an

der Tür, und die Gemeinde weinte vor Freude, daß alles so war wie vordem. Aber der neue Priester, der die Reinigung in den Tagen der großen Worte mitgemacht hatte, wandte sich mit Gram von allem ab und glaubte, die Welt gehe rückwärts. Er traf Botvid zuweilen und gab dann sein Mißvergnügen zu erkennen.

— Ist es jetzt vielleicht besser als früher? konnte er sagen. Die Krone nahm der Kirche dreizehntausend Höfe, um die Not des Landes zu lindern, und dann nahm man Silber und Gold, denn die Kirche sollte arm sein. Aber doch ist die Krone in Not, aber doch haben wir drei Bischöfe in Upsala bekommen, drei im Stift von Linköping und zwei in dem von Strengnäs, wo man vorher einen an jedem Orte hatte. Man gibt mit der einen Hand und nimmt mit der anderen. Man nahm dem Brask Munkeboda, aber man gibt dem Erzbischof von Upsala, dem Schmiedejungen Laurentius Pederson, fünfzig Trabanten. Man schaffte den Ablaß ab, aber der König verkauft die Vergebung der Sünden an Olaus Pederson, der ihm nach dem Leben stand, für fünfhundert ungarische Gulden! Man schafft den Papst ab, weil man römische Gewalt nicht innerhalb der schwedischen Landesgrenzen duldet, aber man schickte nach dem Deutschen Georg Norman und läßt ihn der Kirche Gesetze stiften. Und wir gehen vorwärts, sagt man. Wie weit sind wir nicht vorwärts gegangen von der Frommheit der ersten Christen, deren Verachtung irdischer Güter, deren Haß gegen Unterdrücker, deren gegenseitigen Liebe! Jeder kleine Fortschritt, den wir machen, ist ja nur ein Schritt zurück zu dem ersten unschuldigen Zustand, den wir einst verlassen haben. Laß uns also zurückgehen, aber weit zurück, an Kloster und Heiligen und Papst vorbei, zurück zu den Zeiten der

Apostel, wo alle in der Liebe verbrüdert waren, wo es nichts zum Zanken gab und alle in einem Glauben, in einer Hoffnung einig waren! Laß uns wieder bis zu Christus zurückkehren, mit dem die Welt von neuem geboren wurde!

Eines Tages wurde Botvid zum Kirchenrat gerufen. Der alte Gewalttäter, der Bauernschinder und Notzüchtiger Herr Samsing von Boxtadhöwde war verschieden. Er hatte als freigebiger Mann von der Kirche einen Grabplatz in ihr gekauft; aber nun wollte der Rat, daß er auch ein würdiges Denkmal erhalte, und dies sollte Botvid in Marmor ausführen und er sollte das Bild des Verschiedenen darüber malen. Zum Grab hatte man die frühere Marienkapelle gewählt. Botvid war äußerst erregt und erinnerte an die groben Missetaten des Verschiedenen, erhielt aber zur Antwort: von den Toten müsse man nicht übel sprechen; worauf Botvid mit Heftigkeit erwiderte, die Handlungen des Toten sprächen selbst übel von ihm; Botvid glaube den Tempel des Herrn zu schänden, wenn er das Bild des Missetäters aufstellte, damit ihm eine allgemeine Ehre bezeigt werde, die im Laufe der Jahrhunderte in Verehrung übergehen werde; man habe eben den Glauben, man könne die Seligkeit kaufen, abgeschafft, aber lasse sie nun von Herrn Boktadhöwde kaufen. Darauf antwortete der Rat, indem er Botvid fragte, ob er einen versoffenen Torhüter und seine liederliche Tochter eher der Anbetung für wert halte als den Verschiedenen; worauf Botvid überhaupt nicht antworten konnte, sondern seiner Wege ging, damit andeutend, daß er den Auftrag nicht übernehme.

Die Sache schien abgetan zu sein, denn man hörte lange nichts mehr davon. Aber eines Tages, ein halbes Jahr später, saß Botvid auf der Bank, die er neben das Grab Marias hatte stellen lassen.

Es war ein Septembermorgen; der Nachtfrost hatte das rot und gelbe Ahornlaub geknickt, und wenn die Sonne darauf stach, löste es sich und fiel eins nach dem anderen auf den kleinen Grabhügel. Botvid saß lange da und sah zu, wie sie allmählich den grünen Rasen bedeckten; der Reiffrost schmolz vor der Sonne und fiel wie schwere Tränen auf das Laub; eine schlaftrunkene Biene durchforschte die Kelche der wenigen Herbstblumen, welche die Verwüstung der Nacht überlebt hatten, und ein Baumläufer durchsuchte die Rinde nach einigen versteckten Raupen. Es war still und ruhig ringsherum in der Gegend, und die Bucht lag spiegelklar da. Aber aus der Ferne von den Fjärden hörte man den dumpfen Laut von schweren Ruderschlägen. Botvid wurde aus seinen Gedanken dadurch geweckt, daß jemand hinter ihm den Ton eines Liedes pfiff. Alte Erinnerungen erwachten und er suchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was es für ein Lied war und welche Worte es barg. Da hörte er dicht an seinem Ohr eine Stimme, die sang: ‚Wachet auf, alle redlichen Knechte!‘ und vor ihm stand Giacomo. Er war fetter als vorher, sein Gesicht war rot und seine Augenbrauen waren ergraut.

— Friede und Gesundheit, alter Junge, fing er an, als er Botvids Hand nahm. Du stehst dich noch gut mit dem Kirchhof. Viele Jahre ist es her, seit wir uns trafen, viel ist seitdem geschehen, aber du bist dir gleich geblieben. Was tust du hier unter den Gräbern?

Botvid zeigte auf das kleine Kreuz.

— Wer liegt da? fragte Giacomo, ohne zu blinzeln.

— Maria, antwortete Botvid, ohne Giacomo aus den Augen zu lassen.

— Welche Maria? Es gibt so viele mit dem Namen! Ich erinnere mich, die des Torhüters! Das war ein feines Mädchen; aber ein trauriges Ende. Sie liegt also hier! Gottes Frieden über dich! Ich soll auch zu dem Grabe eines Herrn, der Oxtadhöwde oder so genannt wird. Es soll ein Schelm gewesen sein, sagt man, aber was geht das mich an? Er hatte einen prächtigen Kopf, wohl etwas wenig Haar, aber das kann man auflegen!

— Du verehrst noch das Schöne? fragte Botvid, bei dem die Jahre den Haß fortgebrannt hatten, den er einst gegen Giacomo gehegt.

— Ich verehre nichts! antwortete dieser. Ich lebe, weil ich geboren bin, und ich lebe am liebsten gut. Das Leben ist ja schwer genug, ohne daß man es schlimmer zu machen braucht. Erinnerst du dich an das, was ich dir einst sagte: die Welt geht nicht vorwärts, sie geht in Kreisen! Alles ist vergänglich! Dieses Mädchen, das ich liebte, ja, es ist fort! Kann ich dafür, daß ich so geschaffen bin, daß dieses Grab, das sie birgt, in diesem Augenblick für mich nur ein Erdhügel, etwas Gras und zwei gekreuzte Holzstücke ist? Die Gefühle wachsen wie Haar und Bart, bis sie ergrauen und dünn werden oder ausfallen. Das ist nun einmal so, und da kann der Teufel nichts ändern! Sprich zu ihm oder zu denen, die es so eingerichtet haben! Heute soll es mit Hangen und Bangen gehen, morgen soll es in Saus und Braus gehen; nur Veränderung, Abwechlung will man haben, einerlei ob es besser oder schlechter ist; was gestern gut war, ist morgen schlecht, und übermorgen ist es wieder gut. Essen und gegessen werden! Da hast du die Antwort auf die Rätsel des Lebens! Lebwohl, auf Wiedersehen! Jetzt gehe ich in die Kirche und rüste das alte Aas auf, das in den

Himmel ging mit allen Todsünden in der einen Hand und dem Geldbeutel in der anderen!

Botvid blieb wieder allein. Giacomo war wie eine Offenbarung für ihn gewesen: er hatte wieder seine verborgenen Gedanken ausgesprochen, denn Giacomo hatte die kraftvolle erzeugende Natur, während Botvid unfruchtbar war. Er fühlte, daß er ein neues Stück Weges zurückgelegt hatte und nicht weiter kommen könne. Das Leben stand vor ihm, als bringe es nur eine Pflicht mit, eine Aufgabe, nämlich die, erhalten zu werden. Es war wieder ein solcher Kreislauf, in dem der Gedanke lief, bis er, von Schwindel betäubt, niederfiel. Essen und gegessen werden. Leben um zu leben, sterben, wenn man mußte. Nichts weiter! Darauf kam dann der Harm über alle verlorene Arbeit, alle vergeblichen Mühen, alle Opferwilligkeit, alle Hingebung. Wie die Erde ihren ewigen Kreislauf um die Sonne lief, ohne eine andere als die stets wiederkehrende Wandlung von Jahreszeiten und Tag-und-Nacht, so würde auch die Welt den ihren laufen; ewig Neues, aber ewig wieder beginnen, und alles Neue war nur Altes aufnehmen.

Botvid war aus jugendlichen Irrtümern geweckt worden, hatte über das Neue gejubelt und das Alte niedergerissen; und dann kam das Alte wieder, aber es befriedigte nicht mehr; die Gebete feuerten nicht mehr an wie früher, der Weihrauch duftete nicht wie in der Jugend; der Kummer konnte ihm nicht einmal die frischen Wunden wie früher zufügen, welche bluteten und heilten; jetzt faulten sie und bildeten einen Brand; die Freude konnte ihm nicht das Blut in die Wangen jagen, denn wenn sie einmal kam, empfing er sie mit derselben Kälte wie einen Freund, auf den man zu lange hat warten müssen. Blieb nur eine Pflicht, ein Ziel übrig: das Leben

zu erhalten; aber das war eine schwere Pflicht, denn er achtete das Leben für nichts. Sein Friede war aus, denn seine Seele war in zwei gespalten, die in ewiger Fehde lagen; er war der Sohn von zwei Zeiträumen, und das gab ihm zwei Gesichtspunkte für die Dinge, den des Mönches und den des Satyrs: er konnte noch von etwas Schönem, Großem, Gutem hingerissen werden, aber dann kam sofort das Lächeln des Zweifels und löste alles auf. Seine beiden Augen, pflegte er zu sagen, zogen nicht mehr gleichmäßig; das eine sah die Vorderseite der Sache, das andere ihre Hinterseite; aber darum konnte er auch nicht einen festen Blick aufs Leben bekommen, der ihn zu einem Ziele zu führen vermochte.

Da saß er nun in der Tag-und-Nachtgleiche seines Mannesalters und sah den Herbst bereits gekommen. Darum liebte er den Kirchhof und die stille Arbeit des Herbstes am Vergehen.

Giacomo war in die Kirche gegangen, hatte ein Fenster geöffnet und stand nun da und betrachtete Botvid am Grabe. — Der hat nicht für sich gesorgt, und darum ist er ohne etwas, dachte er für sich und pfiff, daß es in der Kirche klang.

— Hör mal, Botvid, rief er nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, erinnerst du dich der verständigen Worte des Sekretärs an die Aderlaßgesellschaft, die hier gehaust hat?

— Nein, antwortete Botvid, und konnte nicht ein Grauen überwinden, als er Giacomos Faungesicht im Kirchenfenster und hinter ihm den schwarzen Christus am Kreuz sah.

— Essen wir, trinken wir und seien wir froh, denn morgen müssen wir sterben! — Hei, du alter Narr!

Klang! war von einem Baumwipfel zu hören. Es pfiff in der Luft; Giacomo stürzte nach hinten

über und verschwand aus dem Fenster. Botvid sprang auf und eilte in die Kirche hinein; da fand er Giacomo am Boden, wo er sich wie ein zertretener Wurm wand und sich vergebens bemühte, sich einen Pfeil mit eisernem Schaft aus dem linken Auge zu ziehen.

Botvid warf sich nieder und untersuchte die Wunde; als er sah, daß alle Hilfe vergebens war, und daß der Pfeil nicht herausgezogen werden konnte, faßte er Giacomos Hände und hielt sie fest, daß er sich nicht selbst schade; darauf beugte er sich nieder und flüsterte ihm ins Ohr: Bist du bereit zu sterben?

Giacomo schlug sein einziges Auge auf, starrte Botvid an und sagte mit leiser aber fester Stimme:

— Sterben! Soll ich sterben? Ja, gern! — Er streckte sich so lang aus, wie er war, und schien auf etwas zu warten; darauf fing er wieder an: — Es war wohl die Rache des Alten, die den Bogen hielt? — Sterben? Nun gut! — Jetzt erfahre ich alles, Botvid, alles, was wir hier nicht erfuhren. Und ich werde eines Nachts zu dir hinunterkommen, wenn du auf dem Kirchhof sitzest, und dann werde ich dir das Geheimnis des Himmels schenken. Gott, Zeus, oder wie du heißest, ich werde es aus deinem Himmel reißen, ich werde es stehlen, wie Prometheus das Feuer stahl, wenn ich auch über zehn Morgen Land gereckt und von Geiern zerhackt werden soll! Neidische Götter, ihr verbindet den Menschen die Augen und laßt sie ins Gewimmel hinaus! Da sitzet ihr und lächelt über die Toren, wenn sie mit ihren Köpfen zusammenstoßen! Ihr gebt den Menschen Triebe, stark wie die Frühlingsflut! Ihr reißt die Deichschleusen auf und sagt zum Flusse: halt! was sind das für Possen! Ihr gebt uns Fleisch, das vor

Lebenslust zittert, und ihr sagt zum Fleisch: stirb! Siehst du irgendeine Vernunft darin, Botvid?

Er machte eine Anstrengung mit den Augen, als suche er eine Dunkelheit zu durchdringen, aber der Pfeil schnitt dabei tiefer ins Auge ein, so daß sein Körper vor Schmerz sich um sich selbst wand! Da stöhnte er!

— Bete, Botvid! Bete für mich!

Nachdem aber der Schmerz vergangen war, fügte er hinzu:

— Höre nicht darauf, wenn meine Zunge dumm spricht! Siehst du, es sitzt alter Staub noch in den Winkeln des Gedächtnisses, und wenn die Qual kommt, wird der aufgerührt, aber es bedeutet nichts! Meine Seele ist nicht schwach, aber mein starker, herrlicher Körper ist es! Siehst du, wie er sich windet; nicht ich winde mich! Mein linkes Auge sieht ein Feuer, das meinen Kopf verbrennt! — Jesus Christus, erbarme dich! — Gieß Wasser auf den Pfeil, Botvid; er ist glühend! Höllischer Alte, daß er so nachtragend sein konnte! — Warum hältst du meine Hände? Du willst dich auch rächen, daß ich sie dir nahm! — Ich nahm deinen Glauben auch, Botvid! Der war also nicht viel wert! Laß mich, zum Teufel noch einmal!

Er riß seine Hände los, zog den Pfeil heraus, wandte sich einige Male herum und wurde starr. Botvid blieb eine Weile bei der Leiche. Da lag der kraftvolle Menschenkörper so schlaff und elend, und eine Blutlache an seiner linken Seite spiegelte das hohe, sonnenbeleuchtete Kirchenfenster und den tiefblauen Herbsthimmel, der durch die geöffnete Raute schien.

Botvid machte das Zeichen des Kreuzes über den Toten, fiel auf die Knie und sprach ein kurzes Gebet.

Darauf ging er hinaus, um zu verkünden, was geschehen war. Es erregte weiter kein Aufsehen.

Acht Tage später packte er sein Ränzel und fuhr mit einem Holzkahn nach Stockholm, um von dort die Reise nach dem schwäbischen Lande in Deutschland fortzusetzen, wo er beabsichtigte, in ein der Jungfrau Maria geheiligtes Karthäuserkloster einzutreten.

* * *

Die Jahre rollen ihren Lauf, Frühling wird Sommer, Sommer wird Herbst, Herbst wird Winter und Winter wird wieder Frühling. In der alten Marienkirche an der ruhigen Bucht von Gripsholm ist wieder Friede. Der schwarze Holzchristus hängt noch wie früher da, aber er hat vornehme Gesellschaft erhalten, er der im Leben nur schlechte suchte. Herrn Samsing von Boxtadhöwdes Wappen und Bild sitzt auf seiner rechten Seite, mit der Unterschrift: „Der Herr kennt die Seinen. Friede dem, der sein Heiligtum rettete." Und auf seiner linken Seite hängt das Bild des großmächtigsten und allergnädigsten Königs Johan des Dritten mit der Unterschrift: „Dem Wiederhersteller der wahren Glaubenslehre. Selig sind, die glauben."

Aber unten auf der Bucht kommt eine schwarze Galeere, von zwölf bewaffneten Ruderern gerudert; die Segel hängen wie Trauerfahnen um Masten und Rahen; auf dem Achterdeck sitzt der Königssohn, der Königsbruder, der vorige König, gefesselt, und blickt mit Harm und Beben zu der hohen Burg hinauf, wo er die frohen Spiele seiner Jugend gespielt und die starken Träume seiner Jugend geträumt, derselben Burg, die ihren Stein von einem Gefängnisse nahm, um ein anderes zu bauen.

Es rasselt und klirrt von Harnischen und Hauben, es spritzt am Kiel und es knackt in den Ruderdullen. Der Fischer im Eichstock legt bei und entblößt den Kopf, denn er sieht, daß es ein Königlicher ist. Aber die alten Möwen, die noch leben, fliegen erschrocken auf und spähen und spähen, ob das große Boot Fisch geladen hat, aber sie sehen nur blankes Volk, das Eisenkleider und Fischgabelstacheln hat; und nun wird eine Trommel gerührt, die rollt und grollt wie der Donner selbst, und da wissen die Möwen, daß es Zeit ist zu fliehen, denn bald wird das schwarze Boot Rauch und Flammen speien; und sie legen ihre gelben Beine unter den Sterz und fliehen auf die Fjärde hinaus und den ‚Strom' hinunter nach der großen Stadt.

Dort ist alles neu! Neue Türme mit neuen Gittern, neuer König und neue Herren, neue Ehrenpforten und neue Galgen, und ganz neues Blut rinnt aus den Rinnsteinen in den Strom, wo Stinte und Blecken in das frische Wasser niedertauchen. Die Menschen tragen wieder neue Kleider und haben neue Gesichter, sehen aber nicht froh über ihre neuen Kleider aus; sie tragen hohe Kragen, als fürchteten sie für ihren Hals, und sie tragen Mäntel auf beiden Achseln der Sicherheit wegen, denn es wehen immer neue Winde. Aber oben auf der Schloßterrasse sitzt der neue König mit seinem neuen Rat; und sie trinken alten Rheinwein aus alten goldenen Bechern, und sie trinken auf die neuen Ehrenpforten und die neuen Galgen, und sie finden, daß alles sehr gut ist. Aber das finden die Möwen nicht, denn der Fisch ist vor all dem Neuen geflohen, und darum fliehen die Möwen auch zu den Schären aufs Meer hinaus. Da ist es ruhig und still und da ist sich alles gleich, und das können die Möwen besser leiden als alles andere.

PAUL UND PETER

I.

Die Weihnachtsnacht ruht bitterkalt und totenstill auf der Hauptstadt, alles Leben ist wie erfroren, so daß der Wind selbst sich still verhält und die Sterne wie kleine Feuer flackern, um sich am Leben zu erhalten. Ein einsamer Nachtwächter läuft über die Straße, damit ihm nicht die Füße erfrieren, und es knackt in den alten Holzhäusern, wenn die Balken zusammenkriechen.

Droben in der Wohnung des Kaufmanns Paul Hörning in der Drachenturmgasse ist die Hausmutter aufgestanden, aber sie wagt nicht das Licht im Leuchter oder das Feuer im Herd anzuzünden, denn es hat noch nicht „Wartung und Wachen" geläutet; doch sie erwartet jeden Augenblick die kleine Frühglocke in der Stadtkirche zu hören, denn sie fühlt, daß die Zeit um vier herum ist, und das ganze Haus soll zur Weihnachtsfrühmesse nach Sponga und muß vorher etwas Warmes zu sich nehmen. Sie sucht ihre Feiertagskleider hervor, die sie auf einen Stuhl gelegt hat, und rüstet sich im Dunkeln, so gut sie kann.

Als aber das Warten ihr zu lang und die Dunkelheit lästig wird, zündet sie eine Hornlaterne an, sich darauf verlassend, daß die Wächter den Weihnachtsfrieden ehren und keinen Lärm schlagen werden, und schleicht nun in den niedrigen kleinen Zimmern umher. Vater schläft noch mit halbem Auge, und klein Sven ist weit fort im Land der

Träume, obgleich er mit dem Kopf auf einem hölzernen Pferde liegt und einen Federball in der Hand hält. Karen, die im Herbst konfirmiert wurde, schläft auch hinter dem Vorhang und hat ihre neue Sammetjacke und ihr Halsband aus böhmischem Kristall auf den Bettpfosten gehängt. Der Weihnachtsbaum, mit seinen roten Äpfeln und spanischen Nüssen, wirft seinen langen zottigen Schatten auf alles, und macht, daß es in der Halbdämmerung unheimlich aussieht.

Aber die Mutter geht in die Küche hinaus und weckt Lisa im Verschlage, und die stürzt auf wie ein Ungewitter und steckt den eisernen Leuchter an, denn ihr ist nicht bange, mit Nachtwächter Truls ist sie gut Freund, und außerdem liegt die Küche nach der Hofseite. Und dann klopft Mutter mit dem Besenstiel ans Dach für Olle, den Ladenburschen, der oben in der Dachkammer schläft, und Olle antwortet mit seinem Stiefel, der drei Male verständnisvoll aufschlägt.

Und dann geht sie wieder in die Schlafstube und näht an Vaters gestärktem und feingeplättetem Feiertagshemd mit steifem Kragen ein Heftel fest, und dann nimmt sie aus dem großen eichenen Schrank die roten Strümpfe des kleinen Sven und hält sie gegen das Licht, und dann tut sie hier etwas und da etwas. Und dann weckt sie Karen, die zwei kleine frischgebadete Füße in Strohpantoffel steckt und sich hinter dem Vorhang anzukleiden beginnt, denn man wohnt sehr eng. Und jetzt erwacht Sven, der von dem hölzernen Pferde ein rotes Mal auf der Wange hat, und er fängt sofort an den Federball zu werfen, der über den Vorhang fliegt und sofort wieder zurückkommt, aber Vater an der Nase trifft, so daß der auch erwacht und ein freundliches „Gottesfrieden“ und „Fröhliche Weihnacht“ aus sei-

nem großen Bette grunzt, das wie ein kleines Haus gebaut ist.

Und dann will Brüderchen hinter den Vorhang laufen und Schwesters Weihnachtsgeschenke ansehen, aber da schreit Schwester und sagt, das ginge nicht, denn sie sei gerade dabei sich zu waschen.

Aber jetzt läutet die Stadtkirche Frühmesse, und da sagen alle „Gottesfrieden“, und Mutter steckt den Armleuchter in der großen Kammer an, und Sven kommt heraus und setzt sich, nur mit dem Hemd bekleidet, unter den Weihnachtsbaum und will sich und den anderen weismachen, daß er draußen im Walde sei; und dann nagt er im Handumdrehen an einem Apfel, auf der Rückseite, damit es nicht gesehen werden soll, aber der Apfel kreiselt an einem Draht herum, und dann kommt Mutter und sagt, sie werde ihn auf den Hinteren hauen, wenn er nicht sofort ginge und sich ankleide.

Aber Lisa macht im Herde Feuer, so daß die Flamme im Schornstein braust, und dann setzt sie den Milchkessel auf; Mutter breitet eine Decke über den großen Eßtisch in der Wohnstube und stellt die Näpfe darauf; aber auf Vaters Platz setzt sie die blankgescheuerte silberne Kanne; und dann kräuselt sie Butter in der Dose und schneidet vom Weihnachtsstullen und Schinken auf, denn man muß einen Bissen im Leibe haben, ehe man in die Frühe hinausfährt.

Olle ist eine gute Weile auf den Beinen gewesen und in den Stall gegangen, hat den Knecht aufgeweckt und die Füchse gestriegelt; der Schlitten wird aus dem Schuppen gezogen und die Fußdecken gegeklopft; bald steht das Fuhrwerk in der Gasse und Olle steckt die Fackeln an, welche die Hauswände wie eine Feuersbrunst erleuchten. Jöns knallt mit der Peitsche, um zu verkünden, daß angespannt ist,

und die Füchse schnauben und scharren mit den Hufen, um ihre Ungeduld zu äußern.

Oben beim Kaufmann läuft man durcheinander, um die Überkleider zu suchen; Pelze und Kapuzen, Lappenschuhe und Müffchen werden angezogen, und Karen, die zuerst fertig ist, kann hinuntergehen und Olle und Jöns einen Trunk Warmbier anbieten. Als Vater angekleidet ist, nimmt er schon im Pelz ein Glas vom französischen Glühwein zu sich und geht. Mutter schließt alles ab und kommt mit Sven und Lisa nach, und so ist man wohlbehalten draußen auf der Gasse.

Es ist ein gewaltiger Schlitten, geräumig wie eine Schute, mit drei Stühlen; auf den ersten setzen sich Vater und Mutter und klein Sven, auf den zweiten Karen und Olle und ganz hinten Lisa und Jöns mit den Fackeln. Vater setzt sich zuletzt, denn er muß sehen, ob die Pferde scharf beschlagen sind, ob das Kopfzeug und die Sielen ordentlich sitzen; dann steigt er auf, daß es im Korbe kracht. Er faßt die Zügel, fragt noch einmal, ob nichts vergessen ist; knallt mit der Peitsche, nickt zu den Fenstern seines alten Holzhauses hinauf und dann geht's los!

Zuerst hinauf zum Großmarkt, wo man sich sammelt, gute Freunde aus der pferdebesitzenden Bürgerschaft Stockholms. Und da hocken sie bereits in ihren Schlitten, dicke Brauer und schmale Bäcker, und der ganze Markt ist durch ihre rauchenden Fackeln erleuchtet. Klatsch! Die Schellen erklingen und jetzt setzt sich der Zug in Bewegung den Abhang hinunter und zum nördlichen Stadttor hinaus.

* * *

— Ich frage mich gerade, wie Bruder Peter uns dieses Jahr aufnehmen wird! sagt Vater Paul zu seiner Alten, als es ein wenig ruhig in den Gliedern geworden ist.

— Wie so? meint Mutter, etwas unruhig.

— O, versteht sich, einen Grund hat er nicht, aber ich glaube, ich habe ihn im vorigen Jahr mit dem Salz zu sehr gereizt, und seitdem ist er etwas spröde gewesen, wie ich bemerkt habe.

— Nun, wenn es so wäre, so wird er es wohl nicht zeigen; ihr beiden trefft euch nicht so oft, und obwohl ihr keine rechten Brüder seid, habt ihr euch doch für solche gehalten.

— Aber Mats ist sehr nachtragend, und kommt ein Härlein in die Milch, so wird es wohl kaum etwas zwischen Karen und Mats werden. Werden sehen! Werden sehen!

Klein Sven sitzt unten im Stroh und hält die Zügelenden im Glauben, daß er fährt. Olle, der Ladenbursche, sucht mit Karen in ein zärtliches Gespräch zu kommen, aber sie hat ihre Gedanken anderswo und antwortet nichts; aber Lisa läßt den Nachbar ihre Hand in seinen großen Handschuh stecken und zuweilen hilft sie ihm die Fackel halten, wenn ihm die Faust friert.

Hinaus geht es unterhalb des Brunkebergrückens über das Moor und auf die Straße nach Upsala, und bald sieht man zwischen den Kiefern die Lichter der Kirche von Solna in dem dunklen Wintermorgen glimmen.

Hier trennt sich Kaufmann Paul von den anderen Bürgern, die dort bleiben, denn er will auf die Straße nach Westeros, die nach Sponga führt. Und bald kann sich klein Sven über die großen Weihnachtsbäume auf beiden Seiten des Weges wundern, die dann und wann von der Fackel erleuchtet

werden und gleich wieder sich im Dunkel verstecken; und er glaubt die Kobolde hinter den Baumstämmen stehen und mit ihren roten Mützen winken zu sehen, aber Vater sagt ihm, daß es nur der rote Feuerschein sei, der fliegt und rennt, denn Vater ist ein aufgeklärter Städter, der nicht mehr an Kobolde glaubt; und Sven meint, daß die großen Weihnachtsbäume neben dem Schlitten herlaufen und die Sterne über ihren Wipfeln tanzen, aber da sagt Mutter, Gott wohne in den Sternen und sie tanzten heute aus Freude darüber, daß das Jesuskind geboren sei, und das versteht Sven gut.

Jetzt dröhnt es unter den Pferdehufen und man fährt über eine Brücke, der Wald lichtet sich, die Ebene weitet sich und kleine Hügel mit Birkenhagen liegen hier und dort. Jetzt erglänzt ein Licht aus einem Hüttenfenster, jetzt sieht man eine Fackel dahineilen, und in der Ferne über der Ebene steht der Morgenstern und strahlt so groß und schön. Olle, der Ladenbursche, erzählt Karen, es sei eben der Stern gewesen, der die Hirten nach Bethlehem geführt habe; aber das weiß Karen selbst, denn in der Handelsstadt weiß man alles, und Olle ist vom Lande.

Der Weg biegt zum letzten Male um, und durch die langen Gerten der entlaubten Linden ist die Kirche in all ihrem Glanz zu sehen. Auf dem Kirchwall hat man die Fackeln zu einem großen Feuerstoß zusammengeworfen, bei dem sich die Kutscher wärmen, nachdem sie die Pferde in den Kirchstall gebracht haben. Vater Paul klatscht mit der Peitsche und fährt mit einer stattlichen Luv um den Feuerstoß vor und läßt die Füchse sich vor den bewundernden Bauern bäumen.

An der Kirchentür trifft man Peter und seine Alte und seinen langen Jungen; und man umarmt einander und wünscht sich „Fröhliche Weihnacht“

und fragt nach der Gesundheit. Und nachdem man von diesem und jenem geschwatzt, läuten die Glocken zum zweiten Male, und dann geht man in die Kirche. Und da ist es kalt, als säße man in der See, aber das fühlt man nicht, denn man friert in guter Gesellschaft, und übrigens hält man sich warm bei der Predigt und dem Gesange, und die Jungen haben so viel anzusehen und sie gehen umher und begrüßen sich gegenseitig, und sie können nicht genug die vielen Lichter beschauen.

Und wie endlich der Frühgottesdienst zu Ende ist und man wieder hinaus auf die Höhe kommt, da sind die Sterne erloschen, aber im Osten ist der Himmel rotgelb wie ein reifer Sommerapfel, und so trabt man mit raschen Schritten heim zu Bruder Peter.

* * *

Ein Steinwurf von der Kirche liegt des Zinsbauern Peter Matsson große Hütte mit Hinterhaus, Herberge und Schlafkammern auf dem Boden. Am Gatterpfahl sitzt eine ungedroschene Korngarbe, auf der sich die Spatzen bereits niedergelassen haben und Weihnachten feiern; an der Haustür stehen zwei Fichten, die im Reiffrost funkeln. Peter stellt sich in die Haustür und heißt seinen Pflegebruder und seine Schwägerin mit Angehörigen willkommen. Darauf tritt man ins Haus ein und zieht die Pelze aus.

Mutter, die vorausgegangen war, steht am Herde und wärmt Bier; der Sohn Mats hilft Karen aus dem Pelze und Sven rollt sich bereits in dem Weihnachtsstroh, das den Boden eine halbe Elle hoch bedeckt. Kaufmann Paul und seine Alte werden auf die Bank hinaufgeführt, und nehmen Platz unter den blauen und roten Behängen, die Christi Einzug in Jerusalem

und die drei Weisen darstellen; aber Vater Peter setzt sich selbst auf die Hochbank.

Der lange Tisch bietet einen stattlichen Anblick, denn da ist nicht ein Fleck so groß wie eine Hand, wo nicht eine Schüssel oder eine Schale steht; es ist aufgetischt für die ganzen Weihnachten und alles Essen, das es im Hause gibt, ist vorgesetzt; ein ganzer Schweinekopf grinst auf einer rot bemalten Holzschüssel mitten in den Herrlichkeiten von Sülze, Zungen, Braten und Brüsten; gesalzener Fisch und gedörrter Fisch, Butterdosen und Pfundbrote, Kuchen und Hippen; Henkelkrüge aus duftenden Wacholderdauben mit schäumendem Weihnachtsbier.

Die Morgenröte scheint auf die befrorenen kleinen grünen Fenster, und es sieht aus, als ob draußen Sommer wäre, aber drinnen verbreitet das große Herdfeuer seine schöne Wärme. Jetzt nimmt Vater sein Taschenmesser und schneidet Scheiben von den Broten und schmiert mit dem Daumen ein gewaltiges Butterbrot, seine Gäste auffordernd, dem Beispiel zu folgen. Und wie das warme Bier getrunken ist, eröffnet der wortkarge Vater Peter das Gespräch, denn Paul ist ein wenig verlegen gewesen, wie er anfangen soll.

— Gute Bahn von der Stadt oder nicht?

— Klingend, antwortet Paul. Die Füchse laufen aber auch wie der Blitz!

Aber Peter liebt die Stadtfüchse nicht und tut immer, als sehe er sie nicht, wenn Paul mit ihnen Staat macht.

— Guter Kauf in Korn zu Weihnachten? fährt er fort.

— Der Preis ist niedrig, denn diese verteufelten Livländer hatten eine feine Ernte im Herbst.

— Und die gönnst du ihnen nicht! Fluche nicht dem Jahreswuchs, Bruder; du weißt nicht, was du

für ein Ende nimmst. Je mehr einer über die Ziege flucht, desto besser gedeiht sie!

— Aber ich muß doch auch leben!

— Pflüge, hacke und säe, so wirst du ernten!

— Sind wir jetzt wieder da?

— Ja, da sind wir immer! Der Priester liest in der Kirche und bittet Gott um guten Jahreswuchs, und der Handelstadtmann brummt, wenn Gott gutes Wachstum gibt! Pfui Teufel, solche Leute, die von der Not der anderen leben wollen!

Paul wollte antworten, aber jetzt kamen die beiden Mütter dazwischen und bettelten um des Himmelswillen um Weihnachtsfrieden.

Die beiden Widersacher schwiegen und warfen böse Blicke auf einander. Aber Mats und Karen tranken an derselben Ecke aus derselben Kanne und die beiden alten Frauen sahen einander schmunzelnd an.

— Gib mir das Salzfaß! sagte Peter und streckte den Arm aus. Mats reichte dem Vater das Salz, aber verstreute dabei etwas auf der Decke.

— Halt haus mit der Gottesgabe, sagte Peter, das Salz ist sehr teuer.

Paul fühlte den Stich, aber schwieg. Neue Stoffe wurden von den alten Frauen aufgenommen, und das Unwetter wurde abgelenkt.

Als man fertig gegessen hatte, gingen Paul und Peter hinaus, um frische Luft zu schöpfen und nach Acker und Vieh zu sehen. Sie fingen an mit einem Besuch im Viehstall.

— Was gibst du mir für den hier? fragte Peter und zog den Stier am Schwanz, so daß er stallte.

— Wenn du ihn zum Ochsen machst und im Frühjahr mit ihm zur Stadt kommst, wirst du's erfahren.

— Es ist kein Haken für die Sau im Erbsenfelde, aber zur Stadt kommt mein Ochse nicht!

— Werden sehen, sagte Paul.

— Was werden wir sehen? fragte Peter und legte den Kopf auf die Seite. Ich kenne wohl eure Kniffe, aber wenn die Sau auch die Schnauze durch den Zaun gekriegt hat, so ist damit nicht gesagt, daß der Steiß so bald nachkommt.

— Werden sehen, werden sehen!

Peter wollte nicht mehr fragen. Sie gingen weiter und kamen in den Stall.

— Was gibst du mir für den hier? fragte Peter und hob das Hinterbein des schwarzen Hengstes. Zehn Viertel bis zum Rückgrat.

— Mein linker Fuchs ist elf und der rechte ist zehnundeinhalb, sagte Paul.

Das hörte Peter nicht, sondern er öffnete das Maul des Hengstes, um dessen schöne Zähne zu zeigen.

— Das ist ein Schaf von Pferd, sagte Paul. Das solltest du beim Fuchs machen, und du würdest nie mehr einen Kuckuck hören.

— Jeder spricht zu seinesgleichen, sagte der Müller und sprach zur Sau.

Das Gespräch kam nicht in Fluß. Man sah die Schafe an, man sah die Ferkel an, aber Pauls Teilnahme klang entweder so gekünstelt, oder es kamen die Füchse, die im Kirchstall standen, dazwischen und wirkten störend. Schließlich war man wieder draußen in der frischen Luft und unternahm einen Ausflug auf die Felder. Der Schnee verhinderte jede nähere Auslassung über die Saat, aber Peter zeigte, wo die Herbstsaat stand, wo die Frühlingssaat stehen sollte und wo die Brache lag. Und dann mußte man das Brauholz befühlen, ob es trocken war, und die Strohmiete angucken, ob sie feucht war; und darauf

nachsehen, ob die Bienen in ihren Löchern froren und ob die Gänse es zu warm in ihrem Stalle hatten.

Während der Zeit war es Vormittag geworden, und es läutete bald zur Hochmesse. Und da ging man wieder in die Kirche und hielt ein Mittagsschläfchen, und ging dann nach Hause, um zu essen. Und man aß drei Stunden, und dann feierte man Dämmerung. Die Alten lagen auf ihrer Bank und nickten; die alten Frauen saßen am Herd, dessen Glut so stark war, daß sie die Dämmerung aufhielt und es nicht dunkel werden ließ, und plauderten vom Weben und Backen. Mats und Karen hatten auf einem Kasten Platz genommen und flüsterten von ihren Angelegenheiten. Olle der Ladenbursche hatte Lisa umgefaßt, und Jöns die Magd des Hauses, und sie saßen auf dem Boden und rieten Rätsel, deren Lösung dem kleinen Sven viel Mühe machte.

Aber die Glut im Herde wurde immer schläfriger, das Gespräch dumpfer; die Alten schnarchten und gaben Laute von sich wie Bremsen in einer Holzkanne; die Frauen nickten und Mats und Karen schmiegten sich dichter an einander; die Knechte und Mägde wurden auch still und bald befand sich das ganze Haus in einem gemeinschaftlichen Mittagsschlummer.

* * *

Die Mutter des Hauses erwachte zuerst, und da war es ganz dunkel; sie blies das Feuer im Herd an und machte Licht; die Alten erwachten so allmählich, und es kam Bewegung in die Stube. Jungen, Mädchen und Frauen setzten sich ins Weihnachtsstroh an den Herd, um Nüsse zu knacken und Märchen zu erzählen. Vater Paul holte ein Fäßchen

spanischen Wein, an dem er und Peter sich unter Gespräch und Kartenspiel gütlich tun wollten, um den langen Winterabend zu vertreiben. Als sie ihre Becher gefüllt und sich zugetrunken hatten, wobei Peter bemerkte, daß der Wein ihm zu süß sei, tat Paul kühn einen Griff in die Faden des Gesprächs, um sie in Ordnung zu bringen, und begann:

— Nun, Bruder Peter, willst du jetzt ein Wort wechseln über das Bewußte, so zieh den Stöpsel heraus und laß es laufen.

— Das dünkt mich gut, sagte Peter, aber ich habe immer gemeint, wenn der rechte Abraham kommt, so tanzt Sarah. Gut! Was gibst du deinem Jungen mit?

— Ebenso viel wie du deinem Mädchen.

Peter kratzte sich den Kopf.

— Es kommt darauf an, was es dieses Jahr für ein Jahr wird. Die Aussteuer läuft ins Geld, und habe ich Fehljahr, so gibt es kein Geld, und man weiß nicht, wie es gehen wird, denn der Schnee kam im Herbst auf die Saat, als der Acker feucht war.

— Ganz, ganz wie bei mir, sagte Paul. Wir lassen es also bis zum Herbst anstehen, und wenn wir beide gleichviel aufbringen können, so legen wir mit dem Orgelwerk los, wie der Küster sagt, und ist das Glück uns hold, so kalbt bald sowohl Ochse wie Kuh!

— Gut, gut! Und jetzt ruht die Sache; der Junge und das Mädchen müssen warten, bis der Acker in Ähren steht.

Und nun setzten sie sich hin, um zu trinken, aber die Jugend hatte das Stroh fortgerafft und setzte sich in einen Kreis, um „Schuhe zu stibitzen".

Paul und Peter saßen eine Weile still da und sahen dem Spiele zu; schließlich wurde Paul durch

das Trinken ermuntert und fühlte eine starke Versuchung, ein lebhafteres Gespräch in Gang zu bringen, und er wußte wohl, an welchem Ende er anfangen sollte.

* *
*

— Nun, du Peter, nahm er den Faden wieder auf, kommst du diesen Winter in die Stadt?

Peter grinste wie ein böser Hund, guckte Paul an, ob er es ernst meine, und sagte:

— Nein, das tue ich wohl nicht!

— Noch ebenso böse auf die Stadt wie vor zehn Jahren? Was! Kannst sie nicht sehen durch sieben alte Pfahlzäune?

— Ich will sie nicht geschenkt haben, wenn du sie mir nachwirfst! Brauch sie durchaus nicht, aber sie kann nicht leben ohne mich.

— Ja, das sagst du!

— Das sage ich! Fleisch und Heu habe ich selbst; Bier und Brot habe ich selbst, Brennholz und Nutzholz, Haus und Kleider; was habe ich denn mit dir zu tun? Ich baue mein Haus, ich pflüge meinen Acker, ich haue mein Holz; meine Alte spinnt mein Garn, webt meinen Rock, backt mein Brot und braut mein Bier. Was tust du? Du besteuerst meine Saat, du bezollst meinen Wald, du leerst meinen Speicher. Du setzest dich auf einen Stein, der so kahl wie meine Hand ist; du säest weder noch pflügst du, aber du nimmst doch auf und sammelst in die Scheunen; du ißt mein Brot und trinkst mein Bier; du brennst mein Holz und spinnst meine Wolle; du sitzest da wie der faule Mönch und nimmst Zehnte, und was gibst du mir dafür?

— Hör mal, hör mal, stammelte Paul. Kriegst du nicht mein Salz?

— Dein Salz! Du machst kein Salz, und hättest du nicht zugefaßt, so daß wir deine Zwischenhand nicht gebrauchten, so könntest du uns auch nicht schinden! Und deinen Zucker? Ich benutze deinen Zucker nicht, ich habe meine Bienen!

— Kriegst du nicht mein Eisen?

— Dein Eisen! Wo brichst du das? In den Rinnsteinen? Was!

— Kriegst du nicht meinen Wein?

— Wo pflanzest du den! Auf den Dächern? Was?

— Kriegst du nicht mein Silber, mein Gold?

— Was soll ich damit, wenn du auch etwas hättest? Kann ich ein Messer, einen Pflug, einen Spaten, einen Striegel, eine Schwinge aus Silber und Gold machen? . . . Nein! Ich will nichts davon hören! Alles ist unnütz, mit dem du dich beschäftigst, und gäbe es nicht so viele Toren, die deinen Kram kaufen, so würdest du verhungern. Bedenke, wenn alle Bauernlümmel, wie ihr sie nennt, auf einmal ihre Vernunft wiederkriegten, so daß sie sich nicht die Mühe machten, ihre Saat gegen deinen Kram umzutauschen: was würdest du dann essen? Was?

— Essen? Man lebt doch nicht, um zu essen?

— Nein, aber vom Essen! Doch wer anderen ihr Brot wegfrißt, der kann Rennbahnen und Ballhäuser halten, wo man so schöne Dinge lernt; der kann Bücher malen, wo man lesen kann, daß alles, was der Faule tut, wohlgetan ist; und daß es ehrlich ist, zu stehlen, wenn man nur einen Degen in die Hand nimmt und einen Lappen auf eine Stange steckt und in ein fremdes Land zieht und sagt: Jetzt ist Krieg!

— Immer mußt du mit der alten Rennbahn kommen! Wir bezahlen sie ja selbst dem König, so daß wir sie wohl in Frieden behalten könnten!

— Bezahlt sie selbst! Ja, wie ging es zu: als sie gebaut wurde, da sollte sie die Handelsstadt bezahlen; aber da jammertet ihr und sagtet, es seien so schlechte Zeiten, denn der Bauer wolle euren Kram nicht kaufen. Und was tatet ihr dann? Ja, ihr schlugt uns das Salz auf! Ja, du, ich erinnere mich daran, und das sollst du wieder kriegen! Und dann mußte der Bauer die Rennbahn bezahlen und eure anderen Faxen, denn Faxen müßt ihr haben, weil ihr euch zusammengesetzt habt wie Bienen im Korb und weder Sonne noch Mond seht. . .

Der Rausch begann auszubrechen, und Peter hatte ein inneres Gesicht von den verhaßten Füchsen, die den Tand der Handelsstadt verkörperten.

— Und obgleich du nicht soviel Gras hast, wie auf meinem Kinn wachsen kann, so kannst du doch zwei Füchse ernähren: was fressen die wohl? Zucker und Salz? Was! Rosinen und Mandeln vielleicht? Und was tun deine Füchse? Ziehen sie den Pflug, ziehen sie Baumstämme? Gehen sie vor der Ladung? Nein, das lassen sie schön bleiben! Ich weiß wohl, was sie ziehen, aber das sage ich nicht; aber wohl weiß ich, daß die Straßen nicht länger sind, als mein Rübenfeld lang ist! Sieh, das können sie, die Faulen! Ich habe, hol mich der Teufel, Lust faul zu werden! Hörst du, Mutter, hast du auch Lust faul zu werden, dann kriegen wir rote Füchse, die mit Korduanleder bekleidet sind und silberne Knöpfe auf dem Schenkelzeug tragen. Komm, Mutter, wir wollen faul werden, dann können wir in blaugestrichenem Schlitten fahren, mit Mägden und Knechten, und die Stiefel in Taschen aus Otterfell stecken, und dann können wir den Vormittag schlafen mit Sammet-

mützen auf dem Scheitel und spanischen Wein trinken mit Zucker! Hei, Mutter, komm, wir wollen faul werden!

Paul wurde zornig.

— Ich glaube, der spanische Wein hat dir gut getan, obgleich du ihn nicht gepflanzt oder gekeltert hast, sagte er.

Peter fühlte, daß etwas Grobes kam, aber er war zu benebelt, um es sofort zu begreifen.

— Der Wein, sagst du! Höre mal, ich glaube du zuckst die Achseln? Denke daran, wer ein loses Maul hat, muß sich den Rücken decken! Wenn der eine sich mit einem seidenen Tuch schneuzt und der andere es auf den Boden wirft, so kann man doch aus demselben Trog essen. Und wenn man auch einen steifen Kragen und feine Borten auf den Achselklappen hat, so muß man doch schöne Worte machen! Schlimmres hat man gesehen, und man kann mit einem kleineren Stock tanzen, als ein Zuberbaum ist! Was schwatztest du vom Wein? Habe ich dir in den Mund geguckt? Glaubst du, ich habe selbst nichts zu trinken? Ich wollte, der Teufel holte deinen Wein! Komm hinaus auf den Hof, so sollst du's fühlen!

Peter schleuderte den Rest fort und stand auf, um hinauszugehen. Paul wurde von den Frauen zurückgehalten, die ihn baten, um Christi willen nicht hinauszugehen. Peter wäre bald wieder gut, und der Weihnachtsfriede dürfte nicht gestört werden. Peter sei neidisch und ertrüge nicht, daß ein anderer als er der Hauptkerl wäre. Paul wollte sofort nach der Stadt zurückfahren, aber allmählich ließ er sich besänftigen und nahm nun am Spiel teil, während Peter draußen war und sich abkühlte.

Es dauerte nicht lange, als es ans Fenster klopfte und eine Weile darauf an die Tür, und als man

öffnete, kam Peter herein, in einen Schafpelz gekleidet, und humpelte herum wie ein Julbock, so daß das Stroh in der Hütte wirbelte und die Anwesenden auf Bänke und Tische sprangen, und bald schlug die Freude bis an die Decke, und man aß und trank in allerschönster Ruh, bis es Nacht wurde; und dann ging man schlafen.

Als die Weihnachtstage vorüber waren, fuhr Paul wieder nach Hause mit den Seinen, und da waren Karen und Mats Verlobte; und die Hochzeit sollte im nächsten Herbste sein, wenn die Ernte gut würde und der Handel gut würde. Und so begann das neue Jahr mit Hoffnung für die Jungen und Anstrengung für die Alten!

* * *

II.

Als der erste Schnee fiel im November, spannte Peter seinen schwarzen Hengst vor den Schlitten und nahm Mats mit, um in die Stadt zu fahren und von der Hochzeit zu sprechen. Die Ernte war besser gewesen, als man zu erwarten gewagt hatte, und Peter konnte zur Aussteuer eine genügende Summe aufbringen. Die Schlittenbahn war klingend auf der Landstraße, und Peter war bei guter Laune, trotzdem er eine gewisse Unruhe nicht beherrschen konnte, darüber nämlich, wieder in die Stadt zu kommen. Seit zehn Jahren war er nicht dort gewesen, da er damals eine Menge Mißgeschicke gehabt hatte, die ihm die Stadtbewohner verhaßt machten. Darum hatte Mats auch nie eine Reise nach der Stadt machen dürfen, sondern befand sich jetzt auf der Fahrt nach einem Ort voll wunderbarer Dinge, deren Ausschmückungen durch heimkehrende Bauern ihm wie Märchen geklungen hatten.

Es ging frisch dahin, denn der Schwarze war ein guter Schlittentraber, und es dauerte nicht lange, bis sie die Nordbrücke unter den Hufen des Pferdes dröhnen hörten. Mats war ganz betäubt von dem Wunderbaren, das er sah. Solche Häuser, so groß wie Berge, und wie dicht sie neben einander standen.

— Sieh, sagte er, wie gute Nachbarn die sein können, und wir auf dem Lande können kaum auf eine Viertelmeile Friede halten; und so viel Kirchen; wie gottesfürchtig; und das Rathaus mitten im Ort; da kann man den ganzen Tag Gerechtigkeit finden!

Aber Peter grinste und antwortete nichts.

Sie kamen ans Zolltor, das artig geöffnet und geschlossen wurde, ohne daß man abzusteigen brauchte. Mats meinte, das sei ein schöner Brauch, denn er wußte, was es heißt, Gittertore zu öffnen; Peter aber knallte mit der Peitsche, so daß der Traber anfing zu laufen, denn man wollte wie vornehme Leute in den Ort kommen. Doch da hörten sie einen Schrei hinter sich, und ihnen entgegen rannten zwei Knechte mit gefällten Hellebarden, und ein dritter faßte den Schwarzen beim Gebiß und brachte den Schlitten zum Stehen.

— Denkst du auszureißen, du verdammter Bauernlümmel! rief der Torhüter, der herbeigekommen war.

— Ausreißen? fragte Peter demütig, der sich jetzt an seine alten Unglücke erinnerte.

— Halt nur deinen Mund und komm mit! Und nun wurde der Schwarze nach der Torstube hinuntergeführt, wo die Reisenden eine halbe Stunde warten mußten, bis der Schlitten durchsucht und ihre Namen aufgeschrieben waren. Mit einer Ermahnung, im Schritt zu fahren, wurden sie schließlich freigelassen.

Als sie in die Schmiedegasse kamen, begannen die Kufen die Steine zu schneiden, denn der Schnee

war fort. Der Schwarze strengte sich an und zog, aber es ging nur Schritt für Schritt, und sie konnten nicht begreifen, wie es so schwer sein konnte. Peter peitschte den Schwarzen, aber der zog, was er nur konnte, so daß seine Lenden gespannt waren und die Hufe Funken aus den Straßensteinen schlugen. Mats saß nur da und guckte die hohen Häuser hinauf und bewunderte die merkwürdigen Dinge, die draußen an den Häusern hingen; hier waren es Hufeisen, Wagenräder, hier Fiedeln, Lauten, Posaunen; hier Kleider, Harnisch, Flinten; der Bäcker hatte eine Brezel herausgehängt, der Schreiner einen Tisch, der Schlächter einen Hammel!

— Sie haben es wohl so enge drinnen, sagte er zu Vater, als im selben Augenblick ein Schneeball ihm von hinten die Mütze abschlug. Peter und Mats wandten sich um und nun sahen sie, daß der ganze hintere Schlitten und die Kufen voll von Jungen hingen.

— Macht, daß ihr fortkommt! sagte Peter.

Die Jungen streckten die Zunge aus. Da hob Peter seine Peitsche und schlug in den Haufen hinein, schlug aber so unglücklich, daß die Schmitze einen Bäckerjungen ins Auge traf, der eine Schüssel voll Brote auf dem Arme hatte, die er fallen ließ, während er ein fürchterliches Geheul ausstieß. Im selben Augenblick strömte Volk zusammen und ein ergrimmter Schmied stieg auf den Schlitten, schlug Peter um Mund und Nase, daß er Sonnen sah.

— Schlägst du den Jungen, du dummer Bauernochse! schrie er.

Mats wollte dazwischen kommen und sich auf den Schmied stürzen, aber da nahm der Volkshaufen Partei. Die Schlägerei fing Feuer, und Mats und Peter waren durchgewalkt, als die Stadtknechte kamen

und ein Ende machten, indem sie die Namen der beiden Störenfriede aufschrieben und sie zum Rathaus riefen.

— Das ist hier ja schlimmer als in Feindesland, sagte Peter, denn hier kann man sich nicht verteidigen.

— Was hast du denn hier zu tun, Ochsentreiber, sagte der Schmied!

— Ja, ich muß dir Essen herfahren, sonst mußt du hungern, sagte Peter.

— Hört den Teufel von einem Grobian, sagte der Schmied. Sie haben gar keine Art, diese Mistfinken, wenn sie unter Leute kommen! Aber sie sollen sie lernen!

Der Schwarze bekam seine Freiheit wieder; den ganzen Hinterschlitten voll Jungen, die sich darauf niedergelassen hatten wie Krähen auf einem Aas, mußte er die Anhöhe hinauf.

— Das ist doch sonderbar, sagte Mats, daß diese verteufelten Jungen ein Recht haben, frei zu fahren.

— Siehst du, das ist das Stadtrecht, siehst du, sagte Peter.

— Ja, aber das Landrecht läßt so etwas nicht zu.

— Das Landrecht gilt hier nicht, sagte Peter.

Und nun waren sie oben auf dem Großmarkt. Hier hielt Peter an und stieg ab. Die Jungen waren mißvergnügt, daß sie nicht weiter fahren durften, aber Peter bat demütig um Nachsicht. Er suchte etwas, wo er sein Pferd anbinden konnte, bis er seinen Bruder gefunden hätte, an dessen Wohnung er sich nicht erinnern konnte. Da erblickte er einen Pfahl mit Ringen, mitten auf dem Markt, und den fand er gut, und da band er den Schwarzen an, während die Zuschauer grinsten und eine Menge Stichelreden loßließen, die er nicht verstand. Darauf wandte er sich an den, der am wenigsten grinste,

und fragte nach Kaufmann Paul. Es gab fünfzig Kaufleute Paul und ebenso viele Peter, so daß er keine Auskunft erhalten konnte. Peter und Mats waren hungrig und gingen fort, um vorläufig einen Krug zu suchen; Paul, der ein so großer Kaufmann war, konnte man immer noch finden.

* * *

Wie sie so dahin schlenderten, kamen sie nach dem Eisenmarkt hinunter. Da war Pferdemarkt und viel zu beschauen.

— Nein sieh, sagte Mats, stehen da nicht die Füchse? Wahrhaftig!

Peter glotzte mit großen Augen. Das waren wirklich Bruder Pauls Füchse, die so vor ihm gespukt hatten. Ein sündiges Verlangen, sie zu besitzen, erwachte in seiner Leber, und er fragte nach dem Preise. Der war sehr übertrieben. Aber wie würde nicht sein Herz in der Brust hüpfen, wenn er mit ihnen vor die Tür des Bruders vorfahren und dem Kutscher zurufen könnte: spann die Füchse aus! stell die Füchse in den Stall! gib den Füchsen Hafer! Und was würden nicht die Bauern für große Augen machen, wenn er mit ihnen nach Hause käme, den Schwarzen als Beipferd hinten angebunden. Er gab Handgeld und wurde vergnügt. Wollte sie später am Tage holen. Der Kauf wurde mit einem Bissen Essen und etwas Bier auf dem Eisenmarktkruge besiegelt.

Von den Kaufleuten erfuhr Peter, wo der Pflegebruder seine Wohnung hatte: siebente Quergasse linker Hand von der Deutschen Höhe. Peter und Mats fingen an die Gassen auf der westlichen Langgasse zu zählen, aber kamen nie weiter als halbwegs bis zur siebenten, denn sie mußten stehen

bleiben und die Menge fremder Sachen angucken, die in den Buden zum Beschauen ausgelegt waren. Außerdem war es sehr eng auf der Straße und man kam schwer vorwärts, so daß sie Fußgänger und Fuhrwerke anstießen und oft Püffe in Rücken und Brust erhielten, so daß sie ganz aus dem Zählen kamen und wieder nach dem Eisenmarkte umkehren und von vorne anfangen mußten.

Wie sie so einige Male gegangen waren, wurden sie müde und durstig und gingen in einen Krug. Aber als sie wieder hinauskamen, wußten sie nicht, ob rechts oder links, und es war außerdem Nachmittag und dämmerig geworden. Da erinnerte Peter sich an den Schwarzen, der nichts zu fressen noch zu trinken hatte, und nach vielen Fragen kamen sie an den großen Markt. Aber statt des Schwarzen und des Schlittens, die verschwunden waren, erwarteten sie zwei von den Stadtknechten, die, nachdem sie ihre Namen aufgeschrieben hatten, Peter und Mats beim Kragen nahmen und ins Gefängnis schleppten, um sie über Nacht zu verwahren. Peter wollte seine Freiheit verteidigen vor dem, was er Gewalt nannte, wurde aber dabei zu Boden geschlagen, und dann band man ihm die Hände auf den Rücken. Er verlangte eine Erklärung, aber die, versprach man, würde er am nächsten Tage erhalten, und zwar so, daß er's fühlen würde.

* *
*

Die beiden Gefangenen wurden in einen langen gewölbten Raum unterm Rathaus geführt, der von Menschen jedes Alters und jedes Standes angefüllt war. Eine Hornlaterne warf einen schwachen Schein über die Gefangenen, die auf Bänken längs der Wände saßen oder lagen. Niemals hatten sie Menschen von solchem Aussehen oder in solcher Lage gesehen.

Ihre Kleider waren zerlumpt, ihre Gesichter verheert und ihre Gebärden wild. Aber wie elend und gedemütigt sie auch waren, eins hatten sie doch alle gemeinsam: Mißachtung und Unwillen gegen die zuletzt Eingelassenen. Schon die Anrede war ein Schimpfwort, und selbst eine verdorbene Sprache sprechend, hielten sie den Bauern zum Narren, sobald er den Mund öffnete.

— Nehmt einen Stuhl und setzt euch, Bauern! schrie ein halbbetrunkener Träger den Eintretenden entgegen.

Da der nichts Böses ahnende Mats freundlich dankte und sich nach dem nicht vorhandenen Hausgerät umsah, brachen alle Anwesenden in ein Gelächter aus.

Der Träger, der infolge seiner bedeutenden Körperkraft und seiner lebhaften Zunge sich selbst zum Wortführenden auserwählt hatte, fing jetzt an im Richterton die Neuangekommenen zu verhören.

— Was habt ihr getan, Bauern, daß ihr die Ehre habt, in diese wohlgeborene Gesellschaft einzutreten?

— Wir haben garnichts getan, antwortete Mats, trotz des Vaters Winken.

— Ganz wie wir, sagte der Träger; aber wenn wir nichts tun, so ist das unser Recht, aber ihr, Bauern, ihr seid zur Arbeit geschaffen! Aber ihr arbeitet nicht! Ihr kratzt im Frühling ein bißchen die Erdkrume und schleudert einige Hände voll Korn darauf, und dann geht ihr umher und seht zu, wie es wächst. Ist das arbeiten? Und dann wird es Sommer: und dann tanzt ihr das Heu ein und trinkt darauf! Und dann wird es Herbst! Und da geht ihr zu Bett und schlaft den Winter durch! Und das nennt man arbeiten! Ihr solltet auf der Festung Elfsborg sitzen und Steine hauen, da würdet ihr etwas anderes kennen lernen!

— Wenn du neidisch bist, so gehe hin und werde Bauer, antwortete Peter.

— Ich Bauer? O pfui! Da werde ich lieber Büttel oder Nachtwächter! Neidisch, sagst du? Bin ich neidisch? Kann das jemand behaupten? Wißt ihr, warum ich hier sitze? Ihr sollt es wissen, dann werdet ihr nachher sehen, ob ihr sagen könnt, daß ich neidisch sei!

— Nun, dann sage es doch! antwortete Peter. Sag es!

— Soll ich dir das sagen, Bauer! Ei, du, mit deinen Kornsäcken! Es ist deine Schuld, will ich dir sagen, daß ich hier sitze! Kennst du den Kaufmann Paul Hörning, du? Nein, das tust du nicht! Ja, er hatte einen Kornhandel; und da er sich im Frühjahr von einem Bauernlümmel einreden ließ, es würde Mißwachs werden, so kaufte er alles auf, was er bekommen konnte, und so wurden seine Speicher voll. Dann aber stellte es sich heraus, daß der Bauer gelogen hatte; es wurde im Gegenteil ein gutes Jahr und das Korn fiel so, daß der Kaufmann Paul in der Patsche saß, und er mußte die Füchse verkaufen und allen Leuten aufsagen. Und so war ich ohne Dienst und trieb mich herum, und nun sitze ich hier. Sieh, das sind die Finten dieser Schelme von Bauern!

Mats hatte große Augen gemacht und Peter wurde sehr traurig.

— Es tut mir leid, zu hören, was du sagst, sagte Peter, aber meine Schuld ist es nicht, daß Gott Jahreswuchs gibt.

— Sprich nicht davon! Ich will's nicht hören, nicht durch sechs ausgetrocknete Holzwände! Ist es nicht deine Schuld, daß du nicht zufrieden bist, sondern so höllisch viel Korn pflanzest, daß der Kaufmann zu Grunde geht. Du sollst zufrieden sein

mit dem, was du hast, dann werden andere auch leben. Ich habe wirklich Lust, dich durchzuhauen, wenn ich die Sache recht bedenke. Soll ich ihn nicht durchhauen? Was! Was sagt ihr?

Die Meinung der Versammlung war geteilt. Ein Schuhmachergeselle widersetzte sich dem Vorschlage, weil er gefunden habe, daß das Brot billiger werde, wenn die Bauern viel Korn ernten. Ein deutscher Ladenbursche bei einem Krämer hatte nichts gegen ein gutes Jahr, denn da kauften die Bauern so gern seinen Kram. Ein Drehorgelspieler mit einem Affen auf der Schulter hatte nichts dagegen, daß der Bauer durchgehauen würde, denn die Bauern hätten niemals Geld bei sich, aber gegen ein gutes Jahr habe er nichts einzuwenden, denn dann wäre der Markt voll. Ein Schlächter nahm es auf sich, den Bauern blau zu peitschen: wenn die Bauern gute Saat hätten, so machten sie die Ochsen teuer. Ein Holzhändler wollte keinen Menschen schlagen; wenn aber der Bauer gute Saat hätte, würde er hochmütig und wolle kein Holz mehr hauen; anders sei es bei Mißwachs: da könne man jeden Tag Fleisch essen, und da kriege man Holz für nichts.

Der Schuhmacher wollte seine vorige Äußerung ändern, nachdem der Holzhändler gesprochen, denn er hatte auch bemerkt, daß das Leder fiel, wenn der Bauer sein Vieh schlachten mußte. Der Krämer nahm seine erste Äußerung zurück, denn die Städter, seine eigentlichen Kunden, kauften ebenso gut, ob es nun gut Jahr oder Fehljahr sei, denn sie kriegten immer den Verlust bei etwas anderem wieder.

Der Träger, der auf alle die widersprechenden Äußerungen hin keinen Entschluß fassen konnte, war seinerseits der Ansicht, der Bauer müsse doch Prügel haben, aus Grundsatz, und Prügel hätten noch nie geschadet. Als er sich aber mit unsicheren Schritten

Peter näherte, um das Urteil ins Werk zu setzen, wurde er sofort von Mats zu Boden geschlagen, der dazwischen getreten war. Da der Träger nur danach verlangt hatte, sein schweres Haupt zur Ruhe zu legen, benutzte er die Gelegenheit und blieb liegen. Da niemand Lust hatte denselben Weg zu machen, wurde es bald still im Saal.

Peter und Mats zogen die Pelze aus und betteten sich darin, so gut sie konnten, um für die Nacht Ruhe zu suchen.

— Das ist ja, als hätte man den Dänen selbst getroffen, sagte Peter, als sie untergekrochen waren, um zu schlafen, und doch soll man unter Landsleuten sein. Aber wir werden morgen wohl Gerechtigkeit finden.

Mats hatte den Glauben daran verloren, daß das Stadtrecht ihnen Gerechtigkeit gewähren könne, und war sehr niedergeschlagen. Er sprach wie gewöhnlich sein Abendgebet laut. Er betete für Vater und Mutter und Braut; er bat Gott, sie zu schützen vor Feuer und Brand und Gefahr; er bat um gut Jahr und gute Obrigkeit; zuletzt bat er Gott alle Menschen zu beschützen, sowohl gute wie böse.

Dieser ungewöhnliche Auftritt hatte wieder geteilte Ansichten unter den anwesenden Zuhörern hervorgerufen, die solche Faxen abgelegt hatten. Der Schlächter meinte, es sei Heuchelei, für seine Feinde zu beten, denn gegen den Feind müsse man sich verteidigen, das wäre ja Pflicht. Der Schuhmacher fand giftige Anspielungen in der Fürbitte für die Saat: das hieße ja für den Untergang seiner Mitmenschen beten, was er durch das frische Ereignis mit dem Kaufmann beleuchtete. Der Drehorgelspieler meinte, man solle nicht für die Obrigkeit beten, denn die baue die Gefängnisse, und Gefängnisse seien nur kostbar und unnötig; er könne über-

haupt nicht verstehen, was man mit Gefängnissen wolle, da die Freiheit das unveräußerliche Recht und das höchste Gut des Menschen sei. Er und sein Affe hätten nie eine Wohnung gehabt, und sie befänden sich gut so, wenn sie nur frei sein dürften. Der Holzhändler liebte nicht, daß man betete, Gott solle sich ins Brandwesen und Feuerlöschen mischen; dafür habe man reichlich die Wehr bezahlt; glaube übrigens, die Bauern hätten nur von der Sache geschwatzt, weil er Holzhändler sei und es gern habe, wenn es in den Herden brennt; war außerdem der Ansicht, daß die Obrigkeit ganz unnötig sei; denn wollten die Leute nicht sich und das Ihre pflegen, so könnten sie es bleiben lassen; die Obrigkeit mische sich nur in fremde Angelegenheiten.

Peter und Mats, die von Anstrengungen und Kummer müde waren, schliefen bei den Überlegungen ein, und die ganze Gesellschaft folgte. Bald hörte man nur die Seufzer und das Stöhnen der Schlafenden.

Aber der Affe konnte nicht schlafen; er sprang auf und durchforschte alle Taschen, an die er herankommen konnte, um eine Brotrinde zu suchen, ohne eine zu finden; er durchstöberte das Stroh und zauste einen der Schlafenden, der im Schlafe aufschrie und wieder einschlief; er kletterte nach der Laterne hinauf und löschte sie; aber da wurde ihm bange vor der Dunkelheit, er suchte den Leierkasten und begann ihn zu drehen, aber da kriegte er vom Spielmann einen Backenstreich; darauf schien ihm ein neuer Gedanke zu kommen; er suchte den betrunkenen Träger herauszufinden, biß alle Knöpfe von seinem Rock ab, die er hoch in die Luft warf, so daß sie auf die Schlafenden niederregneten. Als der Lärm und die Unruhe, die das Geschmetter einen Augenblick hervorrief, sich gelegt hatten, be-

gann er den Rock des Trägers in kleine Streifen zu zerreißen, die er dann zu einem Knäuel zusammenwickelte. Als das wohl bestellt war, fiel er auf die Knie und faltete die Hände, wie er den Hausherrn hatte tun sehen, wenn er schlechten Markt gehabt hatte; darauf legte er den Knäuel unter den Kopf und schlief ein.

* * *

Als Peter und Mats am Morgen erwachten, stand der Gefangenwärter bereit, um sie in den Gerichtssaal zu führen. Als sie vor den Richter kamen, hatte dieser es sehr eilig und beschränkte sich darauf, das Urteil über den Bauer Peter aus Sponga zu verlesen, der angeklagt war, 1. sich der Aufsicht am Stadttor zu entziehen versucht, 2. einen Jungen geschlagen, 3. sein Pferd an den Pranger auf dem Großmarkte gebunden zu haben. Das Urteil lautete auf Buße. Peter bat sich erklären zu dürfen; der Richter gebot ihm zu schweigen, denn man solle nicht in eigener Sache sprechen. Peter fragte, wer denn sprechen solle, worauf er hinausgeführt wurde und die Buße erlegen mußte.

— Das ist das Stadtgesetz, siehst du! sagte er zu Mats, als sie hinausgekommen waren und Pferd und Schlitten wieder gekriegt hatten. Aber jetzt sitzen wir auf und fahren heim. Nach den Füchsen können wir ein andermal schicken, und Bruder Paul muß warten, und du auch, lieber Mats. Ein Jahr vergeht bald, wenn man jung ist!

Mats klagte und bat, wenigstens hinaufgehen und Karen begrüßen zu dürfen, aber Peter war nicht zu erweichen; und so reisten sie heim. Aber als sie zum Stadttor hinausgekommen waren, kehrte Peter sich um und streckte die Zunge aus:

— Na, du, sagte er, wenn ich jemals wieder einen Fuß hierher setze, so soll mich der Teufel holen. Wollt ihr was von mir, so könnt ihr mich aufsuchen.

Als sie aus der Stadt heraus waren und auf Solna zufuhren, wurde Peter plötzlich sehr neugierig und saß da und glotzte über die Ohren seines Pferdes hinweg.

— Hol mich der Taler, sehe ich denn Gesichter am hellichten Tage! Hör mal, Mats, kannst du etwas Rotes da vorn sehen?

Mats sah wirklich etwas Rotes, und nachdem der Vater den Schwarzen angepeitscht hatte, erreichten sie bald den Pferdehändler, der vergebens auf seinen Käufer gewartet hatte.

Jetzt wurde das Geschäft abgemacht, und stolz wie Kaufmann Paul selbst, spannte Peter seine Füchse vor den Schlitten und band den Schwarzen hinten an. Dann ging es nach Hause wie in einem Hui! Als sie auf den Hof hinauffuhren, stand die Alte im Vorbau und glaubte, Schwager käme aus der Stadt; als sie aber erfuhr, wie es zusammenhing, wurde sie traurig:

— Sagte ich es nicht, Vater, kommen die Menschen nur in die Stadt, werden sie hochmütig?

Aber Vater war so froh, wieder zu Hause zu sein, daß er nicht darauf hörte, was Mutter schnatterte, und die Füchse machten ihn noch froher; und der Gedanke, daß Paul einen Denkzettel bekommen habe, versetzte ihn in wirklich gute Laune, so daß er vor sich hinbrummte, als er die Füchse in den Stall führte: das hat er dafür, daß er nach dem Ferkel trat!

Aber Mats war nicht froh, denn ein Jahr war lang, und er wußte schon, wenn die Milch anfängt zu gerinnen, so ist sie bald sauer.

III.

Diese Weihnachten kam Paul nicht nach Sponga, trotzdem Peter versprochen hatte, ihn mit den Füchsen zu holen; er hätte so viel zu verrichten, sagte er.

Und dann wurde es Frühling, und auf dem Acker stand die Saat gut; aber im Herbst regnete es während der Bergungszeit; und es regnete Tag und Nacht, so daß das Korn in der Ähre malzte; und das Stroh verfaulte und es wurde Mißwachs.

Peter mußte die Füchse nach der Stadt schicken und sie verkaufen. Aber das half wenig, denn da er kein Stroh hatte, mußte er auch einige Stück Vieh verkaufen. Aber der Knecht kam mit den Ochsen zurück, denn der Preis war so niedrig in der Stadt, weil alle, die Mißwachs gehabt, ihre Ochsen hineingeschickt hatten. Da wurde Peter unruhig, denn er erwartete Paul zu Michaeli. Er ließ deshalb die Ochsen nach Dannemora hinauftreiben, wo sie, wie er wußte, einen höheren Preis erzielen würden.

Michaeli oder der 29. September war gekommen. Mutter stand am Herde und kochte Wurst. Mats war oben in der Herberge und zog seine besseren Kleider an. Peter lief unruhig hinaus und hinein, und zuweilen auf die Straße, um zu sehen, ob der Knecht nicht bald mit dem Gelde nach Hause käme, denn heute sollte Paul kommen und da mußte die Summe auf dem Tisch liegen. Peter, der während des verflossenen Jahres gewisse Äußerungen von Mißgeschick gesehen, hatte ein dunkles Gefühl, daß dieser Tag nicht heiter werden würde.

Es war ein sonniger Herbstmorgen, aber es wehte Nordwind, so daß es auf der einen Seite warm und auf der anderen Seite kalt war, und so fühlte Peter es auch im Körper. Er war ganz sicher, daß der

Knecht die Ochsen verkauft hatte, aber er war doch unruhig, daß er ausblieb. Er sehnte sich danach, daß Paul kam, damit die Geschichte ein Ende nehme, aber fürchtete dessen Ankunft. So ging er die Straße auf und ab; guckte nordwärts nach dem Knecht, guckte südwärts nach Paul; bald hatte er den Nord im Rücken, bald auf der Brust, bald brannte die Sonne auf der Brust, bald im Rücken.

Schließlich hört er südwärts in der Ferne, wie Wagenräder über die Brücke donnern, und dann bleibt es eine Weile still. Er stand ganz unbeweglich da und starrte nach der Stadtseite; er legte die Hand über die Augen und spähte. Was er fürchtete, kam. Es mußte kommen. Er sah zwei rote Pferdeköpfe auftauchen, und hinter ihnen wurde bald ein Hausdach sichtbar, das sich bewegte. Es war Paul, der in einem Wagen und mit beiden Füchsen angefahren kam! Er hatte einen Wagen! Den hatte er am Mißwachs verdient; die Hungersnot hatte ihm seine Füchse zurückgegeben.

Peter wollte ins Haus gehen und den Kopf hintern Herd stecken, aber Paul und seine Frau hatten ihn bereits gesehen und winkten jetzt mit ihren Taschentüchern. Peter lüftete die Mütze und tat so, als blende ihn die Sonne. Mats kam herangelaufen und öffnete die Wagentür. Mutter stand wie gewöhnlich im Vorbau und fing an zu knicksen, als sie den Wagen erblickte.

Und dann kam man ins Haus, wo Mutter aufgetischt hatte, um ihren Besuch zu bewirten. Und Paul sprach von der Beschaffenheit des Weges und vom letzten Kriege, und Peter machte die Frage des Kirchenzehnten klar, aber Mutter hatte ihren Wurstkessel und ihre Hammel, und Mats hatte das Seine mit Karen, so daß nicht die Rede auf Miß-

wachs, Füchse oder etwas anderes kam, das den Frieden stören konnte.

Als sie gegessen hatten, gingen die Alten hinaus. Aber Peter hatte keine Lust, den Viehhof und den Kornspeicher zu zeigen, und Paul hütete sich von den Füchsen zu sprechen. Schließlich kam auch das andere, was Peter am meisten gefürchtet hatte. Paul fing an:

— Nun, Peter, bist du jetzt klar, um zuzuschlagen? Die Kinder verschmachten, und die Zeit verstreicht.

Peter guckte nordwärts, als wolle er die Antwort von dort holen.

— Du bleibst doch den Mittag über, sagte er, und wir können später davon sprechen?

— Kannst du vielleicht die Summe nicht auf den Tisch legen? sagte Paul. Das wäre schade, denn ich habe jetzt mehrere Angebote!

— Ich nicht auf den Tisch legen? Oho! Mein Pfund rostet nicht so schnell wie das anderer, und obwohl ich nicht an Mißwachs reich werde, so werde ich auch nicht arm. Das eine hilft dem anderen.

— Vielleicht bist du dann so gut, Bruder, und legst die Summe auf den Tisch, denn ich will zu Mittag wieder nach Hause!

Peter wurde unruhig.

— Nach dem Mittag, antwortete er ruhig. Hat man so lange gewartet, so kann man noch ein wenig warten, und ich denke, das geht dir nicht ans Leben.

Im selben Augenblicke hörte man Pferdegetrappel. Peter fuhr zusammen und spähte. Da kam der Knecht geritten, ohne Ochsen; also war das Geld da. Er nahm den Mund voll und fuhr fort:

— Aber verhält es sich so, daß du in Verlegenheit bist, Bruder, so will ich die Summe sofort auf den Tisch legen!

Der Knecht kam näher, aber er war nicht allein. Neben ihm ritt ein bewaffneter Mann, der das eine Ende eines Strickes hielt, dessen anderes Ende um die Hände des Knechtes geknüpft war.

Die Pferde stampften im Straßenschmutz heran und blieben stehen. Peter verstummte.

— Halt da! schrie der bewaffnete Vogtbursche. Der Zinsbauer Peter hat seinen Knecht auf ungesetzlichen Kauf ins Land geschickt. Was antwortet er darauf?

— Wo sind meine Ochsen? fragte Peter.

— Verwirkt, antwortete der Bursche. Nächstes Mal vierhundert Mark Buße, das dritte Mal der Tod.

— Wer hat das Gesetz gestiftet?

— Das hat der König getan!

— Früher stifteten wir selbst Gesetze! Wann traten wir das Recht ab?

— Als Rat und Herren es taten!

— Sie haben niemals den Auftrag gehabt, dem König Erlaubnis zu geben, unsere Ochsen zu stehlen!

— Wäg deine Worte, Peter, um Gottes willen! warnte Paul.

— Schweig, sagte Peter. Du und deinesgleichen sind es, die in der Stadt sitzen und Gesetze zu ihren Gunsten schreiben. So geht es zu! Der König braucht Geld zu Rennbahnen und Ehrenpforten; da nimmt er aus dem Beutel des Kaufmanns, und da nimmt der Kaufmann aus dem des Bauern. Wer hindert mich zu verkaufen, wo ich will?

— Das Gesetz! antwortete der Waffenknecht. Aber steh nicht hier und kläffe, Bauer, sondern lös deinen Knecht und gib meinen Pferden zu fressen.

Peter war außer sich. Er lief wie ein Rasender ins Haus. Da nahm er ein Schüreisen und fegte den Tisch ab, so daß Schüsseln und Näpfe auf den Boden stürzten; er schlug die Fenster ein, trieb alle Anwesenden hinaus, zerschmetterte Bänke und Tische; bald war er oben auf dem Herd, bald oben auf den Hängestangen; während all dem brüllte er, daß ihm der Schaum vorm Munde stand; er kaute Glasstücke, brach Zinnteller entzwei, zertrat Butterdosen und Kannen rings herum auf dem Boden. Darauf stellte er sich in die Tür und schrie:

— Hinaus, ihr höllischen Diebe! Früher war in der Welt Gesetz Recht, aber jetzt ist Unrecht Gesetz! Diebe schreiben Gesetze für ehrliche Leute, und nun stiehlt man mit dem Gesetz! Du, Kleinkrämer, du tust nicht eine Spur, aber issest mein Brot: weißt du, daß du also in meinem Brote stehst? Ich hätte das Recht, dich durchzupeitschen, denn du stehst unter der Hauszucht! Und du Handlanger deiner Diebe, du Beamter des Königs! Was tust du für d e i n Brot? Du schreibst auf, ja! Ich arbeite und du schreibst auf! Das tut ihr alle! Ihr schreibt alles auf! Fahre ich auf der Straße, lege ich mich nieder, binde ich mein Pferd an, verteidige ich mein Eigentum, peitsche ich einen Lümmel, so schreibt ihr es auf, und alles muß ich bezahlen! Gott Vater, Jungfrau Maria und alle Heiligen, behütet meinen Verstand! Und nimm jetzt deine Füchse und deine Weiber mit, Paul! Und zeigst du dich innerhalb meiner Grenzen, so denke daran, wohin du mich gebracht hast. Kauf dir in der Stadt einen Schwiegersohn, da machst du einen guten Kauf, wenn du mit deiner Tochter einen von deinen Freunden prellen kannst! Habt ihr mich auf die Knie niedergekriegt, so verfaule ich hier nicht, wie die Alte sagte, als sie im Kirchhof hinschlug. Und

dazu sage ich Amen und Gott sei Dank und Lob für Gutes und Böses, Amen in Jesu Namen!

Aber Paul und seine Frau hatten sich bereits nach dem Stall begeben und angespannt. Als sie durchs Tor fuhren, sagte Paul:

— Der arme Peter ist verrückt geworden!

Aber Paul und Peter trafen sich nie mehr. Und Mats kriegte Karen nie, und da konnte niemand helfen, denn es war nun einmal so bestellt, und das konnte kein Mensch ändern, und es ist noch nicht geändert.

* * *

NEUE WAFFEN

I.

Jost ging voran mit Ochs und Egge, und Vater Thomas säete Frühlingssaat; hinterdrein kamen Bachstelzen und lasen Würmer, und im Wäldchen saßen Krähen und warteten. Die Aprilsonne brannte auf die dünne Erdkruste, die auf dem Rückgrat Ölands liegt, der Allvaren genannt wird. Die Felder waren schön und wohl eingehegt, aber vorm Flugsand und nördlichen Sturm nur durch ein schmales Kieferngehölz geschützt, denn Vater Thomas hatte seinen Zinshof auf der nördlichsten Landspitze, wo das Land niedrig gelegen war. Im Kieferngehölz stand die Hütte, und da hatten die Mutter und die Kinder das Ihre. Auf dem Rain lag Tjasse und schlief mit einem Auge. Das war der treue Hund, der sowohl Hase, Fuchs wie Elch jagen und doch sich wach halten konnte, so daß er nachts ein Auge und ein Ohr frei hatte, wenn Landstreicher in die Nähe der Hütte kamen.

Vater und Jost hatten aufgehört und setzten sich auf den Rain, um auszuruhen. Tjasse wurde unruhig und knurrte leise, und seine Nase sah man nach Süden hin winden, wo die Allmende von Norra Motet belegen war. Thomas strich ihm den Rücken und wollte ihn beruhigen.

— Sieh, sagte Vater, der gleich allen Küstenbewohnern sehr dafür war, über Sachen und Dinge zu grübeln; sieh, wie diese Kreatur viel begabter

als der Mensch ist; sie sieht bereits jemanden und sicher nimmt sie den Geruch wahr!

— Ja, sagte Jost, das ist wohl so, aber das Verstehen, das ist nicht so fein!

— Das weiß man nicht so genau!

— Ei Kreuz, sag das nicht, Vater! Hätte er den Verstand, daß er stärker ist als du, so diente er uns wohl nicht wie ein Knecht!

— Du bist dumm, Jost! Gerade das begreift er; darum läßt er sich von uns unterhalten. Er hätte viel zu tun, wenn er das Fleisch aus dem Walde holen und die Milch von den Kühen nehmen wollte. Siehst du nicht, daß er wie ein Herr daliegt und schläft, während wir sein Brot pflanzen? Hat er nicht einen feinen Begriff davon, so bin ich ein Stockfisch.

— Aber, Vater, glaubst du, er tut nichts, wenn er nachts Haus und Hof bewacht?

— Ja, aber er liegt nicht da und wacht, das kannst du mir glauben! Er schläft leichter als wir, darum erwacht er eher. Das läuft auf dasselbe hinaus. Ein feines Tier ist es jedenfalls, und ich halte ebenso viel von ihm wie deine Mutter, vielleicht noch ein wenig mehr, denn sie ist eine, wenn sie mal anfängt.

Tjasse sprang auf, rannte über den Acker, setzte über den Zaun und verschwand im Walde, der bald von seinem eifrigen Gebell widerhallte, in das bald ein anderer Hund einstimmte.

— Wer in aller Welt kann heute so weit draußen auf der Insel sein? sagte Thomas und stand auf. Jost folgte ihm und sie wanderten übers Feld in der Richtung, aus der das Gebell zu hören war. Sie kamen nicht weiter als zum Pfahlzaun, als sie zwei Reiter und die Hunde in voller Rauferei sahen.

— Locke deinen Hund, Bauer, sonst schieße ich ihn nieder! rief der erste Reiter.

— Locke deinen, du! antwortete Jost und flammte auf.

— Still, still! beruhigte Vater. Man muß kein großes Maul haben, wenn man mit Herren spricht.

Darauf lockte er Tjasse.

Der erste Reiter, der das Wort ergriffen hatte, war ein junger, blasser Mann, der dem Körper nach wie ein Junge aussah, aber den Kopf eines Bejahrten auf den Schultern hatte. Er war in Sammetjacke und Koller gekleidet und hatte das Sattelrohr gespannt. Der andere Reiter war sein Reitknecht.

— Weißt du, mit wem du sprichst, Flegel? fragte er Jost.

— Nein, das weiß ich nicht und will es nicht wissen! Aber wenn du den Gutsfrieden störst, so hast du selbst die Schuld!

— Du warst also Sonntag nicht zur Kirche?

— Nein, antwortete Jost, der trotz des Vaters Rippenstößen das Wort behielt. Früher, als man Gottes Wort hörte, ging ich in die Kirche, aber jetzt, da man nur Bekanntmachungen anhören muß, da schere ich mich nicht mehr darum!

— Ehe ich dir eins aufbrenne, will ich sagen, daß ich der Vertreter des Richters, der Lehnsherr des Königs, bin, und daß du mein Bauer bist! Und du, Alter, halt deinen Jungen im Zaum und antworte selbst, wenn du Leder im Munde hast!

— Ich habe noch nie gehört, daß der König freie Bauern verkaufen kann, sagte Thomas, aber wenn er es kann, so ist es wohl so! Was ist des gnädigen Herrn Wille?

— Den bist du verpflichtet zu kennen, aber ich will ihn dir doch sagen. Die Allmende von Norra Motet, die keinen Eigentümer hat, gehört jetzt der Krone Schwedens, und zwar mit all den Rechten, die dem Eigentümer zukommen. Alle Jagd und aller

Holzschlag ist also des Königs; und dies zum Besten des Bauern, denn der Bauer soll seinen Grund und Boden bestellen und seiner Fischerei pflegen und nicht im Walde herumlaufen. Jetzt weißt du's! Und wenn du deinen Hund jagen läßt, so wisse: das erste Mal wird er aufgegriffen und verstümmelt, das zweite Mal wird er geschunden und du zahlst Buße, das dritte Mal, wenn du Lust bekommen solltest, dir einen neuen Hund zuzulegen, so wirst du gehängt!

Jost war drauf und dran vor Raserei den Pfahlzaun niederzubrechen, aber Thomas gab ihm einen Stoß und nahm das Wort.

— Gnädiger Herr, ich billige auf das höchste Eure Bekanntmachungen, und ich bin überzeugt, daß sie nach den Gesetzen des Landes und zum Frommen des Bauern gestiftet sind! Im Walde hinter Tieren herzulaufen, ist jetzt fortgeworfene Zeit für den Bauern, seit die Knallbüchsen der Herren das Wild verscheucht haben. Und wir werden die Bekanntmachung zur gesetzlichen Richtschnur nehmen. Haben Euer Gnaden noch etwas zu befehlen?

— Ja, der Zins auf deinen Hof ist durch Entwertung des Geldes zu niedrig geworden, darum habe ich, da ich ja jetzt das Zinsrecht besitze, beschlossen und will es befohlen haben: wenn des Königs jagdbares Getier, das auf Gemeindeland gelassen wird, im Winter durch starken Schneefall verhindert ist, sich Futter zu suchen, sollst du und deine Nachbarn, versteht Ihr, verpflichtet sein, Heuschober dort aufzustellen, wo wir es später bestimmen werden. Hast du gehört?

— Ich habe verstanden.

— Und danach richtet euch! Lebt wohl!

Er wandte sein Pferd und verschwand im Walde.

— Was soll man dazu sagen? sagte Jost. als er mit Vater allein war.

— Ja, so etwas habe ich noch nicht gehört! Aber seit Gewalt ins Land kam, geht alles rückwärts. Sie schwatzten vom König Christian! Das war ein freundlicher Herr, der das Rohr absetzte, wenn es zu hoch war. Und dann sprachen sie von dem seligen König Gustav. Sie wußten nicht, wie gut sie es hatten. Wer ist auf diesen neuen Kunstgriff gekommen? Ja, das sind die deutschen Schreiber, die sie ins Land gezogen haben. O, so sein Volk zu behandeln, dem sie alles zu verdanken haben. Wären nicht die Talmannen losgegangen, so hätte er schön sein Land befreit! Denke dir! Er will wilde Tiere in den Wald lassen, um das Vergnügen des Schlächters zu genießen, denn zum Essen braucht er sie nicht! Und dann sollen wir säen und pflügen, um seine Tiere zu füttern — seine wilden Tiere! Wo man kaum Weide für die Kuh hat!

— Wir wollen die Nachbarn zusammentuten und den Satan totschlagen, sagte Jost.

— Haha, schön, schön! Er hat die ganze Besatzung von Kalmar, und die kann bald übersetzen! Nein, man muß listig gegen solche Schelme sein, und hilft das nicht, so muß man wohl an etwas anderes denken. Wenn man keine Macht hat, so muß man seinen Verstand benutzen. Das ist auch eine Gabe Gottes, die nicht zu verschmähen ist.

— Pfui, Vater, sagte Jost, keine Fuchsschliche! Hinaus aufs freie Feld und ihm den Schädel eingeschlagen!

— Ja, so war es früher in der alten Zeit, da konnte der Arme auch ehrlich sein. Aber jetzt ist die Frage, ob es nicht ebenso ehrlich ist, sich zu verteidigen als anzugreifen! Jedes Tier hat Waffen erhalten nach seiner Art, Schnäbel, Klauen und

Zähne; ja, die Schlange hat Gift erhalten, und sie wäre schön dumm, wenn sie es nicht benutzte. Noch hat der Bauer Waffen im Hause, aber er darf sie nicht benutzen! Was soll er denn tun, um sich zu schützen?

— Er braucht sich nicht zu schützen, jetzt nicht mehr; denn das tut das Gesetz, sagte Jost und grinste.

— Ja, wenn das Gesetz wilde Tiere auf sein Feld läßt, dann schützt es alles! Nein, bald brauchen wir jemand, der uns vor dem Gesetz schützt, und es ist soweit gekommen, daß wir Gott bitten müßten, uns vor der Gerechtigkeit zu behüten! Komm jetzt, Jost, wir gehen heim und essen. Zeit genug werden wir haben, zu fragen, was diese Neuigkeit uns bringen wird.

Und so gingen sie heim, aber an dem Tage banden sie Tjasse nicht an.

* * *

Es war Mittsommerabend. Jost war fortgegangen, um den Mädchen beim Maienbaum zu helfen. Vater Thomas und seine Alte saßen draußen im Vorbau. Die Alte glättete Halstücher auf einem Brett, und der Alte splitterte Holz.

— Wie fandest du das Gebäck? sagte die Alte.

— O gut, nur etwas knusprig.

— Das kommt von den Holzstücken, die ihr mir gegeben habt.

— Das kommt nicht von Jost und mir, meinte Vater Thomas. Wenn man nicht auf Gemeindeflur hauen darf, so hat man nur den Windbruch.

— Warum haut ihr nicht im Wäldchen?

— Da kommt der Flugsand über uns.

— Er könnte gern kommen.

— Oho! Oho!

— Wo ist Tjasse heute? Habe ihn den ganzen Tag nicht gesehen.

— Weiß nicht! Kommt wohl nach Hause, wenn er hungrig wird.

— Die Saat steht gut, sagte die Alte und zeigte nach dem Felde, das so hellgrün über den Zaun leuchtete.

— Makellos, sagte Vater Thomas. Hätten wir sie nur unter Dach; aber das ist noch lange hin.

Es krachte hinten an der Umfriedigung, wo der Richtweg sich befand; und gleich darauf sah man einen großen Mann herüberklettern, den Rain entlang gehen und aufs Haus zukommen.

— Gottes Frieden, gute Leute, und gutes Fest, sagte der Nachbar.

— Gottes Frieden selbst, Nachbar, antworteten Vater und Mutter.

— Was hast du für ein Anliegen, Jesper? fragte Vater.

— O, gar nichts, sagte Jesper, und blinzelte Thomas verständnisvoll zu, während er in der Tasche wühlte.

Die Alte sah das Blinzeln nicht, denn sie hatte sich über die Arbeit gebeugt, aber Thomas sah es.

— Da du einmal am Mittsommerabend umhergehst, sagte Thomas, so will ich die Gelegenheit benutzen und dir mein neues Boot zeigen.

— Schön, schön, sagte Jesper, ich habe gehört, daß du es bereits auf der See hast.

— Gleich hier unten, wo die Netze trocknen, sagte Thomas. Hast du Zeit, so gehen wir hinunter.

Das eben wollte Jesper. Sie wanderten durch das Kiefernwäldchen, das den Vorposten gegen den Flugsand bildete. Sie kamen an die See hinunter, setzten sich ins Boot, das sich ganz und gar nicht

Jespers Aufmerksamkeit zuzog, und ruderte einige Ruderschläge auf die See hinaus.

— Jetzt kann uns die Alte nicht hören, sagte Thomas; spiel auf!

Jesper zog einen Botenstecken aus der Tasche, der nach alter Art an dem einen Ende mit einem Strick versehen war.

— Neue Stricke um den Hals wieder? fragte Thomas. Was ist denn los?

— Rief zur Kirche morgen! Alle Waffen abliefern!

— Davon haben sie so viele hundert Jahr gegakelt!

— Aber jetzt ist es Ernst! Knechte sind von Kalmar gekommen.

— Deutsche Landsknechte! Früher waren es dänische Knechte. Immer Knechte!

Da fing Jesper an zu singen:

Unsre Mannen sind geschlagen,
unsre Degen fortgetragen,
fort auch Schiff und Schatz.

Thomas fuhr fort:

Besser der Tod,
im Feuer so rot
als ehrenlos leben.

Jesper folgte:

Sie wollen dringen
und niederzwingen
und stellen uns nach.
Sie machen uns bange,
zu Wasser und Lande;
führt keiner unsre Sach'.
Schwedische Leut,
ihr hütet euch heut,
vor derlei Ungemach.

Thomas schloß:

Herren und Fürsten,
so kleinste wie größte,
so Ritter wie Räte,
so Bauer wie Bürger,
so spät wie frühe,
ihr haltet euch stäte.
Schwedische Leut,
ihr hütet euch heut,
und kommt nicht zu späte.

— Was hilft es, daß wir gegen die Feuerbüchsen der Knechte zusammenhalten? fragte Jesper.

— Sind das die Gedanken der Nachbarn? fragte Thomas.

— Die Nachbarn hatten vorgestern andere Gedanken, als die Rehe auf meinen Acker gingen und die junge Saat auffraßen.

— Haben sie deine Saat aufgefressen? fragte Thomas und peitschte das Wasser mit den Rudern.

— Alles!

— Hast du denn geklagt?

— Weißt du, was der Mann des Gesetzes antwortete? Jag sie fort, sagte er. Und die Nachbarn jagten sie von ihrem Acker mit Bogen und Pfeilen. Und deshalb sollen die Waffen ausgeliefert werden!

— Habt ihr von den königlichen Schweinen im Walde gehört?

— Niemand wagt in den Wald zu gehen, seit die Schweine dem Nachbar Jöns die Beine aufrissen und er sich auf eine Kiefer retten mußte.

— Viel habe ich gelernt und vernommen, seit ich zur Welt kam, aber so etwas noch nie! Die Regierung setzte Preise auf Bären und Wölfe, aber auf wilde Schweine — o pfui!

— Der Gesetzleser sagt, die Schweine seien zahm, da sie ausgesetzt sind.

— Gehen die Bauern morgen zur Kirche mit Degen und Waffen?

— Alle und du auch, Thomas! Denke an Weib und Kind.

— Was soll man denn bei der Sache machen?

— Wenn die Knechte Pulverbüchsen gebrauchen, so müssen wir unseren Verstand gebrauchen.

— Das sagte ich dem Jungen auch, aber — aber es kostet einen ehrlichen Mann etwas, falsch zu sein! In hundert Jahren wird man nicht einen ehrlichen Bauern im ganzen Lande finden! So wird es gehen, wenn man dem Bauern ehrliche Waffen nimmt. Gott helfe uns, Jesper, hier nahen schwere Zeiten. Zuweilen glaube ich, es wäre besser ehrlich zu sterben, als unehrlich zu leben.

— Das ist wohl das Los des Armen, mein Lieber, denn leben muß er wohl, da er geboren ist. Kann er seine Ehre nicht behalten, so ist es wohl dessen Schuld, der sie ihm nahm.

Das Gespräch war zu Ende. Jesper verbarg den Botenstab, und Thomas paddelte mit den Rudern ans Land. Das Meer lag blank blauweiß wie ein Spiegel da, und die Abendsonne versank in brandgelben Nebel und beleuchtete die Kiefernstämme, die in Flammen zu stehen schienen.

Als sie wieder ans Land kamen, stand Mutter im Vorbau wie vorher, aber hatte sich geputzt.

— Wir müssen wohl unverzüglich zum Tanz gehen? sagte sie zu Thomas.

— Müssen es wohl, antwortete er. Können am Mitsommerabend nicht allein zu Hause hocken!

— Wie fand Jesper den neuen Kahn? fuhr die Alte fort.

— Lag wie ein Span auf dem Wasser! antwortete Jesper.

Und dann wurde nichts mehr gefragt. Wie Thomas angekleidet war, begab man sich auf den Weg, ohne die Haustür zu schließen, denn man erwartete keine Diebe, weil man selbst das Besitzrecht nicht verletzte. Thomas nahm seine Axt mit, und sie wanderten zum Nachbar, der eine knappe halbe Meile entfernt auf der östlichen Seite der Insel wohnte.

Ohne Abenteuer auf dem Wege zu haben, der Gemeindeflur ausweichend, langten sie beim Russendorf an, wie das Gut genannt wurde. Der Tanz um den Maibaum war in vollem Gange, aber die älteren Männer waren nicht zu sehen, wie es sonst gewöhnlich war, als Zuschauer um die Jungen versammelt, sondern waren in die Hütte gekrochen, wo sie auf den Bänken um den langen Tisch saßen und Bier tranken.

Als Jesper und Thomas eintraten, wurden sie kurz und feierlich vom Wirt begrüßt, der sie bat sich zu setzen. Es herrschte eine schwere düstere Stimmung hier, und es lag etwas in der Luft, als ob ein Unwetter sich sammelte. Der Schöffe hatte seinen Platz auf der Hochbank und seine Augen waren rot, als ob er zu viel getrunken oder gesprochen hätte; die anderen saßen mit niedergeschlagenen Blicken da. Thomas, der zu den Älteren und Angesehenen gehörte, glaubte zuerst etwas sagen zu müssen.

— Treffen wir uns morgen bei der Kirche? sagte er.

Niemand antwortete. Aber da fing der Schöffe mit seiner flinken Zunge an.

— Gerade auf der Saite hatten wir gespielt, alter Thomas. Die Alten hier, siehst du, haben ihre Bedenken, die man durchaus nicht begreifen oder verstehen kann. Degen oder Waffen tragen, ist bereits seit vielen hundert Jahren verboten, und daß man

der Obrigkeit nicht gehorcht hat, ist nicht die Schuld der Obrigkeit. Aber nun glauben diese Alten hier, es sei Bosheit der hohen Obrigkeit, aber das ist es nicht. Jeder weiß wohl, welchen Lärm und welche Schwierigkeiten es gebracht hat, daß man Knebelspieß und Bogen trägt; wenn das Herz überfließt, ist es nicht weit bis zum Handgemenge, das kennen wir schon. Und was das Gerede angeht, daß wir etwas haben müßten, um Reich und Land zu verteidigen, so kommt das nicht mehr in Frage, denn das tut die hohe Obrigkeit selbst.

— Halt, sagte Thomas. Schande über schwedische Männer, wenn sie nicht länger Land und Reich verteidigen können, sondern das fremden Knechten überlassen müssen. Damals als der Däne aus dem Lande sollte, da ging es mit Pfeilen und Äxten. Nein, du Herrenknecht! Da juckt es nicht. Nicht deshalb wollt ihr uns die Waffen nehmen. Nein, ihr seid bange, daß die Bande drücken, die Gewalt zu weit geht, wenn die Schweine des Königs auf seinen Acker gelassen werden! Hört ihr! Jetzt seid ihr stärker, und darum kommen wir morgen zur Kirche, so wie es gesagt ist, aber kommt ein andermal wieder, so seid sicher, daß Äxte und Messer auch Fuchspelze versehren.

— Thomas, Thomas, du kleiner, sagte der Schöffe höhnisch, du mußt nicht so groß sein im Rat, dann wirst du nicht so klein in der Tat.

Thomas ging vor und hieb seine Axt vor dem Schöffen in den Tisch. Ein Geschrei brach in der Stube los, und alle sprangen von den Bänken auf; aber die Frauen, die draußen vor der Tür gestanden hatten, auf alles bereit, stürzten herein und warfen sich zwischen die Kämpfenden. Die Gesellschaft war aufgelöst; der Schöffe und seine wenigen Anhänger ritten sofort nach Hause.

Der Tanz wurde draußen auf der Höhe fortgesetzt, aber das Knarren der Geige klang nicht mehr so munter, und der Tanz ging schwer und still wie eine Arbeit, oder wie ein heidnischer Opferdienst, wo man seine Sinne in Raserei zu bringen suchte, ehe man zum Schlachten des Opfers schritt. Bald schwand der auch dahin, und mit dem Gedanken an den Ernst des morgenden Tages trennte man sich um Mitternacht, ohne bei den Feuern Mittsommerwache zu halten.

Das war der traurigste Mittsommerabend, den man erlebt hatte.

* * *

Die Mittersommersonne steigt aus dem Meere und erleuchtet die kleine Kirchbucht. Kein menschliches Wesen ist zu sehen oder zu hören. Taucher und Eidergänse schwimmen so ruhig draußen auf der blanken Fläche. Das Schilf in der Bucht bewegt sich dann und wann, wenn ein Hecht hindurchgeht. Unten in den Tangbüschen trippeln Strandelstern und lesen Würmer. Der Wind ist so warm, daß er weder sich selbst noch die Woge zu bewegen vermag. Das Schweigen herrscht über Land und Wasser. Gras und Blumen stehen und schlafen auf den Höhen, wo jetzt der sonst nie rastende Wind ihnen Ruhe läßt.

Auf dem kleinen Kirchhofe am Hügelabhang stehen die weißen Kreuze wie kleine Kinder und breiten die Arme aus, um die Sonne zu umfangen; die trocknet die Tränen des Taues, welche die Nacht über sie geweint hat, nicht aus Kummer, weil es Nacht war, denn es war keine Nacht, sondern aus Freude darüber, daß die Sonne nicht auf lange unterging. Und die alte schwarze Holzkirche, ein so

kleines Haus für einen so großen Gott, wird oben von der reichen Sonne vergoldet; und der Hahn auf der Wetterfahne guckt nach Westen, woher der Wind zuletzt wehte, ob er nicht mehr wehen wird, denn es fängt an warm zu werden. Sogar der vergoldete Galgen auf dem Chordach wagt der Sonne ins Gesicht zu sehen und die Arme auszubreiten, wie der gekreuzigte Wahrheitszeuge in Emmaus grüßend: Friede sei mit euch! Und es ist Friede in der Natur! Die weißgewaschenen Steinblöcke am Strande werden nicht mehr von brüllenden Wogen gepeitscht, blaue Wellen schlummern in Sonnenstrahlen, und der blaue Himmelsraum wird nicht von streifenden Wolken gepflügt.

Da sieht man einen Menschen oben auf dem Scheitel des Hügels. Das Schweigen ist gebrochen. Die Strandelstern schlagen Alarm und schreien klipp! klipp! Die Eider erheben sich brummend und streichen aufs Meer hinaus, die Taucher laufen über die Wasserfläche und jagen das Wasser wie Stromschnellen vor sich her. Enten, die sich im Schilf versteckt gehalten, fliegen knarrend auf und erschrecken die Hechte, die mit den Schwänzen schlagen. Der unendliche Wasserspiegel, der nicht eine Runzel oder Schramme hatte, ist gesprungen, und Ring um Ring, wie Scherben eines entzweigeschlagenen Steingefäßes, breitet sich über die blaue Leinwand, und die Möwen, die fortgewesen waren, kommen heim und haben Schwalben bei sich, und jetzt schreit die ganze Luft, und die Fische tauchen in die ruhigen Tiefen hinunter, denn sie glauben, daß Gefahr im Anzuge sei.

Aber es ist nur der Kirchendiener, der kommt, um die Kirche zu fegen. Er steckt den Schlüssel ins verrostete Schloß und öffnet die schwere Tür. Eine dumpfe Luft schlägt ihm aus dem Waffenhause ins

Gesicht; alte eingeschlossene Winterluft, welche die Mittsommersonne nicht hat erwärmen können. Feuerlöschgeräte hängen dort, und hier steht ein vergessener Knebelspieß, eine Bank mit einem zerbrochenen Bein, einige Schemel, der Strafstock, ein Bündel Ruten, ein Besen, ein zerschlagenes Bildwerk des heiligen Stephan aus der katholischen Zeit. Dies ist der Vorhof zu dem heiligen Hause des Herrn.

Der Kirchendiener nimmt den Spieß und trägt ihn auf die Höhe hinaus. Darauf nimmt er den Besen, der an dem heiligen Stephan lehnt, und wischt den Strafstock ab. Dann untersucht er dessen Gänge und Schlösser. Aber er muß ihn probieren, denn er soll benutzt werden. Er steckt beide Beine hinein, aber da kann er nicht schließen. Er sieht sich nach einem Gegenstand um; der Heilige hat gute Beine; bald sitzt der steife Heilige im Stock, und der Kirchendiener findet, daß alles gut ist und wie es sein soll; dann läßt er ihn los und stellt ihn an die Wand neben die Handspritze.

Dann geht er in die Kirche hinein. Da ist es auch kalt und feucht wie in einem Keller. Der Gekreuzigte hängt wie gewöhnlich gerade dem Eintretenden gegenüber, hängt vergebens wie gewöhnlich, seinen Kopf hoffnungslos auf die Brust fallen lassend, mutlos, als hätte er den Gedanken aufgegeben, zu ergründen, ob die Menschen mehr unglücklich als verbrecherisch sind, größere Toren als Schurken. Auf die Wände sind Bilder gemalt, von guten Menschen, die gepeitscht, mit Zangen gekniffen, lebendig verbrannt werden von boshaften Menschen, denen die guten wohl wollten, weshalb sie gepeinigt wurden. Ob sie dasitzen als eine Mahnung, gut zu sein, oder als eine Warnung davor, es zu sein, darum kümmert sich der Kirchendiener nicht. Er hat diese Bilder seit fünfzig Jahren ge-

sehen, und es gehört nicht zu seinem Dienst, Rätselnüsse zu knacken. Er hat dazu keinen Auftrag erhalten, sagt er; es gehört nicht zu seinem Dienst, meint er; und die für ihn denken, die wissen schon, wie es sein soll.

Er geht an den Altar heran, tritt in die Schranke hinein und steigt auf den Schemel; wischt den Staub von dem alten Buche, glättet das Tuch und putzt hier und da. Aber wie er sich umwendet und zur Kirche hinaussieht, findet er einen Haufen junger Mädchen unten auf dem großen Gange. Sie tragen Laub und Blumen in ihren Schürzen und kommen, um die Kirche damit zu bekleiden. Für den armen Christus ist es nicht, für den armen Johannes auch nicht, dessen Tag es ist, denn der wanderte nicht auf Rosen; nein, es ist für den großen Heidengott, der noch nie fortgegangen ist, obgleich er sich zuweilen verbirgt, der alles am Leben erhält und besser als die Liebe ist, denn er wärmt sowohl Gute wie Böse: die alte Sonne, die soll die Opfer bekommen. Und die jungen Sonnenverehrerinnen, die nicht wissen, daß sie Heiden sind, treten an Christi Altar heran, stecken Maiblumen in die Leuchtertüllen und streuen Birkenlaub auf den Boden.

Der Kirchendiener, der noch in der Altarschranke steht, glaubt die gute Gelegenheit benutzen zu müssen und spricht zu der kleinen Gemeinde.

— Das ist nett, Mädchen, daß ihr mit Grün kommt. Ich glaubte nicht, daß heute jemand daran denken würde, da ich euch gestern nicht sah. Aber es kommt heute ein wirklich feiner Besuch; der Richter kommt selbst, müßt ihr wissen, und hat den ganzen Landsknechthaufen bei sich. Da gibt's was zu gucken für euch Mädchen.

— Wir kümmern uns um die Knechte nicht

mehr als um die Katze, sagte das älteste von den Mädchen. Die Gesellschaft kennt man zur Genüge.

— Dann wißt ihr wohl auch, daß Lars aus Mossen im Stock sitzen soll, weil er auf einen Eber geschossen hat. Seht selbst!

— Lars im Stock? Am Mittsommertage? Gott helfe uns, das ist nicht wahr!

— Wahr wie Gottes Wort, sagte der Kirchendiener und schlug mit der Faust aufs Altarbuch.

— Dann kommen wir nicht in die Kirche! sagte die Älteste, und schmücken sie auch nicht mit Laub! So Mädchen! Jetzt geht ihr mit mir. Gott wird uns verzeihen, aber das ist schlimmer als das Schlimmste, was man gehört hat. Und nun will ich erzählen, daß unsere Burschen uns verhindern wollten, mit den Blumen hierher zu kommen, denn sie sagten, es werde etwas Häßliches auf der Höhe geschehen. Man will ihre Degen und Waffen verbrennen. Ist das auch wahr?

— Wahr wie Gottes heiliges Wort und das Sakrament.

— Kommt Mädchen! sagte Gertrud. Was hätten wir hier zu tun!

Und die Jungen verließen den Alten und die Kellerluft, aber mit blutendem Herzen, denn sie hatten die alte Kirche lieb wie eine Kindheitserinnerung, wie viele Kindheitserinnerungen an Weihnachtsmesse, Konfirmation, Sommersonntage.

Es ging auf den Gottesdienst. Böte kamen langsam in die Bucht geglitten, mit bewaffneten Männern und sonntäglich geschmückten Frauen gefüllt. Und von der Landstraße kamen Scharen. Man sammelte sich auf der Kirchenhöhe und führte leise Gespräche.

Da blitzt es am Waldesrand und herangeritten kommt der Richter, der Vogt und ein Fähnchen deutscher Landsknechte. Es rasselt und rauscht von Harnischen und Sattelzeug. Wie sie an das versammelte Volk heran sind, halten sie die Pferde und schließen in einem Viereck den bewaffneten Bauernhaufen ein, der unbeweglich und ohne die Köpfe zu entblößen stehen bleibt.

Der Richter fängt an zu sprechen. Keine Hand wird an den Hut gelegt.

— Die Hüte ab! brüllt der Vogt.

Kein Hut wird abgenommen.

— Fällt die Piken! wird den Knechten kommandiert. Da werden die Hüte abgenommen.

Darauf nahm der Richter das Wort. Die Obrigkeit, die immer das wahre Wohl des Volkes vor Augen habe, wolle auch jetzt dem ihr innewohnenden Wohlfahrtsgefühl Ausdruck geben und eine alte Verordnung zu voller Wirklichkeit machen, was die Dankbarkeitschuld des Volkes dem regierenden Königshause gegenüber vermehren würde, dessen großer Stammvater einst, ohne andere Hilfe als die deutscher Landsknechte, das Land von den Dänen befreit habe. Einige Talmänner hätten sich allerdings angehängt, aber die seien eher schädlich als nützlich gewesen, und die Freiheit, Waffen zu tragen, die man ihnen vergönnt, wäre mißbraucht worden, wie bekannt, in der Folgezeit, da sie so undankbar gewesen, sie gegen ihren eigenen König zu kehren, der immer ihr wahres Wohl im Auge gehabt habe. Er ermahne darum die Anwesenden, im Namen des Königs, die Waffen niederzulegen, damit sie dann zusammen ins Haus des Herrn gehen und Gott danken könnten, der alles zum besten lenke.

Als keine Miene gemacht wurde, der Mahnung nachzukommen, wurde kommandiert:

— Haltet eure Piken bereit.

Da warfen die Bauern auf ein Mal ihre Waffen mit großem Lärm auf eine Erhöhung des Bodens den Reitern vor die Füße, so daß die Pferde stiegen.

Jetzt trat der Priester hervor, der hinter den Reitern verborgen gewesen war. Er dankte der Gemeinde für die Liebe, die sie dem Königshause bezeigt habe, und bat die Versammlung, diese Liebe sich nicht in Haß wandeln zu lassen, gegen etwas Lebendes oder Totes, das auf irgend eine Weise zum königlichen Hause gehöre. Er wolle gewiß nicht sagen, daß die vielbesprochenen Schweine zum königlichen Hause gehörten, aber in gewisser Weise und im gewissen Sinne könnte man von ihnen sagen, daß sie zum königlichen Hause gehörten . . .

— Die Piken an die Schulter! kommandierte der Vogt und unterbrach den Priester, indem er selbst anfing.

— Bauern von Öland haben sich entehrt, als sie sich auf lumpige Art an unseligen Tieren rächten, und darum soll heute ein Exempel statuiert werden, das den Übermütigen Schrecken einjagen soll.

Auf einen Wink des Richters, der das Wort nahm, wurde Lars aus Mossen gefesselt vorgeführt.

— Damit sich die Bauern von Norra Motet nicht einbilden, daß es nicht mehr Gesetz und Recht im Lande gibt, soll Lars aus Mossen sprechen. Sprich!

Lars aus Mossen, der einen Knebel im Munde getragen hatte, konnte nicht sprechen. Aber da trat Thomas vor.

— Obrigkeit, Herren und Herren Knechte. Lars aus Mossen hat sich nicht an den königlichen Familienschweinen gerächt, denn man rächt sich nicht, wenn man das Seine und die Seinen verteidigt. Jetzt habe ich gesprochen!

— Protzt eure Sattelrohre ab und legt an! kommandierte der Vogt.

Da wurde es ganz still. Als aber die Frauen, die dem Auftritt vom Hügel nebenan zugeschaut hatten, die Lunten rauchen sahen, fielen sie auf die Knie und erhóben ein Geschrei, das die Wolken zerrissen hätte, wenn welche dagewesen wären: es ging auf die Bucht hinaus und gab ein mehrfaches Echo zwischen Schären und Holmen. Fischer, die mehrere Meilen entfernt auf der See gewesen waren, erzählten nachher, sie hätten einen Gesang in einem einzigen Tone gehört, als sei er von den Engeln im Himmel gekommen, so habe er geklungen.

Da stürzte der Priester vor und fiel auf die Knie und bat so schön, Gott im Himmel möge die Obrigkeit zur Barmherzigkeit rühren und kein Unglück über das arme Volk bringen, das die Obrigkeit auf seine besondere Weise liebe, aber nicht Formen und Manieren genug hätte, um es zu zeigen.

Die Lunten wurden gelöscht und das ganze Fähnchen saß ab. Nachdem sie eine Wache an den Waffenhaufen gestellt, begaben sich die hohen Herren zur Kirche, wo Lars bereits vor der Tür im Stock saß.

Aber Bauern und Frauen nahmen sich bei den Händen und gingen auf eine entfernte Waldhöhe, wo sie auf die Knie fielen. Vater Thomas, der das Gebet des Herrn konnte, sprach es laut; wenn er nicht weiter konnte, betete er es von neuem. Sechs Male betete er, und jedes Mal, wenn er zu dem „und führe uns nicht in Versuchung" kam, da seufzten und stöhnten alle Mannsleute und faßten sich bei den Händen und weinten laut. Dann blieben sie still auf der Höhe sitzen, ohne ein Wort zu sprechen; sie sahen aus, als ob sie die Predigt hörten, wenn sie auch nicht den Priester hörten.

Aber in der Kirche stand der Priester und predigte über Johannes den Täufer, der enthauptet wurde, weil König Herodes es wollte. Er hatte zum Eingangsspruch: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht vergebens, sondern ist ein Rächer an dem, der übel tut. Und er predigte über den Unterschied zwischen Rache und Strafe und kam zu diesem Ergebnis: Wenn die Obrigkeit, die ein Rächer Gottes ist, sich rächt, dann ist es Strafe; wenn aber ein Untertan straft, dann ist es Rache; darum sei es für die Untertanen verboten, zu strafen. Dann kam er zu den Gebeten; und als er alle Anwesenden bat, von Herzen für die hohe Obrigkeit und ihre treuen Beamten zu beten, da konnte ein betrunkener Landsknecht sich nicht länger halten, sondern schrie laut und rasselte mit dem Harnisch, ohne vom Vogt, der eine große Ehrfurcht vor der Obrigkeit hatte, zurechtgewiesen zu werden.

Als aber die Glocken ausgeläutet hatten, brachen die hohen Obrigkeiten auf und gingen zu ihren Pferden;. und bald trabten sie mit Gerassel und Geklapper dahin, woher sie gekommen waren. Als der Lärm erstorben war, zerstreute sich die geächtete Gemeinde auf der Waldhöhe. Aber der Priester ging mit dem Schöffen nach Hause.

* *
*

Vater Thomas, seine Alte und Jost wanderten still den Heimweg dahin. Der Kopf des Alten hing auf die Brust nieder, und seine Augen schienen sich in die Erde zu bohren, um verborgene Mittel gegen gewisse böse Dinge aufzusuchen. Jost hatte eine Stange in der Hand und stach unsichtbare Feinde nieder, die gegen ihn anritten; die Alte trug ihren Feiertagsrock in der Hand, damit er nicht von Büschen und Steinen zerrissen würde.

Als sie durch den letzten Pfahlzaun gegangen waren, blieb Vater Thomas plötzlich stehen und zeigte auf eine frische Blutspur im Grase. Jost warf sich auf den Boden nieder und roch; darauf erhob er den Kopf, sah Vater an und sagte:

— Das ist keine Wildspur!

— Woher kommt sie, und wohin geht sie? fragte Thomas.

Jost suchte einen Augenblick.

— Sie kommt nirgendswoher und führt heimwärts.

— Dann hat sich jemand am Zaun gerissen und ist dann nach Hause gegangen.

— Dann würde der Zaun ein Mal tragen! Nein, jemand hat ein beschädigtes Getier zum Zaun getragen und es hinüber auf die Brache geworfen.

Thomas schien den Zusammenhang zu verstehen, aber sagte nichts, sondern begann nach Hause zu wandern.

Sie waren ein paar Steinwürfe gegangen und sahen die Hütte zwischen den Fichten hervorschimmern, als sie Tjasse abwechselnd winseln und heulen hörten, aber er kam ihnen nicht entgegen, wie er sonst pflegte. Jost lockte ihn, aber er kam doch nicht, sondern fing an, furchtbar zu heulen.

— Da haben wir's! sagte Thomas.

— Führe uns nicht in Versuchung, sagte Mutter.

Als sie die Hütte erreicht hatten, kam Tjasse auf drei Beinen herangehumpelt; das vierte war beim Knie ab. Jost untersuchte die Wunde und sagte nur: Axt. Vater und Mutter schwiegen.

Tjasse wurde hineingetragen und ins Bett gelegt, wo er verbunden wurde.

Nach dem Mittag gingen Thomas und Jost auf die Felder hinaus. Der Roggen stand schön und blühte bald. Sie gingen weiter und kamen zum Rübenfelde.

Der Zaun war durchbrochen, und das ganze Ackerstück von wilden Schweinen durchwühlt. Da sagte Thomas:

— Wenn der Richter oben in Stockholm sitzt und dafür bezahlt hat, daß er das Gesetz auf Öland handhabt; wenn der Richter im Jahre fünfzig Ochsen, zwölfhundert Schafe, zweitausend Hühner, dreihundert Pfund Rind- und Schweinefleisch, dreihundert Pfund Butter und Käse, dreihundert Pfund Brot und zweihundert Tonnen Korn aufißt, so frage ich mich, ob nicht der Bauer, der ihn mit all diesem unterhalten soll, verpflichtet ist, den Jahreswuchs zu schützen, denn sonst kriegt der Richter seine Rente nicht, und dann verfällt Gesetz und Recht. Wenn der Fuchs uns die Hühner nimmt, die der Richter aufessen soll, so frage ich mich, ob man nicht recht tut, wenn man dem Fuchs Aas hinlegt, denn schießen kann man ihn nicht, wenn man einen Hund mit drei Beinen und keinen Bogen hat. Was sagst du, Jost?

— Ich sage nichts, denn ich will keine Zeugen haben.

— Es ist gut, sagte Vater. Kann ich mich darauf verlassen?

— So sicher, wie darauf, daß der Fuchs die Hühner in Frieden läßt, wenn er mein Brot gefressen hat.

— Mutter wird wohl verrückt, wenn sie dies letzte hört, sagte Thomas.

— Dann müssen wir sie wieder klug machen.

Vater Thomas nahm eine Rübenstaude auf, an der noch keine Knollen zu sehen waren, betrachtete sie nachdenklich und sagte:

— Daß sie solche Rüben lieben.

— Müssen's wohl! Aber dann werden sie noch besser schmecken, wenn sie reif sind. Wir haben wohl noch welche vom vorigen Jahr, Vater?

— Einige Tonnen etwa.

— Das stopft, sagte Jost.

Und dann gingen sie heim mit schweren Schritten.

Als sie wieder aufs Feld kamen, hörten sie ein fürchterliches Grunzen, mit Schreien und Winseln gemischt, und ihre Schritte beeilend, sahen sie bald eine ganze Familie von den königlichen Tieren sich am Roggen ergötzen. Der Eber ging ins Feld hinein wie ein Pflug, die Sau rollte sich wie eine Walze, so daß die mannshohen Halme, welche die zukünftige Ernte trugen, sich niederlegten wie eine Matte; und rings umher sprangen sechs halberwachsene Frischlinge und eggten, so gut sie konnten.

Thomas und Jost stießen gleichzeitig ein Hallo aus, sowohl aus Raserei wie aus Furcht, und auch in der Hoffnung, die Tiere verscheuchen zu können. Der Eber hörte mit dem Pflügen auf und guckte die Friedensstörer an; die Sau hielt in der rollenden Bewegung inne und wartete, halb auf dem Rücken liegend, was der Eber für Maßregeln ergreifen würde; und die Frischlinge warteten auf ein Zeichen von der Mutter. Der Eber nahm seine Arbeit wieder auf.

Da stieg Jost auf den Zaun hinauf und stieß ein so gellendes und anhaltendes Geschrei aus, daß Mutter zu Hause von der Höhe antwortete, denn sie glaubte, man riefe sie.

Da hob der Eber den Kopf und zeigte seine weißen Hauer, senkte ihn dann wieder und kam Schritt für Schritt auf Jost zu.

— In den Baum hinauf, schrie Thomas und war in einem Nu auf einer Kiefer, aber Jost stand noch auf dem Zaun.

Als der Eber Thomas' schnelle Bewegung sah, lief er nach dem Zaun, auf dem Jost stand, und als er herangekommen war, legte er sich mit der ganzen Breitseite dagegen und fing an, sich so gewaltig zu scheuern, daß die Einfriedigung schwankte. Darauf riß er mit den Hauern ein Loch, steckte die Schnauze hinein, und nun legte er los, und keuchend und schnaufend wühlte er das Loch immer größer. Wie Jost sah, daß die Stellung unhaltbar war, sprang er herab und hastete eine Kiefer hinauf, er auch. Und es war Zeit, denn gleich darauf war der Eber durch und scheuerte die Kiefer, daß sie schwankte.

— Was sagst du dazu, Vater? sagte Jost.

— Das ist die Tugend der Sau, daß sie daliegt und frißt, sagte Vater.

— Die haben es sehr viel leichter als wir, sagte Jost. Sie ernten, wo wir gesäet haben, und dann brauchen sie keinen Zins zu zahlen. Glaubst du, daß wir heute nacht im Bett liegen werden? Jesus Christus, da kommt Mutter! Gott Vater, hilf ihr!

Und die beiden fingen an, aus vollem Halse zu schreien. Aber die Alte kam näher und schien nicht zu hören. Sie war noch im Feiertagskleid. Ihre hohe weiße Mütze, ihr gelber Rock und ihr schwarzes Leibchen, ihr rotes Fürtuch stachen so grell von dem dunklen Wald ab, daß der wilde Eber erschrak und mit fürchterlichem Grunzen durch das Zaunloch setzte. Seine Angehörigen, die nur auf das Zeichen gewartet hatten, verstanden sofort, was los war, und folgten in eiligem Gerenne.

Thomas und Jost kletterten von den Bäumen herunter. Als Mutter sah, wie der Roggen da lag, schlug sie die Hände zusammen und sagte:

— Nun, Thomas, mußt du wohl hingehen und klagen, sonst gehe ich selbst. Kannst du dies ertragen, so erträgst du Schläge! Denn jetzt sind

wir ganz arm geworden und müssen den Winter hindurch Rüben essen.

— Daß wir Rüben essen werden, glaube ich nicht, sagte Thomas, aber klage ich, so geht es mit mir wie mit Mats. Denn so ging es ihm: zuerst mußte er zum Schöffen gehen, der schickte ihn zum Amtmann, und da mußte er die Sache auf ein Papier schreiben lassen, das vier Mark kostete, gemünzte natürlich. Dann mußte er nach Kalmar reisen, und das kostete schweres Geld. Als er nach Kalmar in die Schreibstube des Vogts kam, sahen sie das Papier für sechs Mark an, schickten ihn nach Stockholm, und das kostete ihn zwanzig Mark: Summa dreißig Mark. Als er aber in die königliche Oberkanzlei hinaufkam, siehe, da war es nicht das Papier, das es sein sollte, und dann waren keine Marginalien dabei. Aber da ging Mats mit den Papieren zum König hinauf. Der war sehr gnädig und fragte, ob Mats Zeugen bei sich habe; aber siehe, das hatte Mats nicht, und deshalb konnte nichts bei der Sache getan werden. Da antwortete Mats, daß Schweine keine Zeugen bei sich zu haben pflegen, wenn sie in fremden Äckern wühlen. Da aber wurde der König böse und sagte, man würde Mats enthaupten, wenn er so aufbegehre. Nun, Mats konnte nicht weitergehen, denn zu Gott darf man nicht gehen, wenn man will, und er scheint sich nicht ins Gericht zu mischen. Darum muß Mats Haus und Hof verlassen, und Gott behüte uns in Jesu Namen vorm Gericht.

— Haben sie auch die Rüben aufgefressen? brach die Alte aus, die von der ganzen Rede Thomas' nur den Kernpunkt festhielt.

— Ja, aber Jost sagt, es gebe noch welche vom vorigen Jahr, und dann glaubt er, daß der Fuchs noch etwas übrig gelassen hat vom vorigen Winter.

Und hilft das nicht, so müssen wir auf etwas anderes kommen! Aber nun sage ich: wenn wir unsere Rettung nicht aus dem Acker nehmen können, so müssen wir sie wohl in der See suchen! Und wenn wir sie gut ans Land bekommen haben, dann sind wir es, die den Staub von den Schuhen schütteln und lebwohl sagen! Dann mögen Gericht und Regierung sich nach dem Zins umsehen. Und jetzt, gute Freunde, müssen wir die Feiertagsfetzen ablegen und Garn in die See setzen. Hier hilft es nicht, die Arme zu kreuzen und schlafen zu gehen: nachdem wir die guten Tage gehabt haben, müssen wir auch die bösen hinnehmen!

— Aber nicht länger als bis zum Herbst, sagte Jost.

— Nicht länger als bis zum Herbst, sagte Thomas.

Und dann gingen sie nach Hause und kleideten sich um und fuhren auf die See hinaus.

* * *

II.

Es war ein Septembertag. Es hatte seit acht Tagen ein tobender nördlicher Sturm geherrscht, der das Meer viele Klafter tief aufriß; die Wogen warfen den Sand auf den Ufern auf und legten ihn in Wällen oben auf die Tangstränge. Sobald der Sand getrocknet war, wehte der Wind ihn immer mehr und mehr auf. Nachdem in den Hundstagen ein unerwarteter Waldbrand den letzten Schutz vorm Flugsand verbrannt hatte, wirbelten die alten Sandhaufen von neuem und zogen mit der Flugasche aufs Land hinauf. Von der Hütte des Zinsbauern Thomas, die auch verbrannt war, sah man keine Spur mehr,

und Roggenfeld und Rückenacker waren nur Sandbänke. Ebenso hatte das Feuer mit dem Besitztum der Nachbarn verfahren, und sie selbst hielten sich in ihren Scheuern draußen auf den Schären auf, wo sie fischten.

Es war also kein froher Anblick für den Richter, als er heute auf der großen Herbstjagd an den Strand hinunterkam. Auch vorher war er nicht froh geworden, denn wie auch die Hunde gehetzt und die Pikeniere hallot und mit den Hörnern geblasen hatten, nicht eine einzige Schweinespur hatte man gesehen. Zum Glück für den Richter hatten die königlichen Prinzessinnen und Prinzen etwas anderes zu tun und infolgedessen an der Jagd nicht teilnehmen können, die nun allein vom Lehnsherrn mit dem Vogt und dem Statthalter von Kalmar abgehalten wurde.

Der Sturm brüllte in den Kieferkronen, die Pferde schnaubten, die Hörner klangen; es war bereits spät am Nachmittage, als die letzte Koppel, die noch nicht ermüdet war, Standlaut vor einem Weißdorndickicht gab. Der etwas abgekühlte Jagdeifer lebte auf, und bald waren alle Jäger versammelt. Die Hunde konnten nicht weiter eindringen vor Dornen und Stacheln, sondern die Jagdknechte begannen mit den Äxten drein zu hauen, während die Jäger sich in einen Kreis stellten, den Spieß fertig, die wilden Tiere zu empfangen, wenn sie herausgestürzt kämen. Der Kühnste von den Knechten hatte eine Öffnung bis an den Bergabhang gehauen, an den sich das Dickicht lehnte, als er rückwärts hinauskam und sich verwünschte, wenn er nicht im Dunkel die Biester von sowohl Eber, Sau wie Frischlingen gesehen habe. Man hetzte wieder die Hunde, aber die kamen bald zurück, winselnd und schnaufend, als wenn sie etwas Ekliges gerochen hätten.

Da geriet der Richter in Wut; nachdem er den Griff seines Spießes probiert hatte, ging er in die Büsche hinein. Als er die Tiere schimmern sah, stieß er zu; die Klinge blieb stecken, aber nicht ein Laut oder eine Bewegung war von den eingekreisten Tieren zu bemerken. Aber hinaus stürzte der Richter, sich die Hand vor die Nase haltend, denn im selben Augenblick verbreitete sich ein so furchtbarer Gestank, daß sogar die Knechte zurückwichen. Man hatte auf Aas gejagt.

Der Richter ließ zur Rückfahrt blasen, und bei sich schwur er einen teuern Eid, daß die Bauern dies teuer bezahlen würden; denn er erriet gleich, daß die Bauern die Schuldigen waren, oder sein Rechtsgefühl sagte es ihm.

Der Rückzug geschah unter einer gewissen Verstimmung, denn die Zurüstungen waren groß gewesen und die Erwartungen nicht weniger. Allerdings hatte man am Morgen Rehe zur Strecke gebracht, aber das war nichts Nennenswertes, denn das konnte jeder.

— Ich glaube, ich lasse den ganzen Bauernhaufen hängen, sagte der Statthalter.

— Das hätte ich längst getan, sagte der Vogt, aber dann kriegen wir keinen Zins.

— Den kriegen wir doch nicht, sagte der Richter, denn die Schelme haben den Boden verwüstet, und Strömling kann man nicht ewig nehmen.

* * *

Als die Gesellschaft zum Hof des Richters gekommen war, herrschte bereits Dämmerung.

Das alte zweistöckige Holzgebäude mit seinem Eckturm und seinen Flügeln strengte sich an, wie ein Schloß auszusehen, vermochte es aber nicht.

Inwendig dagegen trug alles Spuren von Überfluß und vornehmen Gewohnheiten. Im Speisesaale, der allerdings ein niedriges Balkendach hatte, waren die Wände blaubezogen und mit Lichtplatten aus blankem Silber verziert, die den Schein der Wachskerzen zurückwarfen, und vom Dache hing eine Glaskrone herab. Der Boden war mit Teppichen und Fellen belegt, und alle Bänke waren unter Kissen und Decken begraben. Im Kamin brannte ein gewaltiges Feuer, und auf dem Tisch war eine glänzende Mahlzeit gedeckt, bei welcher weder Weinkannen noch Kristallpokale fehlten.

Nachdem sich die Gesellschaft in den Gastzimmern umgekleidet und gewaschen hatte, versammelte sie sich im Saale, und auf ein Zeichen des Hofmeisters setzte man sich zu Tisch. Da der Richter unverheiratet war, waren keine Frauen anwesend; infolgedessen nahm das Gastmahl bald ein Gepräge von ungezügelter Roheit an. Das Essen schien nur da zu sein, um den Durst zu reizen, und es wurde scharf getrunken. Als die Mahlzeit einige Stunden gedauert hatte und der Richter halb berauscht war, stand er auf, erhob sein Glas und sagte:

— Auf den König!

Alle erhoben sich außer dem Statthalter vom Schloß zu Kalmar. Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, und er stieß mit der Zunge an, als er antwortete:

— Welcher König?

— Unser regierender gnädiger Herr und König, König Johan, fiel der Richter ein, mit einer drohenden Bewegung nach dem Degen.

— Ich weiß nicht, daß König Erich aufgehört hat zu regieren, sagte der Statthalter, wenn er auch gefangen sitzt.

— Das habe ich noch nicht gehört, daß man aus Gefängnissen regiert; übrigens ist jetzt König Johan König, gekrönt und vereidigt; ich habe ihm meinen Eid abgelegt und Ihr auch.

— Genötigt und gezwungen, ja! Aber nach dem Erbvertrage sollte die Thronfolge nicht da sein, wo sie ist.

— Der Erbvertrag! Eure Verträge! Macht stiftet Gesetz! Und noch einmal: tut mir Bescheid, Statthalter, wenn ich das Wohl des Königs trinke.

Der Statthalter trank sein Glas aus mit einer Miene, als wenn er es mit stillem Vorbehalt tue.

— Werden einmal sehen, wer König nach Johan wird! tröstete er sich.

— Prinz Sigismund natürlich!

— Das haben wir noch nicht gesehen. Das Gesetz ergötzt sich mitunter an Winkelzügen, und hat es einmal mit Seitensprüngen angefangen, so geht es sicher den ganzen Weg über Zickzack.

— Pest und Hölle, wovon gakelt Ihr? unterbrach ihn der Vogt, der eine gewisse Neigung für den kecken Herzog Karl hatte.

— Silentium! gebot der Richter.

— Friede! hörte man den Pastor, der die ganze Zeit still dagesessen und in den Inhalt der Schüsseln und der Gläser vertieft gewesen war. Friede, gute Herren, ich möchte eine Geschichte erzählen, die ihren Wert mehr darin hat, daß sie wahr ist, als daß sie lustig ist. Ob sie in irgend einer Weise auf gegenwärtigen Kasus angewandt werden kann, will ich nicht entscheiden; das mag jeder selbst untersuchen.

— Wie heißt die Geschichte? schrie der Richter, der bange war, sich dem Gelächter auszusetzen.

— Die Innung der Rutenonkel, müßte sie genannt werden, denn sie hat keinen Namen, aber Zweck

hat sie. Also, wenn die Herren ihre Gläser füllen lassen, so daß sie etwas zur Unterhaltung haben, während ich erzähle, so beginne ich die Geschichte von der

Innung der Rutenonkel.*

* * *

Es gibt und hat so viele verschiedene Arten gegeben, unsern Herrn zu verehren, was die äußeren Formen angeht. Die morgenländischen Völker haben die Unsitte, sich vornüber niederzuwerfen, die katholischen Völker fallen auf die Knie und bleiben stehen. Eine der wichtigsten Verbesserungen im Kirchenwesen, welche die lutherische Reformation einführte, war unbedingt der Bankschlüssel.

Wenn der Priester vorm Altar steht und Gott agiert, so sieht er sofort, wo er die Schafe und wo er die Böcke hat. Gott selbst hat ja einen Unterschied zwischen Volk und Vieh gemacht, und davon braucht man nicht weitläufig zu sprechen. Es ist die Entdeckung selbst, daß man sitzen und verehren kann, die das Große ist. Aber wie jedes Ding seine Schattenseiten hat, so hat auch das Sitzen den Nachteil, Schlaf mit sich zu bringen. Aber wie jeder Nachteil seine Berichtigung in sich trägt, so hat das Schlafen in der Kirche den Rutenonkel hervorgerufen.

In Kalmar, das seit langer Zeit drei Kirchen hat, war das Rutenonkeltum früh entwickelt. Es war kein kirchliches Amt, sondern ein selbstgestiftetes von Freiwilligen, die für die Sache des Herrn Eifer besaßen.

In der Stadt lebte ein junger Landsknecht, der den Abschied erhalten hatte; einige sagten, weil er unfähig sei, andere, weil er zu gut sei; wie es

* **Von Strindberg später gestrichen.**

sich verhielt, erfuhr man nie, denn so etwas erfährt man selten. Aber er wußte Bescheid in allem, was er tat. Peter hieß er.

Nun, der kam eines Sonntags in die Kirche, um Gottes Wort zu hören. Es war ein schlechter Priester, der predigte — ich war es nicht! — und Bürger und Bauern saßen da, den Schädel auf der Brust, und schliefen, so daß die Fensterrahmen zitterten. Was ist das für eine Schweinemanier! dachte Peter. Aber da erblickte er den Rutenonkel, der mit seinem Stock daherkam. Das war ein langer schlanker Stock, der aus einer Ulme gedrechselt war und eine Kugel am Ende hatte, die nicht so grob wie eine Erbse war. — Paß auf, dachte Peter. Jetzt klopft er sie! Aber der Rutenonkel ging so leise auf den Zehen den Gang dahin, als sei ihm bange, einen Menschen aufzuwecken, und dann prickelte er die Alten mit der Kugel im Nacken. Und die Alten erwachten mit einem Auge, und dann kamen sie wieder ins Schnarchen hinein und schnauften noch schlimmer, daß die Banktüren an ihren Haken zitterten. — Das taugt nichts, hol mich der Teufel, dachte Peter. Der Zweig ist zu zart.

Am nächsten Sonntagsmorgen ging Peter in den Wald und schnitt sich eine grobe Haselstaude, aber eine Kugel setzte er nicht ans Ende, denn die würde nur hinderlich sein. Nun! Der Priester las das Vaterunser und begann mit dem Text des Tages. Und sobald die Alten sich nur setzen durften, waren sie zu Hause im Bett.

— Ich will euch, der Teufel hole meine Seele — er fluchte sehr, denn er hatte im Kriege gedient — schlafen lehren, sagte Peter, und dann ging er den Gang hinunter. Und der erste Bauer, den er zwischen den Schultern traf, sprang auf und wurde wach wie ein Rotauge, und der Bauer schlief nicht

wieder ein. So ging Peter die ganze Reihe entlang, und es schlug und knallte, wie wenn man Teppiche klopft. Aus dem Schlafen wurde an diesem Sonntage nichts mehr.

Als der Gottesdienst aus war, rief der Priester Peter in die Sakristei, faßte ihn bei der Hand und sagte:

— Hab Dank, Peter, du hältst die Leute wach!

Aber als der Priester gegangen war, siehe, da kamen die Rutenonkel.

— Was bist du für einer? sagte der älteste.

— Ich bin der Landsknecht Peter, antwortete er.

— Sollst du die Leute schlagen, du?

— Ja gewiß soll ich das. Ihr schlagt sie ja auch.

— Ja, aber wir schlagen anders. Bei allem muß Maß sein.

— Ja, aber sie erwachen nicht, wenn ihr sie schlagt.

— O doch! Allmählich, allmählich! Man muß Geduld und Langmut haben, dann geht es schon.

— Nein, es geht nicht. Geschlafen oder gewacht!

— Du hast überhaupt keine Erlaubnis zu schlagen, sagten die Rutenonkel. Du bist kein Rutenonkel.

— Ich denke einer zu werden, sagte Peter.

— Das kannst du nicht! Der ist so schwer, dieser Beruf — er wollte nicht Handwerk sagen — der ist so schwer, so schwer! Bleibe Landsknecht, du, Peter, dazu bist du geboren.

— Das ist doch die Hölle! sagte Peter. Wie ich Landsknecht werden wollte, da durfte ich nicht. „Das ist so schwer, so schwer.“ Aber jetzt werde ich doch Rutenonkel, denn ich habe bewiesen, daß ich dazu tauge.

Und Peter hob den Zweig und wollte auf die Rutenonkel zuschlagen. Aber da hätte man die sehen

sollen: sie warfen sich über Peter und schlugen ihn blau, denn sie waren mehrere als er. Aber Peter hüpfte und schrie:

— Habt Geduld, habt Geduld!

— Nicht mit dir! antworteten die Onkel und peitschten los.

— Bei allem muß Maß sein! schrie Peter.

— Nicht mit dir! antworteten die Onkel und prügelten weiter.

— Was ist denn mit mir los! jammerte Peter.

— Es ist eine besondere Sache mit dir!

Peter sprang zur Kirche hinaus und ging zum Priester.

— Die Rutenonkel haben mich geschlagen, erzählte Peter. Und ich kann nicht verstehen, warum sie nicht mit Maß schlugen, als sie mich schlugen.

— Hm! Kannst du das nicht verstehen? sagte der Priester.

— Nein, sagte Peter.

— Das ist nur Neid! sagte der Priester. Kannst du das nicht verstehen?

— Doch!

Das verstand Peter.

Und so war die Geschichte aus.

Alle fanden, es sei eine lustige Geschichte, denn kein Rutenonkel war anwesend, der sie hätte auf sich beziehen können.

— Nun, aber wie ging es dann mit Peter Knecht? fragte der Richter, dem es lieb war, daß von Gästen gesprochen wurde.

— Ja, sagte der Priester, er wurde Turmwächter, denn Rutenonkel konnte er nicht werden. Aber da war ein Gejammer unter den Rutenonkeln. Sie standen unten auf dem Kirchhof und guckten zum Turm hinauf, wo Peter stand und ausrief, was die Glocke geschlagen hatte. Sie guckten, so daß es im Nacken

knackste, und sie schnitten so schreckliche Grimassen, weil sie die Sonne blendete.

— Kannst du ihn sehen? sagte ein Rutenonkel.

— Er sieht von unten so klein aus, finde ich, sagte ein anderer.

— Nun, er ist auch nicht so groß, wenn er auf der Erde steht, meinte ein dritter.

— Ich begreife nicht, sagte der erste, warum sie ihn zum Turmwächter genommen haben. Als Rutenonkel hätte er vielleicht gehen können, wenn er die Art gelernt hätte.

— Ja, sagte der andere, er hatte schon die Anlagen, wenn er nur Maß gelernt hätte.

— Er hat es sehr viel leichter als wir, sagte der dritte. Es ist doch recht schade, daß man solche Ämter an Freischärler weggibt.

Aber Peter Knecht stand oben im Turm und hörte, was die Onkel sagten. Und dann nahm er sein großes Horn und tutete sie an.

— Tut! tut! tut! sagte er.

Und damit war es zu Ende.

— Nun, aber wie ging es dann? fragte der Richter, der nicht die geringste Anspielung auf die Anwesenden sah und sich enttäuscht fühlte.

— Ja, sagte der Priester, dann kriegte Peter einen roten Kragen auf den Rock. Und da wollten die Rutenonkel mit ihm zusammen sein, aber da wollte Peter nicht, denn die Rutenonkel hatten keinen roten Kragen. Übrigens widerfuhr dem Peter die Ehre, für den Küster bezahlen zu dürfen, wenn er im Kruge trank, und da hielt er sich für besser als die Rutenonkel. Aber tut! tut! tut! sagte er jedes Mal, wenn er sie erblickte.

Und damit war es zu Ende.

* * *

Man trank wieder und dann wurde es still.

— Womit soll man sich den ganzen langen Abend belustigen? sagte der Richter. Wenn man die Bauern holen und beim Fackelschein draußen auf dem Hofe expedieren würde: wir haben die Heber noch vom letzten Schlachten; übrigens glaube ich, man könnte sie an dem Stallbodenbalken in die Höhe hissen, denn der hat eine Ziehscheibe.

Der Vorschlag ward gut aufgenommen, nur vom Priester nicht, der finster wurde. Man stand vom Tische auf, und der Richter befahl Stricke und Fackeln und rief seinen Stallmeister herein, der die Bauern zusammenrufen sollte.

Da wurde der Priester unruhig, aber im nächsten Augenblick hatte er sich gefaßt.

— Hört ein gutes Wort, sagte er. Bauern bei Fackelschein hängen, ist weder neu noch lustig; aber wenn wir bis Mitternacht warten, so haben wir den Mond, der dann aufgeht, und das wäre sowohl lustig wie hübsch. Während der Zeit werde ich den Herren Lieder vorsingen, damit die Zeit nicht lang wird. Ist es gut so?

— Ein Lied! Ein Lied! klang es aus der Gesellschaft. Der Richter legte den Strick fort, den er gerade bereit machte, und vergaß nach den Bauern zu schicken.

Der Priester sah genau nach, daß die Diener sich entfernten und die Türen geschlossen wurden. Darauf putzte er das Licht und füllte die größten Pokale.

— Tut mir Bescheid, edle Herren, sagte er und leerte seinen Pokal, worauf er den letzten Tropfen auf den Nagel goß.

Die Herren leerten ihre Pokale, was einen starken Eindruck auf ihren grauenden Rausch zu machen

schien, denn sie wurden ganz wild. Der Richter besonders wurde rasend.

— Spiel auf, Teufelspriester! schrie er. Du bist jetzt nicht in der Kirche. So! Aber es muß grob sein!

Der Priester schien in seinem Gedächtnis nach einem Lied zu suchen, aber er lauschte hinaus, als wenn er durch den Sturm andere Leute zu hören glaubte. Darauf begann er das Gesicht wie ein Jahrmarktsgaukler zu verziehen, und dann sang er mit einer vor Alter und Erregung zitternden Stimme:

Knut Huling sein Vieh auf der Brücke verzollt.
Ihr blast in das Horn, den goldnen Lur!
Fünfzehn Mädchen die hat er im Sold
Für den ausländ'schen Huling.

Hier holte er Atem und schien nach dem zweiten Verse in den kleinen Scheiben des niedrigen Fensters zu suchen, die anfingen von einem roten Schein, den nur er sah, vergoldet zu werden. Darauf fuhr er fort:

Knut Huling sein Vieh auf der Wiese macht fett.
Ihr blast in das Horn, den goldenen Lur!
Fünfzehn Mädchen die machen sein Bett
Für den ausländ'schen Huling.

Jetzt klopfte es an die Tür und Stimmen waren draußen zu hören, aber der Richter befahl dem Priester fortzufahren, und dieser fuhr fort, obwohl er jetzt sehr blaß war und aufgehört hatte Grimassen zu schneiden.

Knut Huling hinein durch die Türe schritt.
Ihr blast in das Horn, den goldenen Lur!

Jetzt klopfte es so heftig an die Tür, daß man nichts vom Gesange hören konnte, und dann schrie eine Stimme: Der Russe ist da! Da sprangen alle

vom Tische auf, und der Richter taumelte zur Tür, um sie zu öffnen. Der Stallmeister stürzte herein.

— Russische Krieger haben in der Kirchbucht geankert und die Kirche in Brand gesteckt.

— Fort und die Bauern aufgeboten! Sogleich! Alle! schrie der Richter.

— Das ist bereits geschehen, hörte man die dumpfe und ernste Stimme des Priesters.

— Nun, was antworteten sie?

— So antworteten sie: Wir haben keine Waffen.

— Höllenelement! Hängt sie!

— Als ich heute morgen russische Segel sah und zu den Bauern hinausfuhr, um sie zu bitten, ihr Vaterland zu verteidigen, antworteten sie: Wenn das Vaterland, das verteidigt werden soll, aus Prinzen, Statthaltern, Richtern, Vogten, Flugsand, Rehen und Schweinen besteht, so meinen wir kein Vaterland zu verteidigen zu haben. Wenn dieses Vaterland uns zu den Waffen ruft, so antworten wir: Ihr habt uns die Waffen genommen, aber eine bleibt uns, eine einzige, aber mit der verteidigt man nicht den Richter und seine Geliebte.

— Was ist das für eine Waffe?

— Die Flucht! — Sie sind bereits geflohen. Nach einem anderen Lande, einem neuen Vaterlande.

Der Stallmeister, der draußen gewesen war, kam wieder herein und verkündigte, daß der Feind sich nähere. Der Saal wurde jetzt durch den Schein vom Kirchenbrand erleuchtet, so daß die Lichter erbleichten.

— Rette sich, wer kann! klang der Ruf, und alle eilten hinaus.

* * *

Der Himmel war rot wie ein geheizter Ofen. Der Richter, der berauscht war, eilte, so gut er konnte, in den Garten hinunter, der am Seeufer lag. Er glaubte zuerst in dem schwachen Licht, das der Brand gewährte, er wandere in trockenem Schnee. Die Gartenwege waren weiß, es wirbelte um die Füße, und der Wind fegte mitunter ganze Wolken auf. Der Sturm raste. Die Apfelbäume waren noch nicht geerntet, und zuweilen schmetterte ein ganzer Regen Früchte auf ihn und um ihn nieder.

Dann verlor er den Hut. Er wollte ihn suchen, aber nach einem minutenlangen Suchen sah er schließlich die Federn aus dem Schnee hervorragen. Er kratzte und kratzte. Es war ein seltsamer Schnee: trocken und heiß und schwer. Dann kam ihm der Gedanke, wie sonderbar es sei, daß die Äpfel bereits im Winter reif waren.

Er hatte den Hut wieder und taumelte weiter vorwärts, bis er das Ziel seiner Wanderung erreichte. Das war ein kleines verstecktes Häuschen, so groß wie eine Kajüte, das früher vor den Meereswinden durch Kiefernwald geborgen gewesen, jetzt aber nach dem Waldbrand durch einen hohen Sandwall geschützt wurde, der sich hinter ihm aufgeworfen hatte.

Er erreichte die Tür, aber da lagen große Wehen davor bis halb hinauf zum Schloß. Er scharrte sie fort und schloß die Tür auf. Hineingekommen, suchte er nach dem Feuerzeug und hatte bald Licht angezündet. Darauf holte er eine Flasche Rheinwein hervor, die er leerte. Aber die Anstrengung war so groß und die Luft so schwül, daß er sich aufs Bett legen mußte.

Da lag er und sah die römischen und griechischen Bilder an, die auf die Wand gemalt waren. Da sprangen Nymphen durch Weintrauben und Kin-

der schaukelten auf Rosenwolken. Er hörte ein leises Flüstern auf dem Boden, wie wenn die kleinsten Grashüpfer ziß, ziß, ziß im Heu sagen. Da guckte er hin und sah einen kleinen Sandhaufen am Boden. Je länger er ihn ansah, desto größer wurde er. Da guckte er zum Dache hinauf. Dort war ein Loch, durch welches etwas rann. Dann sank er in Schlaf.

Ihm träumte, er liege in einem ungeheueren Stundenglase und sehe zu, wie der Sand rinnt. Und er berechnete, er müsse tot sein, ehe das Glas ausgeronnen. Er wollte sich hinausretten; aber auf allen Seiten war Glas, ein so hartes Glas, daß er kein Loch machen konnte. Dann träumte ihm, er träume, er liege in einem Stundenglase, das rinnt, aber er könne nicht erwachen. Dann träumte ihm, er träume, sein Mund sei voller Sand, und er höre eine Stimme, die sagte: iß! Und er wollte sich wecken, um aus dem schweren Traum herauszukommen. Und dann träumte er, er wecke sich auf; aber er erwachte nicht.

* * *

EIN TRIUMPH *

Die Hofmarschallin hat ihren zur Zeit einsamen Platz im ehelichen Bette verlassen und ihre erste Toilette gemacht. Sie öffnet die Türen zur Terrasse, die auf den Schloßgarten hinausgeht, und läßt die warme Luft des Junimorgens ins Schlafzimmer hineinstürzen. Ihre Terrasse, die das Dach einer alten Bastion bildet, ist von einer Balustrade toskanischer Säulen aus Sandstein umgeben, auf denen in Töpfen aus herrlicher Majolika von Urbino Rosenlorbeeren und Granatbäume aufgestellt sind. Durch diesen grünen Rahmen sieht sie die Fahrzeuge auf dem Nordstrom, weiter hin den Schiffsholm und in der Ferne die runden Linien der Eichen auf der Waldemarinsel. Gleich unter sich hat sie den Schloßgarten, in den eine Treppe in drei Absätzen hinabführt, auch die mit einer Balustrade, doch ist diese mit Standbildern aus Blei verziert, die mit Ölfarben übermalt sind.

Die Kammerjungfer stellt einen Armstuhl hinaus, der mit goldenen Vließen bekleidet ist, und legt eine Bärenhaut auf den noch vom Tau feuchten Steinboden. Die Herrin tut einige Schritte, setzt sich aber bald müde in den Stuhl. Sie nimmt ihren Handspiegel, der am Gürtel hängt, und betrachtet ihr Angesicht. Zweiunddreißig Lebensjahre, sechs Jahre kinderlose Ehe und drei Monate Trennung von ihrem Manne, der draußen im Kriege ist, haben die noch

* **Eine Friedensnovelle, zur selben Zeit geschrieben wie Strindbergs Schweizer Friedensnovelle „Utopie in der Wirklichkeit.“**

festen und vollen Wangen gebleicht, die kleine streifige Spuren von den Falten des Kopfkissens tragen. Das zurückgestrichene schwarze Haar, das meistens von der weißen Seidenhaube mit Perlenstickerei verdeckt wird, ist noch zum Teil verfitzt, wie wenn schwere Träume den Schweiß ausgetrieben hätten. Die großen gerundeten braunen Augen, die das Blau des Himmels, mit undeutlichen Miniaturbildern von Majolikavasen und Schloßfenstern vermischt, widerspiegeln, sagen nichts anderes als daß sie müde sind. Das tief ausgeschnittene Kleid läßt eine hochgewölbte Brust mit einem sich etwas senkenden Busen halb bloß, so daß das Bruststück aus flandrischen Spitzen nur einen schwachen Schutz gegen den Luftzug bildet. Der steife Atlasrock aus Purpur fällt so nach vorn herunter, daß jemand, der auf der Treppe stände, die langen gestickten seidenen Strümpfe mit den farbigen Zwickeln noch bis über die Kniekehle sehen könnte, während der kleine, aber hochgewölbte Fuß in der Bärenhaut wie in ungemähtem Gras begraben lag.

Sie gähnte ihrem eigenen Bild mitten ins Gesicht, so daß der warme Atem das Glas des Spiegels wie mit einem Flor beschlug, hinter dem ihr Gesicht einen Augenblick verschwand, um dann allmählich wiederzukommen, wenn der feuchte Schleier zusammenschrumpfte und verging. Das ergötzte sie einen Augenblick. Darauf nahm sie ihre Schere, die neben dem Spiegel am Gürtel hing, und begann ihre Nägel zu putzen.

Da hörte man den Sand unten im Garten knirschen und vom Rande des Springbrunnens erhob sich eine lange männliche Gestalt, die auf dem Bauche gelegen und die Karpfen betrachtet hatte. Die eine Körperhälfte war papageigrün gekleidet und die andere scharlachrot; auf dem Kopfe trug er die

altmodische Narrenkappe, wenn er auch augenblicklich die Schellen in die Falten gesteckt hatte, so daß sie nicht klingelten, wenn er sich rührte. Sein Gesicht war ernst und schrie bedeutend gegen seine Tracht; die Züge, die durch ein Paar starke Schnurrbartenden und einen spitzen Kinnbart etwas verborgen wurden, erinnerten an die eines deutschen Studenten, und es lag etwas von dem Blick des Gelehrten in seiner ganzen Art, die ihn umgebende Welt zu betrachten.

Als er dicht vor die Treppe zur Terrasse gekommen war, blieb er jäh stehen, wie überwältigt von dem Gemälde. Das üppige Weib in der glänzenden Tracht, der weiße Strumpf und die schwarze Bärenhaut, die offenen Türen zum Schlafzimmer, wo die nette Kammerjungfer vor dem Bette stand und die Laken ordnete, die sie schüttelte und faltete, alles schien einen unerwarteten, nahezu verletzenden Eindruck auf den Narren zu machen.

Die Marschallin zuckte zusammen, als ihre Augen auf den Narren fielen, und als dieser Miene machte, vorzueilen und sich auf die Knie zu werfen, nahm ihr Gesicht ein so verzweifeltes und wildes Aussehen an, daß der Narr augenblicklich stehen blieb, die Mütze abstreifte und eine lächerliche Verbeugung machte.

— Es sind vierzehn Tage her, seit ich dich sah, Menelaus, sagte die Marschallin in einem so munteren Tone, wie sie nur annehmen konnte.

— Ja, antwortete der Narr und sprang auf die Barriere hinauf und kratzte sich mit seinem pantoffelbekleideten Fuße den Kopf. Und was seht Ihr da im Spiegel?

— Ich bin betrübt bis zum Tode, und ich sehe im Spiegel einen Mann mit langem Gesicht, rotem Barte und irrsinnigen Augen, der hinter dem Fenster-

vorhang im großen Spiegelsaale steht und uns beobachtet; doch er lachte, als du dich kratztest, so ist noch kein Schaden geschehen, und ich habe viel zu erzählen.

— Auch ich, sagte der Narr; ich bin betrübt bis zum Tode, laßt uns zu Euch hineingehen.

— Unmöglich! Der Rote beargwöhnt uns! Komm wieder vorbei später am Tage!

— Unmöglich! Ich soll ja gaukeln beim Einzuge am Nachmittag.

— Dann müssen wir schon hier sprechen! Doch zeige, daß du spielen kannst, wie einem Spieler ansteht!

— Das kann ich nicht! Das kann ich nicht! Heute nicht! O nein! Bei Christi Leiden und Tod ersinnt etwas anderes.

— Was soll ich ersinnen? — Er ahnt Unrat! Jetzt kriecht er hinter die Gardine. — Warte, ich habe es: Ich werde dir vorlesen! — Anna! Anna!

Die Kammerjungfer kam auf die Terrasse heraus.

— Was wünschen Eure Gnaden?

— Gib mir das blaue Buch, das auf dem Nachttisch liegt; nein, es liegt unter dem Kleiderschranke.

Die Jungfer kam gleich zurück mit einem Quartfolio in blauem Corduanband.

— Geh hinein und schließ die Tür, sagte die Marschallin. — Jetzt, Narr, sollst du und der Rote eine frohe Stunde haben, denn ich will Boccaccios Dekameron lesen.

— Gut! Doch wie wird der Hohe im Fenster wissen, was Ihr leset? wandte der Narr ein.

— Er wird die blauen Decken sehen, und er hat mir das Buch geliehen! Denke dir! Er will meine Seele bereiten, bis sie mit seiner verwandt wird!

— Ein edler Herr; wir kennen ihn. Aber wir müssen also nun sprechen wie ein Buch, denn Wahnsinnige haben scharfe Augen und scharfen Verstand. Das letzte klingt seltsam, doch ist es so!

— Sei ruhig, Menelaus, ich kenne ihn zu gut. Und wenn ich auf etwas Trauriges komme, wirst du dich vor Freude und Entzücken verrückt zeigen.

— Verlaßt euch auf mich, Frau!

— Dann beginne ich!

Die Marschallin hob das Buch auf und suchte einen Augenblick in den Blättern; darauf fing sie an mit einer eintönigen abgemessenen Stimme zu sprechen, wie einer der liest.

— „Auf der Grenze des naturschönen Bleking und des häßlichen Smoland . . .“

— Vergeßt nicht die Blätter umzuwenden, Frau! unterbrach sie der Narr.

— Da hast du recht, und du mußt mich daran erinnern, wenn ich es vergesse. — Jetzt ist er wieder da, der Schreckliche, und die Augen leuchten wie Glut! Ich beginne von neuem:

— „Auf der Grenze des naturschönen Bleking und des häßlichen Smoland liegt ein hübscher Landsee, der Flommen heißt. Auf dem nördlichen Ufer, das zu Smoland gehört, liegt ein Hof mit einem Hause, der Ingelstad heißt; auf dem südlichen Ufer, das zu Bleking gehört, will sagen, Dänemark, liegt ein Hof, der Edrup heißt. Der Herr zu Edrup war mein Vater. Er hatte zwei Töchter: die eine war ich natürlich; auf die andere hatte der Herr zu Ingelstad seine Augen geworfen, hatte gefreit und das Jawort erhalten und sollte sie heimführen auf seinen Hof. Bleking hat, wie du weißt, bald der dänischen, bald der schwedischen Krone angehört; doch wie es auch war, die Grenzbewohner, die durch Heiraten sich mit einander vermischt hatten, haben

sich niemals anders als wie ein Volk gefühlt und sind Freunde gewesen in Lust und Leid. Ja, sie haben sich sogar in Kriegszeiten vom Kampfe ferngehalten und sogenannten Bauernfrieden mit einander geschlossen." — Ist es gut gelesen?

— Ihr sprecht wie ein Buch, Frau, antwortete der Narr und schlug in die Hände.

— Er lächelt oben, denn er glaubt, es sei etwas Unzüchtiges! — Weiter!

— „Der Herr auf Edrup und der Herr auf Ingelstad waren alte gute Freunde, und da man nicht länger als eine Viertelstunde über den See zwischen den beiden Höfen ruderte, trafen sie sich oft und in aller Freundschaft. Das Ende war, daß der jüngere Herr auf Ingelstad um meine Schwester freite, wie ich oben erzählt habe."

— Wendet! sagte der Narr. Wendet! wendet!

Die Marschallin wandte das Blatt und fuhr fort:

— „Es war ein schöner Sommerabend, wie in den Büchern zu stehen pflegt; auf Ingelstad hatte man seit vierzehn Tagen gescheuert und geputzt; man hatte Flaggen zu den Fenstern hinausgehängt, Brautstangen und dergleichen errichtet, denn der Herr vom Hofe sollte am Abend seine Braut heimführen. Und auf Edrup hatte man nicht weniger gerüstet; dort wurde die Hochzeit in Freude und Lust gehalten. Auf den Abend sollten die Alten und alle Hochzeitsleute die Jungen über den See bis zu ihrem Heim begleiten. Von Booten mit Fackelträgern und Spielleuten umgeben, wurden sie über den ruhigen Wasserspiegel gerudert, der den Schein von den Feuern wiedergab, die man auf den Ufern angezündet hatte; der Mond stand tief über dem Rande des Waldes und verbarg sich dann und wann hinterdem Rauch; die Hörner klangen, die Geigen tönten und die Trompeten schmetterten."

— Bravo, schrie Menelaus, ganz wie im Dekameron.

— „Der Empfang auf dem Hofe der Jungen war glänzend, fuhr die Marschallin fort, und die Jungen waren im Paradies des Himmels. Und es wurde getanzt und gescherzt bis tief in die Nacht hinein. Aber mitten im Fackeltanze, an dem alle Alten hatten teilnehmen müssen, hörte man auf dem Hofe ein Trompetengeschmetter. Die Musik verstummt, der Tanz gerät ins Stocken, man wartet mit Angst auf den, der in der Nacht kommt, denn man hörte wohl, daß es ein Fremder war, der keine gute Botschaft brachte. Herein tritt der Vogt des Königs, von einem Heermeister begleitet, und verkündet laut im Saale, daß Krieg ausgebrochen sei zwischen der schwedischen und dänischen Krone. Darauf folgte eine Ermahnung an die Dänischen, sogleich auf zwölf Stunden Geleit heimzuziehen und bereit zu sein auf das, was folgen würde. Zuerst wurde es ganz still im Saale; aber darauf schritt der Herr zu Ingelstad vor, den Arm um seine zitternde Braut, faßte einen gefüllten Weinbecher und erklärte laut und deutlich, er tränke seinen Becher auf seinen Schwiegervater, seine Freunde und Nachbarn: eher würde man ihm die Braut aus den Armen reißen, ehe er sein Schwert gegen ihren Vater zöge. Die Becher wurden erhoben und man trank auf Friede und Eintracht unter Umarmungen und Jubelrufen. Aber da nahm der Heermeister wieder das Wort und erklärte, Bauernfrieden würden nicht mehr anerkannt werden; jeder, der sich nicht unter die Fahnen stelle, werde als ein Reichsfeind angesehen und sein Hof werde niedergebrannt werden. Der alte Herr zu Edrup erklärte, er und seine Leute würden nicht die Hand gegen Verwandte und alte Freunde erheben, mit denen er keine Händel habe, und die Friedensver-

sicherungen wurden wiederholt. Der Heermeister und der Vogt warnten zum letzten Male und nahmen Abschied. Und dann setzte man den Tanz fort, bis die Jungen sich in ihre Kammer und die Gäste auf ihre Zimmer zurückzogen, um den Tag darauf mit den Festlichkeiten fortzufahren. Aber am Tage darauf wurde das Haus von schwedischem Kriegsvolk geweckt. Der Bräutigam, der mit Waffen sein Zimmer verteidigte, wurde übermannt und gefangen genommen; die Braut — meine Schwester — wurde wahnsinnig. Sie sitzt nun hier, unter unseren Füßen, von mir verborgen gehalten, den Knebel im Munde, damit sie ihren Aufenthaltsort nicht verrät; und ihr Bräutigam — ja, er soll heute im Triumphzuge geführt und dann gerädert werden. Das war eine lustige Geschichte! Klatsch in die Hände, Menelaus!"

Der Narr sprang von seinem Platze auf, warf die Mütze auf den Boden, trat auf sie und raufte sich den Bart.

— In Jesu Namen, klatsch in die Hände, er sieht nach uns, flüsterte die Marschallin.

— Nein, sagte der Narr. Hängt mich mit dem Fußblatt auf wie ein Kalb und schneidet mir die Augenlider ab. . . Jetzt aber sollt Ihr meine Geschichte hören, ohne Buch, ohne Spiegel, ohne Händeklatschen!

— Beim Kreuze Christi des Versöhners, denk wenigstens an uns; er hat das Fenster geöffnet und hört jedes einzige Wort, das du sagst!

— Desto besser! Er soll es von mir hören, wenn er es nicht in der Kirche oder dort in seinen Zimmern zu hören bekommt! Hier habt Ihr meine Geschichte! Ich war Diakonus an einer kleinen Kirche im nördlichen Bleking, aber ich bin geborener Schwede, von schwedischen Eltern. Ein Diakonus

ist einer, der dem Priester aufwartet und Amen sagt, wenn der ja sagt. Ich wurde es überdrüssig ja zu sagen. Ich hatte ein Mädchen gern, ich wie alles andere Mannsgeschlecht. Aber wir konnten niemals so viel bekommen, daß wir zusammenziehen konnten, doch ein Kind, das bekamen wir. Und dann fuhr ich nach Stockholm hinauf und wurde, der ich bin! Wie? Daran erinnere ich mich nicht! Doch ich gedieh gut und war stolz darüber, daß ich der einzige war, der ein wahres Wort sagen durfte im ganzen Schwarm. Aber nicht um wahre Worte zu sagen, war ich angestellt, sondern sie auf eine lustige Art zu sagen. Als ich das entdeckte, wurde mir die Beschäftigung leid, aber es war zu spät, eine andere zu suchen, und außerdem, mein Sohn wuchs heran: ich sparte für ihn und die Mutter. Er war achtzehn dieses Jahr. Der Krieg brach aus. Warum? Weil der Maler des dänischen Königs drei Kronen statt vier auf die Wagentür des Königs malte? Oder weil der Admiral des schwedischen Königs einen Fehler beim Kanonengruß beging, weit draußen auf der See, wo es niemand sah? Wer kann darauf antworten? Es wurde Krieg! Ihr habt eben davon gesprochen! Heute morgen nahm ich ein Ruderboot und fuhr auf den Strom hinaus; dort lagen drei große Schiffe vor Anker und trockneten die Leesegel. Auf den Fahrzeugen — ich habe überall freien Zutritt — sah ich Gesichter, die ich niemals vergesse. Es waren Bewohner von Bleking, die das Verbrechen begangen hatten, in Bleking geboren zu sein während eines Zeitpunktes, als zwei unartige Jungen Lust kriegten sich zu raufen. — Ja, hör es du, du Tropf, da oben, wo du stehst und glotzest! — Ich sah Weiber und Kinder ohne Kleider, deren Augen nach einem Bissen Brot auslugten. Dort traf ich im Ladungsraum mein — laßt uns sagen —

Weib, da wir zusammen das Kind hatten. Sie war nicht wahnsinnig, aber nicht weit davon. Und sie konnte erzählen, wie der Schwede durch seine Knechte draußen auf der Thinghöhe alle mannbaren Leute, die Waffen tragen konnten, in Reihen aufstellen ließ, und dann haute man sie nieder, Reihe nach Reihe, wie man einen Wald fällt. — Und dabei war mein Sohn! Hast du einen Sohn, du, dort oben, so mag ihn die Hölle holen, hörst du's?

Der Narr machte eine Pause, um Atem zu holen und fortzufahren, doch als seine Augen das Gesicht der Marschallin trafen, sah er in ihren verzweifelten halbgebrochenen Blicken, was er über sie und sich heraufbeschworen hatte; von einer augenblicklichen Eingebung erfaßt, wandte er sich dem Fenster zu, wohin er vorher nicht zu blicken gewagt hatte, warf sich bäuchlings auf den Marmorboden und schrie mit lauter Stimme:

— Ave Caesar imperator, morituri te salutant!

— Bravo Menelaus! wurde vom Fenster geantwortet, und ein schwaches Händeklatschen folgte.

— Er glaubt noch immer, ich gaukle, flüsterte der Narr. Wir sind gerettet.

— Und Ihr, schöne Frau, fuhr die Stimme vom Schloßfenster fort, Euch ist es gelungen, einen Komödianten zu erziehen, der meine Italiener zu Schanden machen wird!

Die Marschallin konnte nur sitzend eine Verbeugung mit dem Kopfe machen, als die Kammerjungfer durch die Glastür herauskam und verkündete, der Hofmarschall sei angelangt.

Der Kopf im Fenster zog sich mißvergnügt zurück, der Narr nahm seine Mütze und lief davon; die Marschallin stand auf um ihrem Gatten entgegen zu gehen, den sie drei Monate nicht gesehen hatte.

* * *

— Und du, sagte die Marschallin, nachdem sie eine Stunde ihres Mannes Ausführungen angehört hatte, du Gatte, hast das Programm zum Einzuge aufgesetzt. Du wirst selbst in den ersten Gliedern gehen, und ich soll, sagtest du, hier im Hause sein, um den König und seinen Hofleuten Gesellschaft zu leisten, wenn sie von der Terrasse den Zug beschauen? Das tue ich niemals!

— Gegen die bindende Macht der harten Umstände, ich wiederhole es, vermögen wir nichts; meinen König und meine Pflicht betrüge ich nicht, wenn ich sie auch mit blutendem Herzen erfülle.

Der Hofmarschall näherte sich seinem Weibe und wollte ihren Busen liebkosen.

— Wenn man so jung ist, fuhr er fort, und so schön und hat das Leben vor sich, muß man sich in die bindende Macht der Umstände fügen; um so mehr da diese Umstände Vorteile mit sich bringen können. War es nicht die Macht der Umstände, die diesen Bauern aus Roslagen auf den Thron brachte, dessen Sohn jetzt König ist? Glaubst du nicht, daß noch mehr Grafschaften gebildet werden können als die, welche bei der Krönung ausgeteilt wurden? Meinst du nicht, daß eine Gräfin sich besser in die engen Verhältnisse des Lebens schicken kann als eine Marschallin . . .

— Kuppler! antwortete die Marschallin und stieß ihren Mann von sich. Wenn es Gesetz und Ehre gäbe, würde ich nicht einen Tag länger in deinem Hause bleiben als dein Kebsweib, sondern ich würde den Staub von meinen Füßen schütteln und weit fort von hier sein . . .

— Mit Verlaub, Frau, unterbrach der Marschall. Sprecht nicht von Gesetz und Recht; denn das Gesetz gibt mir Erlaubnis, Euch zu verstoßen, wenn es mich gelüstet, weil Ihr mir keine Kinder schenkt . .

— Mit Verlaub, Marschall, antwortete die Marschallin mit flammenden Augen, Eure Kebsweiber schenkten Euch gewiß manche Kinder, ehe Ihr beschlosset, der Erbe meines Vaters zu werden, so daß Ihr darum jetzt nicht Vormund eines rechtmäßigen Sohnes werden könnt, denn Vater, das könnt Ihr niemals werden . . .

— Meine Frau! Das Gespräch ist zu Ende und ich rufe Euch zu Eurer Pflicht!

Das Gespräch war wirklich zu Ende aus dem einfachen Grunde, weil sich der Marschall entfernte und die Marschallin nach den Schlüsseln zu ihrem Schrein und ihren Truhen ging.

II.

Die Schloßkirche ist mit Fahnen geschmückt, verräucherten, blutigen, zerfetzten Fahnen. Menschen in Sammet, Seide und Gold sitzen andächtig auf gepolsterten Bänken und lauschen dem zarten Geigenspiel der italienischen Kapelle, das die Seele in weiche Träume von Wohlstand, Ehre und Macht einwiegt. Dann aber verstummen sie; die Türen öffnen sich und wie der König eintritt, dröhnt die Orgel, und nun fällt die lauschende Versammlung in das Te deum laudamus ein, o Gott, dich loben wir!

Dich loben wir, daß du uns gehofen hast, unschuldiger fleißiger Menschen Wohnungen niederzubrennen, die sie vermessen genug waren, zum Schutze gegen deine Stürme und deinen Schnee, gegen deine Kälte und deinen Regen sich zu bauen. O Gott, dich loben wir, daß du uns geholfen hast, dieser Mütter Söhne und Männer niederzuhauen und die Überlebenden von ihrer Scholle, wo sie ihre Sitze hatten, fortzureißen, und sie jetzt zu Gruben und Salzpfannen zu führen, daß sie niemals mehr deine grüne Erde und deine goldgelbe Sonne zu

sehen bekommen. O Gott, dich loben wir, daß du nicht des Mordbrenners Haupthaar krümmen und des Mörders Rücken von den Sensen und Flegeln des Feindes zeichnen ließest!

So übersetzte man das klingende Latein unten in einem Fischerboote, das auf dem Strome lag, mit drei Mannsleuten darin. Und ein junger Mann, der ein herabgenommenes Segel über einigen Stintentrommeln festhielt, sagte:

— Und jetzt lobt man wahrscheinlich denselben Gott in der Marienkirche von Kopenhagen, daß er König Friedrich half die Vestgöten zu brandschatzen. Dieser Gott hat ein großes Herz und läßt seine Güter über Gute und Böse regnen.

Und die Ruder hoben sich langsam, das Boot wurde von der Strömung unten vor die Schloßterrasse geführt, wo der Hofmarschall seine Zimmer hatte, und dort legte es bei, um zu warten.

Die ganze Schiffsbrücke war mit Volk bedeckt, das auch wartete. Denn nach dem Gottesdienste sollte der große Triumphzug dort vorbeiziehen, und der König sollte dem von der Terrasse aus zusehen.

Und als der Gottesdienst vorbei war und man noch mehr Geige für Gott gespielt, und der Erzbischof den König gesegnet und ihn den Erkorenen des Herrn genannt hatte, und der Hof durch den Burghof gewandert war, zeigte sich der König auf der Terrasse und nahm gerührt die Huldigungen des hingerissenen Volkes entgegen, die sich in Jubelrufen und Schwenken mit Mützen und Hüten äußerten.

Doch die Marschallin hatte bekannt geben lassen, daß sie krank sei und also nicht persönlich ihre hohen Gäste empfangen könne, worauf der König mit einem behaglichen Lächeln geantwortet hatte.

Die Kanonen donnern, die Trompeten schmettern, die Pauken schallen, die Flaggen wehen von allen Fahrzeugen auf dem Strom, die Sonne leuchtet so strahlend klar, die Hausdächer sind mit Menschen überfüllt, die grüne Laubzweige schwingen, und alles, was dumpfe Sinne in Bewegung setzen kann, ist zur Stelle — und jetzt kommt der Zug!

Zuerst der Hofmarschall mit Herolden und Paukenschlägern; darauf ein Fähnchen deutscher Reiter mit Blumenkränzen um die Helme, Kornblumen und Maßliebchen, Siegeserinnerungen an die niedergetretenen Äcker; dann alle Heermeister zu Pferde mit der großen Blutfahne und Lorbeerkränze um die Helme; der Brandmeister danach, der das Anlegen der Brände anordnete, auch mit Lorbeerkranz; darauf der Büttel, dem zwei Narren voranschreiten, ohne Lorbeer. Dann kommt der Reichsverräter, des Reiches wahrer Feind, der Herr zu Ingelstad, der den Hof seines Freundes nicht niederbrennen wollte; er hat Stroh um den Kopf, einen seidenen Strick um den Hals und reitet rückwärts auf einer schorfigen Mähre, während die Narren seinen Ruhm mit Hörnern aus Birkenrinde blasen.

Da heult das Volk vor Jubel und der König lächelt. Das Volk kennt das Verbrechen des Mannes nicht, aber das tut der König.

Dann kommen schwedische Knechte mit Eichenlaub um die Köpfe; danach Profosse und Stockknechte mit Kriegsgefangenen. Ihr Land liegt öde, das schöne Bleking, doch das konnte man nicht mitnehmen, aber die Leute hat man mit sich genommen als Siegesbeute; sie haben allerdings nicht Gold noch Silber, aber sie haben blutende Herzen und verwundete Sinne, und das sind Kleinodien auch; sie haben das Teuerste, das sie besitzen, bei sich auf

den Armen, in den Händen, aber Kinder haben keinen Wert für andere als für den Besitzer.

Der Zug wird geschlossen durch Knechte und Spiel.

Doch oben auf der Terrasse hat der König sich in den freien Stuhl gesetzt und betrachtet den glänzenden Zug, bei dem er gern gewesen wäre, aber er hatte seine Gründe, ihm fern zu bleiben. Als sein Auge sich etwas gesättigt hat, erlischt der Blick und er versinkt in Stumpfsinn. Der Hof steht achtungsvoll herum, doch hört man leises Flüstern sich mit dem Säuseln des Windes in den Granatbäumen mischen.

— Jetzt hat er es wieder! flüstert es hinter den Rosenlorbeern.

— Gewissensqual? Was? flüstert es hinter den Orangen.

— Schickt nach dem Doktor Reverendus!

— Oder der Marschallin!

Jetzt ziehen die Gefangenen vorbei. Da hört man, als käme er aus der Erde, einen Aufschrei, so herzzerreißend, so durchdringend, daß sogar der König aufwacht und um sich sieht. — Was war das? Jemand der im Keller gerädert wird? — Noch ein Aufschrei, aber jetzt dem Geheul einer Hündin gleichend, die gebiert, lang, anhaltend, ein erschreckender Gesang zu der Festmusik der Trompeten und Pauken. Der König steht auf und tritt den Marmorboden, als ginge er auf einer heißen Ofenplatte. Der Hof ist bestürzt, und man schickt nach dem Hofmarschall, der mit der Spitze des Zuges bereits auf dem Burghof angelangt ist. Das Geheul hört auf und der König will gehen, aber etwas hält ihn zurück.

Schließlich kommt der Hofmarschall.

— Deine Gemahlin ist unhöflich, sagt der König.

— Ist sie nicht hier?

Der Hofmarschall stürzt in die Kammer seiner Frau, sieht leere Schreine und Laden.. Er kommt sofort zurück.

— Sie ist auch dort nicht! sagt er, den Atem in der Kehle.

— Sie ist geflohen! sagt der König.

— Und Menelaus war nicht im Zuge, fügt der Hofmarschall hinzu.

— Mit ihr geflohen also! Guter Geschmack! Schöne Nachkommenschaft! sagt der König bitter.

— Nachkommenschaft? wendet der Hofmarschall ein. — Sie?

— Nein, er!

Der Hofmarschall vergißt seine Pflicht, und die zwingende Macht der Umstände nötigt ihn eine drohende Gebärde zu machen, die zu viel Verachtung enthält, als daß er länger den Jesu-Erlöserorden um den Hals und den Marschallstab in der Hand tragen dürfte.

— Fahr heim und baue deine Kohlköpfe! sagt der König. Aber fahr schnell!

Darauf ging er, von seinem Hofe begleitet, hinauf in den Reichssaal, um eine neue Rede zu hören von den Schrecken des Krieges und den Segnungen des Friedens, dann eine zweite von der Notwendigkeit des Krieges für die Erhaltung des Friedens usw.

Aber draußen auf dem Strome, vor Danvikens Mühlen, segelt ein kleines Fischerboot mit einem einzigen Rahsegel hinaus in der Richtung aufs Blockhaus. Am Steuerruder sitzt Menelaus, auf dem Boden davor sein — Weib, da er sie so nennt, und vorne sitzt die Marschallin; alle als Fischer gekleidet.

— Die arme liebe Schwester, die ich nicht mitbekommen konnte, sagt die Marschallin.

— Was wird man von uns sagen, von Euch, Marschallin, die mit einem Narren entwichen ist? sagt der Narr, der froh ist.

— Man wird doch nicht sagen können, ich sei auch mit dem Narren entwichen? meint die Marschallin.

— So weit kann man wohl nicht gehen, meint der Narr und drückt seinem Weibe die Hand. Doch frischt der Wind auf, so sind wir bald in offener See; wenn ich recht gehört habe, so haben wir dänische Kreuzer vor den Schwedischen Höhen; sind wir erst dort, so haben wir nicht weit nach Kopenhagen — um einen neuen Triumph zu sehen — und ein neues Tedeum zu hören!

* * *

EIN BEGRÄBNIS

Der Faßbindermeister saß mit dem Baderaltermann beim Gastwirt im Engsund *) und spielte einen unschuldigen Landsknecht um ein Faß Bier. Die Uhr war eins am Nachmittage eines schneereichen Novembertages. Es war ganz leer in der Taverne, denn gewöhnliches Volk war noch bei seiner Arbeit. Das Feuer brannte schön im Lehmkamine, der auf vier Holzfüßen in einer Ecke stand und wie ein Sarg aussah; das Fichtenreis auf dem Boden duftete heimisch-gemütlich, die holzbekleideten Wände hielten allen Zug ab und sahen so warm aus; der Dompfaff im Bauer zwitscherte dann und wann und guckte zum Fenster hinaus, doch er mußte den Kopf schief legen, um sehen zu können, ob es schönes Wetter war. Aber es schneite draußen. Der Gastwirt saß hinter seinem Ladentisch und zählte Kreidestriche auf einer schwarzen Tafel; dann und wann warf er ein artiges Wort oder einen lustigen Einfall den Gästen zu, denen es ganz vortrefflich zu gehen schien.

Da beginnt die große Glocke in der Großkirche zu läuten, dumpf und schwer, wie es an einem Novembertage sein soll.

— Was Teufel ist das wieder für ein verdammtes Gebimmel, sagte der Faßbinder, der sich zu gut

***) Engsund, eine Gasse in Alt-Stockholm. Strindberg, Schwedisches Volk, 16. Jahrhundert: „Engsund, der wirklich mit Recht seinen Namen trägt, da die Mauer des Großkirchhofs so weit hinaus auf die Straße geht.“**

mit dem Leben stand, um Erinnerungen an den Tod zu lieben.

— Ein Begräbnis wieder, antwortete der Wirt. Es ist nie etwas anderes.

— Das ist doch der Satan selbst, daß das Volk so viel Wesens von sich machen muß nach dem Tode, sagte der Badermeister. — Stich den, Faßbinder!

— Den stach ich, sagte der Faßbinder und legte den Stich ins Schurzfell.

Unten am Abhang, der zum Nikolaitor hinaufführte, zog ein Leichenzug dahin. Es war ein einfacher, schlecht gehobelter Sarg, mit schwarzer Leimfarbe gestrichen, so daß die Äste durchschienen. Ein einziger Kranz aus Preißelbeerkraut lag auf dem Deckel. Die vier Träger sahen zerstreut aus und beinahe erniedrigt, daß sie eine Bahre ohne Decken und Fransen trugen. Hinter dem Sarge gingen drei Frauen: die Mutter und ihre beiden Töchter. Sie sahen vernichtet aus. Als der Zug hinauf zur Kirchhofspforte kam, empfing ihn der Geistliche und reichte den Trauernden seine Hände. Dann begann der Akt in Anwesenheit einiger alter Frauen und Lehrlinge, die sich anschlossen.

— Es ist Schönschreiber Hans, nun sehe ich's, sagte der Gastwirt, der ans Fenster gegangen war, von dem er Aussicht auf den Kirchhof hatte.

— Und keine Kameraden folgen zum Grabe, sagte der Faßbinder. Schlechtes Volk, diese Schreiber!

— Ich kannte den Armen, sagte der Bader. Lebte wie eine Kirchenratte und starb vor Hunger.

— Und auch ein wenig aus Hoffart, sagte der Gastwirt.

— Doch nicht so wenig, sagte der Faßbinder. Kannte seinen Vater. Auch Schreiber! Seht, vor der Zeit geht dieses Leben dahin, das sich gleich-

sam vornehmen will zu schreiben und zu lesen, und dafür bleibt man lieber ohne Mittag und bettelt, wenn man nur gleichsam vornehmer sein kann! Dann bleibt man doch nur ein Knecht und kann niemals sein eigner Herr werden, denn nur der König ist sein eigener Herr in diesem Leben.

— Und warum soll es vornehmer sein, zu schreiben? sagte der Bader. Ist es vielleicht nicht ebenso schwer einen Hofmann zu scheren, daß er wie ein Mensch am Kopfe aussieht, oder eine Ader zu schlagen, daß das Blut einem abgeht, wenn man in Lebensnot ist?

— Ich will den Schreiber sehen, der mir ein Hundertkannenfaß in weniger als zehn Jahren bindet, sagte der Faßbinder; und dann weiß man, daß die Bübchen Memoriale in zwei Jahren kaum zusammenkratzen können.

— Und wozu dient das dann? sagte der Gastwirt. Kann ich solche Buchstaben kritzeln? Aber halte ich nicht gleichwohl Ordnung in meinem Aus und Ein? Seht, hier setze ich ein Kruzifix auf die Schreibtafel, und das bedeutet den Kirchendiener; hier kritzle ich ein Faß hin, und ich weiß, das ist der Faßbinder; und wenn ich hier die Schere sehe, so kann ich mir die Hand darauf geben, daß es der Bader ist; und dann ist es nur ein Blinzeln dahin, so viele Striche, wie es sein mögen, so habe ich alles wie ein Licht vor mir, wieviel jeder getrunken hat.

— Ja, aber ein anderer als Ihr, Gastwirt, würde es nicht lesen können, wandte ein junger Mann ein, der still in einer Ecke gesessen hatte.

— Das ist gerade das Feine dabei, antwortete der Gastwirt, daß niemand hier in meine Rechnungen schnüffeln kann, und darum bin ich ein ebenso-steifer Schreibmensch wie irgend einer.

Der Faßbinder und der Bader grinsten Beifall.

— Ich kannte des Toten Vater, nahm der Gastwirt wieder auf. Auch Schreiber! Und als er starb, mußte ich viele Kreidestriche für ihn ausstreichen, weil er vornehmer sein wollte, während er lebte! Und dann hinterließ er als Erbe dem Sohne, der nun daliegt, mit der Nase nach oben, summa summaris eine Mutter mit zwei Schwestern. Der Junge wollte Kaufmann werden, um für vier Münder Essen zu schaffen, aber das wollte die Mutter nicht; sie sagte, es sei Schande, hinabzusteigen, wenn man oben ist. Und Jesus, was der Junge schreiben mußte! Ich weiß ganz genau, wie es ihnen ging. Sie wohnten in einem Zimmer und der Sohn in einem Rattenloch. Und alles, was er zusammenschrabte, mußte er abgeben. Und wenn er von der Arbeit heimkam, um Mittag zu essen, da kriegt er's zu hören! Nicht Butter gab es aufs Brot, nicht Zucker auf den Kuchen! Und dann wollte die älteste Schwester ein neues Kleid haben und die jüngste Schwester einen neuen Mantel. Da nahm er sich vor, die Nächte durch zu schreiben. Und Jesus, wie er schrieb! Und als ihm das Brustbein wie ein Breihaken stand, und er gelb im Gesicht war wie Riemenzeug, da wurde er eines Tages müde. Ich erinnere mich so gut des Tages; er kam zu mir herein und borgte ein Maß Branntwein. Er war betrübt, das war er, aber er war auch böse. Denn die älteste Schwester hatte gesagt, daß sie eine Sammetjacke haben wolle, die sie unten in den deutschen Buden gesehen; und die Mutter hatte gesagt, daß es mit weniger nicht könnte gehen für ein Weib von ihrem Stande! Der Junge arbeitete und schuftete, doch nicht mit derselben Lust wie früher. Und könnt ihr euch denken, als er sich ein Glas hier bei mir für die Brust nahm, schien es ihm so böse

und unrecht, daß er durchaus glaubte, er stehle. Doch er bekam auch anderen Kummer, der arme Junge. Es kam ein Freier, seht, zu der jüngsten Schwester; das war ein junger Zinngießer aus der Peter-Apollo-Gasse. Aber die Schwester sagte nein und die Mutter auch, natürlich, denn er war Zinngießer. Wäre er Schreiber gewesen, seht, dann hätte sie ja gesagt und ihm eingeredet, daß sie ihn liebe. Und wahrscheinlich hätte sie ihn dann geliebt, denn seht, so ist die Liebe!

Alle lachten, nur der junge Mann nicht, der das Wort ergriff.

— Nun, Gastwirt, aber er liebte sie doch, obschon sie arm und er geborgen war; das bewies doch, daß die Liebe auch recht sein kann! Oder nicht?

— Pah, sagte der Gastwirt, der sich nicht einlassen wollte. Aber es kam auch eine andere Geschichte, und die gab ihm den Rest. Er ging hin und verliebte sich! Seht, das hatten Mutter und Schwester nicht berechnet, aber es war nur in der Ordnung der Natur. Und wie er kam und davon sprach, daß er sich zu verheiraten gedächte, wißt ihr, was sie da sagten? „Hast du auch Vermögen dazu?" Und der Junge, der ein wenig einfältig war, dachte nach und fand, daß er nicht Vermögen hatte, eine neue Familie zu gründen, da er schon eine alte hatte, und so heiratete er nicht. Aber er verlobte sich! Und da wurde es ein Jammer, denn die Alte wollte die Braut nicht empfangen, weil ihr Vater nicht schreiben konnte, und besonders weil sie selbst unten am Abhange im Nadelstuhl gesessen hatte. Und noch schlimmer wurde es, als der Junge des Abends zur Braut ging und nicht mehr zu Hause sitzen wollte. Oh, oh, oh, welche Kämpfe! Aber arbeiten tat er dennoch für Mutter und Schwestern, und ich weiß, daß er des Abends bei der

Braut saß und schrieb, während sie nähte, nur daß er Zeit gewann und doch bei ihr sein durfte. Aber Mutter und Schwestern glaubten Häßliches von ihm und ihr, und das zeigten sie auch. Es war eines Sonntags um die Mittagszeit; er erzählte es selbst, der Junge, als er hier war und sich etwas für die Brust holte, denn nun hustete er schrecklich. Er war mit der Braut ausgegangen, hinaus auf Brunkeberg; und als sie heimgehen wollten über die Nordbrücke, wen treffen sie: Mutter und Schwestern. Die Braut wollte umkehren, doch der Junge klemmte ihren Arm fest und zog sie vorwärts. Aber die Mutter blieb am Brückengeländer stehen und guckte in die See, die älteste Schwester spuckte aus und tat dasselbe, doch die jüngste, die war die rechte! Sie blieb stehen und starrte den wollenen Mantel der Braut an, und dann lachte sie, denn sie hatte selbst einen englischen Tuchmantel, und weil sie den trug, hatte des Bruders Braut nicht die Mittel, in Tuch zu gehen. Denkt euch, so ein freches Frauenzimmer!

— Das war von dem Kinde nur Unverstand, sagte der junge Mann.

— Unverstand? schrie jetzt der Faßbinder. Unverstand?

Doch er konnte nicht mehr sagen. Der Gastwirt ließ die Anmerkung unbeachtet und fuhr fort:

— Es war eines Weihnachtsabends, es war der letzte Weihnachtsabend, den er erlebte. Er kam wie gewöhnlich wegen der Brust zu mir herein, und jetzt war er recht übel dran. — Fröhliche Weihnacht, Schreiber Hans, sagte ich. — Ich saß hier, wo ich jetzt sitze, und er setzte sich gerade dorthin, wo Ihr, junger Freund, nun sitzt. — Schlimm? sagte ich. — Schlimm! sagte er. Und die Tafel ist voll! sagte er. — Macht nichts! sagte ich. Wir können den Rest ins große Buch dort oben schreiben! Ein

glühender Wacholder am Weihnachtsabend tut gut! sagte ich. Er hustete schrecklich, und so trank er. Da löste sich das Band der Zunge. Er sprach davon, wie unglücklich verlassen er an diesem Abend sei! Er war eben von Hause fortgegangen. Der Weihnachtstisch war gedeckt: Mutter und Schwestern waren so sanft, so richtig weich, wie ein solcher Abend einen macht. Sie sagten nichts; sie stachen ihn nicht; und als er den Rock nahm und gehen wollte, da weinte die Alte: das sei der erste Weihnachtsabend, an dem der Sohn von Hause fort wäre. Aber glaubt einer, daß sie soviel Herz hatte zu sagen: geh zu ihr, hol sie hierher, und laß uns in Eintracht zusammen sein wie Freunde! Nein! Ihr nur ging es schlecht, und so schied er mit schmerzendem Herzen. Armer Junge! Wartet, ihr werdet die Fortsetzung hören. Und dann kam er zur Braut! Sie war froh und glücklich, ihn zu haben, und jetzt sah sie, daß er sie lieber hatte als alles andere auf Erden. Aber der Junge, dem das Herz entzwei gerissen war, konnte nicht froh sein, wie sie wollte; und da wurde sie böse auf ihn, ein wenig nur, versteht sich. Und dann sprachen sie wieder vom Heiraten, aber da konnte er ihr nicht folgen. Nein, nein, er hätte Pflichten gegen die Witwe seines Vaters. Doch da sagte sie, der Geistliche habe gesagt, man solle Vater und Mutter verlassen, um bei seinem Weibe zu bleiben; und dann fragte er, ob er nicht mit blutendem Herzen Mutter und Heim diesen Abend verlassen hätte, um bei ihr zu sein; und da sagte sie, sie habe schon gesehen, daß er betrübt sei, weil er heute Abend bei ihr sein solle; doch da antwortete er, daß er nicht betrübt sei, weil er zu ihr komme, sondern weil er am Weihnachtsabend von seiner alten Mutter habe fortgehen müssen; und dann wandte sie ein, er könne nicht leugnen, daß er

betrübt gewesen, als er zu ihr kam — und so, seht, so hin und her — ihr wißt ja!

Der Faßbinder nickte verständnisvoll.

— So hatte er gar fröhliche Weihnachten! Genug davon, der Junge wurde entzwei gerissen Stück für Stück, und heiraten tat er niemals! Nun aber liegt er in Ruh, wenn die Nägel halten, doch schade war es um ihn, wenn er auch einfältig war! Und Gott segne seine Seele! Schreiber Hans, hast du keine größere Sündentafel, als du bei mir hattest, so ist sie bald reingewischt.

Und damit nahm der Gastwirt eine schwarze Tafel vom Ladentisch, und mit dem Ellbogen strich er eine Menge Kreidestriche aus, die in langen Reihen unter einem Zeichen standen, das wie eine Feder in einem Tintenfaß aussah.

— Nein seht, nein seht, sagte der Bader, der durchs Fenster geguckt hatte, um seine roten Augen zu verbergen. Seht, da ist sie!

Draußen auf dem Kirchhofe war der Begräbnisakt zu Ende; der Geistliche hatte den Trauernden die Hände gedrückt und war im Begriff zu gehen; der Totengräber hob die Schaufel, um das Grab wieder zuzuwerfen, als ein schwarzgekleidetes Weib sich durch den Volkshaufen vordrängt, am Rande des Grabes auf die Knie fällt und ein stilles Gebet tut. Darauf senkt sie einen Kranz mit weißen Rosen ins Grab hinab, und man hört ein schwaches Schluchzen und Flüstern, als die Rosenblätter auf dem schwarzen Deckel auseinander fallen. Dann steht sie auf um zu gehen; aufrecht, stolz, aber sieht im Gedränge nicht, daß sie der Mutter begegnet, die sie mit wilden haßerfüllten Blicken empfängt, als sehe sie ihren schlimmsten Feind, der ihr das Teuerste genommen hat. Da stehen sie einen Augenblick einander gegenüber, rachelüstern, kampfbereit; doch da

erweichen sich die Züge, es zuckt in ihren bleichen Gesichtern, und dann fallen sie sich in die Arme und weinen, weinen — halten sich in langer krampfhafter Umarmung umschlungen, und dann gehen sie davon Seite an Seite.

Der Gastwirt weint wie ein Kind, ohne seine Bewegung zu verbergen; der Bader drückt die Nase gegen die Scheibe; der Faßbinder nimmt die Karten aus dem Schurzfell, um so zu tun, als ordne er sie; aber der junge Mann hat, den Kopf in die Hände geneigt, sich gegen die Wand gestellt, um eine Stütze zu suchen, denn er weint so, daß sein ganzer Körper schüttert und die Beine unter ihm zittern.

Der Gastwirt bricht zuerst das Schweigen.

— Wer soll nun die arme Familie in die Hand nehmen? Jetzt würde schon der Zinngießer genommen werden, wenn er sich wieder daran machte.

— Wie wißt Ihr das, Gastwirt? fragte der junge Mann heftig und ging ins Zimmer hinein.

— Nun, ich hörte es gestern, als ich da oben war, denn ich war da und half — beim Begräbnis. Aber jetzt will der Zinngießer sie nicht haben, da sie ihn damals nicht haben wollte.

— Doch, das will er, Gastwirt, sagte der junge Mann. Er will sie haben, wenn sie auch noch so selbstisch und boshaft, noch so arm und elend wäre, denn seht, so ist die Liebe!

Und damit ging er fort von dem verwunderten Wirte und seinen Gästen.

— Das war, hol mich der Teufel, er selbst, sagte der Bader.

— Nicht immer endet es so gut, sagte der Faßbinder.

— Endete es gut mit dem Schreiber? wandte der Bader ein.

— Nein, nicht mit ihm, doch mit den anderen, versteht Ihr! Die hatten ja auch gleichsam mehr Recht zu leben als er, der Junge, denn sie waren zuerst ins Leben gekommen, und wer zuerst zur Mühle kommt, mahlt zuerst.

— Der Junge war dumm! Das war die ganze Sache, sagte der Bader.

— Ja, ja, schloß der Gastwirt. Dumm, das war er schon, aber es war hübsch in jedem Falle!

Und darüber war man einig.

* *
*

RITTER BENGTS GATTIN

— Die Liebe? Begierde natürlich! antwortete der junge Graf seinem alten Mentor, als sie beide unten in der Schiffskoje saßen und sich mit Gespräch die Zeit vertrieben, während sie für die Ausreise nach der Universität Prag vor Elfsnabben* auf Wind warteten.

— Nein, junger Herr! antwortete Magister Franziskus Olai. Das ist ganz etwas anderes und etwas mehr, das weder die hohe Theologia noch die tiefe Philosophia haben aussagen können. Unsere überkluge Zeit, die glaubt zu wenig, aber das kommt daher, daß man früher zu viel glaubte. Ich war bei Beginn der Epoche mit dabei, junger Herr, ich war mit dabei und riß alte ehrwürdige Gebäude, alte verfallene Tempel des Hochmuts und Eigennutzes nieder; ich riß die Blätter aus den heiligen Büchern und die Bilder von den Wänden der Kirche; ich war mit dabei, junger Herr, und schloß die Klöster und sagte dem alten Glauben ab, doch, Herr, es gibt Dinge, welche die allgewaltige Natur selbst gestiftet hat und die niederzureißen lassen wir schön bleiben. Ich möchte jetzt sprechen von Amor oder der Liebe, diesem Feuer, das brennt, ohne zu verlöschen, wenn es auf die rechte Weise, das aber bald erlischt, wenn es auf die unrechte, und das sogar Haß werden kann, wenn es ganz verkehrt ist.

* Elfsnabben, der Hafen im südlichen Inselmeer von Stockholm, von dem sich 1630 Gustav Adolf nach Deutschland einschiffte.

— Wann ist es denn auf die rechte Weise? Das dürfte nicht oft sein! fing der Graf wieder an und legte sich bequemer aufs Bett.

— Oft oder nicht, die Liebe ist wie ein Blitz vom Himmel, wenn sie kommt, und dann geht sie über all unseren Willen und all unseren Verstand, aber es ist verschieden bei verschiedenen Menschen, ob sie fortlebt oder nicht. Denn die Menschen sind mit ungleicher Art und Laune in dieser Hinsicht geboren, gleichwie die Vögel oder andere Kreatur. Einige sind gleich den Hühnern des Waldes, dem Auer- oder Birkhuhn, wo der Herr ein ganzes Serail haben muß wie der Großtürke; warum es so ist, wissen wir nicht, aber so ist es, und das ist ihre Natur; andere sind gleich den kleinen Vögeln, die einen Gatten für jedes Jahr nehmen und dann tauschen; andere wieder sind artig wie Tauben und bauen zusammen fürs Leben, und wenn der eine Gatte stirbt, will der andere nicht leben.

— Hast du Tauben gesehen, du, unter den Menschenkindern? fragte der Graf zweifelnd.

— Ich habe viel gesehen, lieber Herr; ich habe Birkhähne gesehen, die Tauben genommen hatten, und die Taube ist sehr unglücklich geworden; ich habe Taubenmännchen gesehen, die Kuckucke bekommen hatten, und der Kuckuck ist der schlimmste von allen Vögeln, denn er will nur bei der Liebeslust dabei sein, aber nicht in der Kindesnot, und darum setzt er seine Kinder aus; aber ich habe auch Tauben gesehen, Herr.

— Die sich niemals hackten?

— Doch, und wie sie sich hackten, wenn es enge war im Nest und es böse stand ums Essen, aber sie waren ebenso gute Freunde dennoch, und seht, das ist die Liebe. Es gibt auch einen Seevogel,

der heißt Svärt*, Herr. Die Gatten gehen stets paarweise; und schießt Ihr den einen fort, so flieht der andere nicht, sondern kommt und läßt sich schießen, und darum wird der Svärt für den dümmsten von allen Vögeln gehalten.

— Das ist die Brunstzeit, alter Magister!

— Nein, junger Herr, sie folgen sich das ganze Jahr und die Vögel haben ihre Lustzeit im Frühling. Im Winter, wenn sie keine Jungen bei sich haben, sondern einsam sind, trennen sie sich niemals, sondern essen zusammen, jagen zusammen, schlafen zusammen; das ist nicht Brunst, sondern das ist Liebe, und wenn dies liebliche Gefühl bei unseligen Tieren sich finden kann, warum sollte es sich nicht beim Menschen finden?

— Doch, ich habe gehört, daß sie sich beim Menschen findet, aber sie soll nach der Hochzeit vergehen.

— Das ist die sinnliche Lust, die zum Teil vergeht, doch dann, seht, kommt die Liebe hervor.

— Das ist nur Freundschaft; wenn es welche gibt.

— Ganz recht, gnädiger Herr, aber Freundschaft zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts, das ist ja eben Liebe. Doch es gibt soviel, soviel Dinge, so manche Seiten bei den Dingen; aber wollt Ihr, so will ich eine Geschichte erzählen, die ich selbst gesehen habe und von der Ihr das eine und andere lernen könnt. Sie geschah in meiner Jugend, das ist vierzig Jahre her, doch ich erinnere mich an jede Kleinigkeit, als sei sie gestern geschehen. Darf ich sie erzählen?

— Nur zu, Magister! Die Zeit ist lang, wenn man vor Gegenwind liegt. Doch schaffe Licht und

* Ödemia Fusca, Samtente.

Wein herbei, ehe du beginnst, denn ich denke, deine Geschichte hält einen nicht wach.

— Glaub' ich schon von Euch, Herr: mich hat sie allzuviele Nächte wachgehalten, antwortete Franziskus und ging, um das Begehrte herbeizuschaffen.

Als er zurückgekommen war und sie es sich auf ihren Pritschen bequem gemacht hatten, begann er also:

— Dies ist die Geschichte von Ritter Bengts Gattin. *

* * *

— Sie war von adligen Eltern bei Beginn dieses Jahrhunderts erzeugt. Sie wurde streng erzogen, und beim Tode der Eltern wurde sie vom Vormund ins Kloster getan. Dort zeichnete sie sich durch ihren exaltierten religiösen Eifer aus; sie geißelte sich des Freitags und fastete jeden größeren Feiertag. Als sie ins Pubertätsalter eintrat, ward ihr Zustand bedenklicher, und sie machte sogar den Versuch, sich durch Hunger das Leben zu nehmen, da sie es mit den Pflichten eines Christen für vereinbar ansah, das Fleisch zu töten und zu leben bei Gott in Christo. Da traten zwei Umstände ein, die Wendepunkte in ihrem Leben wurden.

Ihr Vormund flüchtete aus dem Reich, nachdem er ihr Vermögen verbraucht hatte; da verändert der Klosterkonvent seine Aufführung ihr gegenüber, denn das Kloster war eine weltliche Stiftung, die durchaus nicht ihre Pforten für die Betrübten und Elenden öffnete. Wie sie das sieht, beginnt sie von Zweifel erfaßt zu werden. Der Zweifel war die Krank-

* Diese Novelle ist **nach** dem Drama mit gleichem Titel verfaßt worden

heit dieser Zeit, und sie wurde stark angegriffen. Ihre Kameradinnen glaubten an nichts, und ihre Vorgesetzten auch nicht an viel.

Eines Tages wurde sie aus dem Kloster auf Krankenbotengang geschickt. Auf dem Wege, einem schönen einsamen Waldwege, trifft sie einen Ritter, jung, kraftvoll, schön. Sie blieb stehen und sah ihn an wie eine Offenbarung; das war der erste Mann, den sie seit fünf Jahren gesehen, und der erste Mann, den sie gesehen, seit sie Weib geworden. Er hielt sein Pferd einen Augenblick an, grüßte — und ritt weiter.

Seit dem Tage hatte sie das Kloster satt, und das Leben lockte sie. Das schöne lebendige Leben zog sie von Christus fort, und sie hatte Anfechtungen und Ausbrüche, so daß sie jetzt ihre meiste Zeit in der Strafzelle zubrachte.

Eines Tages wurde ihr ein Brief vom Gärtner zugesteckt. Der war vom Ritter. Er wohnte auf der anderen Seite des Sees, und sie konnte sein Schloß vom Fenster der Strafzelle sehen. Der Briefwechsel wurde fortgesetzt.

Schwache Gerüchte kamen in Umlauf, daß eine große Veränderung in der Kirchenverfassung bevorstehe, daß sogar die Klöster abgeschafft und das Klostervolk von seinem Eide gelöst werden sollte.

Da erwachte die Hoffnung bei ihr; doch als sie jetzt die Erfahrung machte, daß man sich von einem Eide lösen lassen konnte, verlor sie den Glauben an die Heilighaltung des Eides, und mit einem Male gingen alle Bande los. Sie glaubte jetzt nur noch an die ewigen Rechte ihrer Triebe allen Gesellschaft- und Kirchengesetzen gegenüber.

Schließlich wurde sie von einer falschen Freundin verraten, und die Entdeckung des Briefwechsels führte dazu, daß sie zu Körperstrafe verurteilt wurde.

Doch das Geschick hatte es anders bestimmt, und gerade an dem Tage, als die Strafe vollzogen werden soll, kommt Botschaft von König und Ständen mit dem Befehl, das Kloster zu schließen. Der Bote war kein anderer als der Ritter. Und er öffnete ihr die Pforten des Klosters, um ihr die Freiheit und seine Hand anzubieten. Da schließt das erste Wegstück ihrer Lebensfahrt.

— Das erste? bemerkte der Graf und erhob den Rheinweinkrug. Ist es nicht zu Ende mit der Geschichte? Sie kriegten sich ja!

— Nein, mein Herr, da ist es zu Ende in den Märchen, doch in der Wirklichkeit fängt es da erst an. Und ich erinnere mich an den Tag nach der Hochzeit; ich hatte sie getraut und war ihr Hauspriester. Der Frühstückstisch war gedeckt, und sie kamen aus der Brautkammer heraus, so strahlend, als wenn die ganze Erde ihretwegen tanzte und die Sonne nur an den Himmel gesetzt wäre, um ihnen zu leuchten. Er war voller Lebensmut und fühlte sich imstande, die ganze Welt auf seinen Schultern zu tragen. Alle seine Gedanken gingen darauf hinaus, das Leben so gut und schön für sie zu machen, wie er nur irgend konnte; und sie war so glücklich, daß sie weder essen noch trinken wollte; sie wollte nur vergessen, daß es diese sündige Erde gab. Nun! sie hatte ihre Grillen von der alten Zeit her, als der Himmel alles war und die Erde nichts; er war der Sohn der jungen Zeit, die wußte, daß man auf der Erde leben muß, um nachher in den Himmel kommen zu können.

— Und so spitzte es sich zu? fiel der Graf ein.

— Es spitzte sich zu, wie Ihr sagt. Ich erinnere mich, daß er am Frühstückstisch aß, wie ein hungriger Mensch ißt, und sie nur dasaß und ihn ansah; doch wenn sie von Vogelsang sprach, sprach er

von Kalbsbraten! Und dann sah er zufällig, daß sie am vorigen Abend ihre Kleider auf einen Stuhl im Eßsaal geworfen hatte, und da erinnerte er sie daran, daß man in einem Hause Ordnung halten müsse.

— Nun, da kam die Hölle ins Haus, versteht sich?

— So gefährlich war es nicht. Doch es zog eine Wolke über ihre Sonne hin, und sie fühlte, daß sich eine Kluft zwischen ihnen öffnete. Aber sie schloß die Augen, um sie nicht sehen zu müssen, wie man bei einer Bergwanderung tut. Dann bewölkt es sich noch einmal. Er hat schwere geheime Gedanken, denn seine Saat steht in Hocken, und er weiß, daß seine Rettung von dieser Ernte abhängt. Er will von ihr fort aufs Feld hinausgehen, doch sie bittet ihn, zu bleiben und an diesem Tage nicht von Erde zu sprechen!

— Erde? Solch ein Schaf!

— Sie war so erzogen; es war die Schuld des Klosters, das sie gelehrt hatte, die von Gott erschaffene Welt gering zu achten. Er bleibt zu Hause und schlägt eine Jagd vor, und sie nimmt den Vorschlag mit Vergnügen an.

— Ein Schlachten! Das sollte feiner sein?

— Ja, nach der Ansicht der Zeit, Herr: jede Zeit hat ihre Ansichten gehabt. Doch es bewölkt sich noch einmal, denn dieser Tag war kein Glückstag für den jungen Ritter. Des Königs Vogt kommt zu Besuch und begehrt ein besonderes Gespräch mit dem Ritter. Das Gespräch wird bewilligt, und der Ritter wird darüber aufgeklärt, daß er nach dem neuen Gesetze seines Adels verlustig gehen werde, falls er nicht seine versäumten Rüstungen von fünf Jahren leiste. Der Ritter kann sie im Augenblick nicht bezahlen, aber der Vogt verspricht, ihm für ein Jahr Geld zu schaffen, durch Zwischenhand, gegen Ein-

tragung auf den Hof. Damit war diese Sache geordnet. Dann aber kam die Frage, wie weit er sich in dieser Angelegenheit seiner Frau mitteilen solle. Er rief mich zu sich, um meinen Rat zu hören. Ich fand es schade um das junge Weib, daß sie so bald aus ihren Träumen von Glück und Seligkeit gerissen werden sollte, und ich beging die Unvorsichtigkeit, zu raten, sie solle nicht früher von der Lage des Hauses Mitteilung erhalten, bis das Jahr vorüber sei.

— Da tatest du recht! Denn warum sollen Frauen sich in die Geschäfte mischen. Das wäre nur Jammer und Klage geworden, und der arme Mann hätte niemals Ruhe bekommen.

— Nein, Herr, da tat ich unrecht, denn Mann und Frau sollen in einer rechten Ehe volles Vertrauen zu einander haben und eins sein, auch wenn sie nicht im Bette sind. Und was war die Folge? Ja, daß sie während dieses Jahres aus einander wuchsen. Sie lebte in ihrem Rosengarten und er auf dem Felde, er hatte Geheimnisse vor ihr und arbeitete verzweifelnd, ohne sie zum Ratgeber zu haben; er lebte sein besonderes Leben für sich, und sie das ihre für sich. Wenn sie sich trafen, mußte er frohen Sinn heucheln, und so wurde ihr ganzes Leben lügenhaft. Schließlich wurde er müde und zog sich in sich zurück, und sie ebenfalls.

— Und so war es aus mit der Liebe?

— Nein, Herr, das hätte es vielleicht sein können, doch die rechte Liebe geht durch schlimmere Feuer als diese. Sie liebten sich immer noch, und das sollte sich zeigen nach den Prüfungen, die sie durchmachen mußten. Sie bekam ihr Kind. Und damit beginnt ein neues Stück ihres Lebensweges. Das Bedürfnis nach dem Manne wurde geringer, denn ihre Zeit war jetzt durch die Pflege des Kindes aus-

gefüllt, und der Mann fühlte sich freier, da seine Zärtlichkeit nicht soviel in Anspruch genommen wurde wie früher. Sie warf sich sofort mit ihrer ganzen Seele auf die neuen Beschäftigungen, die sich ihr aufdrängten; sie wachte die Nächte und mühte sich die Tage, und sie wollte niemals das Kind von sich lassen zu einer Amme.

Die Wirklichkeit und das Leben mit seinen kleinen Verhältnissen schienen erst ihre leere Seele zu berauschen, und sie begann sogar Vergnügen daran zu finden, mit dem Manne von seinen Äckern und seinem Pflügen zu sprechen. Aber das konnte nicht lange dauern. Die Erziehung liegt hinter uns wie der Samen des Unkrautes, der in der Erde ein Jahr oder zwei ruhen kann, doch nur dienliche Bestellung erwartet, um wieder hervorzukommen, und man pflanzt alte Bäume nicht gern um.

Eines Tages sah sie sich im Spiegel und fand, daß sie bleich, mager und häßlich geworden sei. Sie sah, daß ihre Blütezeit vorüber und die Pracht nicht mehr dieselbe war. Da erwachte bei ihr das Weib, der Teil des rätselhaften Wesens, der ein Weib ausmacht; und damit kam das Verlangen, schön zu sein, zu gefallen, die Macht zu fühlen, die in ihrer Schönheit lag. Sie war jetzt nicht mehr so eifrig um das Kind bemüht wie früher, und sie begann mehr Fürsorge für ihre Person aufzuwenden.

Der Mann sah mit Freude diese Veränderung; denn seltsam, als er ihren verzweifelnden Eifer um Kind und Haus bemerkte, wurde er zuerst froh; doch als er die Königin seines Herzens nachlässig gekleidet sah, als er sah, wie sie bleich und elend wurde, da schnitt es ihm ins Herz, und er wünschte sich wieder diese hinreißende Fee, die schmachtend und auf seine Heimkunft wartend am Fenster gesessen, und vor deren Füßen er am liebsten in An-

betung gelegen. So seltsam ist das Menschenherz, und soviel Sauerteig hatte er noch von der alten Ritterzeit übrig, als man das Weib wie ein Marienbild und einen Bettschatz hielt.

Doch jetzt kam noch etwas anderes. Er war während der ersten Mutterzeit der Frau ein wenig müde geworden und ließ sich gehen; er kam und ging, ohne den Hut abzunehmen, aß an einer Tischecke und kleidete sich mit ebenso geringer Sorgfalt. Doch als nun seine Frau zu dem alten Leben und der alten Art zurückzugehen anfing, vergaß er ihr zu folgen und die Gewohnheiten zu ändern. Die Frau, die noch krankhaft war, wollte in diesen abnehmenden Artigkeitsbezeigungen mangelnde Liebe sehen, und ein unglücklicher Zufall spielte ihr einen scheinbaren Beweis dafür, daß er ihrer müde sei, in die Hände.

Es war ein Unglückstag! Das Jahr näherte sich seinem Ende, da die große Zahlung geschehen sollte. Die Ernte stand gut; wenn sie aber auch hielt, was sie versprach, so hätte dennoch nicht der Überschuß alles decken können; der Ritter mußte andere Auswege finden, und er fand sie. Er ließ feines Tischlerbauholz rings um den Hof hauen; doch er kam dem Gebäude zu nahe, so daß eine Linde, über die seine Frau sich besonders gefreut hatte, niedergehauen wurde; aber der Herr wußte nicht, daß es die besondere Linde seiner Frau war, und darum tat er's ja nicht aus bösem Willen.

Nun hatte die Frau einige Wochen krank gelegen, und als sie in den Saal kam, sah sie, daß die Linde fort war; da glaubte sie sogleich, man habe sie weggenommen, um ihr Kummer zu machen. Aber sie mußte auch sehen, daß ihre Rosenbüsche vertrocknet waren; denn kein Mensch hatte Zeit gehabt, an solche Kleinigkeiten zu denken, während

alle Wagen und Geräte für die Ernte gebraucht wurden; sie aber glaubte, es sei eine neue Feindseligkeit gegen sie, weshalb sie alle Zugtiere des Hofes nach Wasser schickte.

Hier tritt ein neuer Umstand ein, der das Eintreffen des Unglücks beschleunigt. Der Vogt ist ins Schloß gezogen, um die Bergung der Ernte abzuwarten. Er findet sich zufällig zum Besuch bei der Frau ein, gerade nachdem sie die beiden Entdeckungen gemacht hat. Sie finden, daß sie Jugendfreunde sind, und vertrauliche Gespräche entstehen, die ihr Zerstreuung schenken; sie findet ein gewisses Behagen an der rauhen, aber artigen Weise des Besuchenden, und die Vergleiche, die sie zwischen dem höflichen Wesen des Vogts und der Plumpheit ihres Mannes anstellt, fallen nicht zum Vorteil des Mannes aus. Denn sie vergißt, daß auch ihr Mann auf einem Vormittagsbesuch ebenso höflich und daß der Vogt am Alltag ebenso unhöflich sein konnte.

Alles war also vorbereitet für das, was geschehen sollte, als der Mann heimkam. Der Vogt war gegangen und hatte die Frau mit ihren Gedanken allein gelassen. Als der Mann eintritt, ist er froh, erstens seine Frau wieder auf zu sehen, zweitens daß die langwierige Trockenheit gutes Wetter für die Bergung verspricht, denn nun stand seine ganze Saat in Hocken und sollte in einem Tage herein.

Aber die Frau, die schwere Gedanken hatte, fühlte sich von ihres Mannes Freude verletzt, und nun gingen die Schüsse los, der eine nach dem anderen. Die Frau fragt nach ihrer Linde; der Mann erklärt, er habe sie niedergehauen, denn er brauche Bauholz; die Frau fragt, warum er gerade d i e Linde gehauen, die ihrem Zimmer Schatten gab; der Mann antwortet, daß er nicht gerade die gehauen, sondern daß er die wie alle anderen gehauen habe.

Darauf kommen die Rosen an die Reihe. Der Mann antwortet, daß er niemals übernommen habe, sie zu begießen. Da entdeckt die Frau, die sprachlos ist, daß er Schmierstiefel anhat, und sie macht sofort ihre Bemerkung. Der Mann erkennt sein Versehen und will es auf der Stelle gutmachen, indem er sich sofort die Stiefel auszieht, doch da wird die Frau außer sich gegenüber solch einer Mißachtung. Harte Worte fallen, und die Frau behauptet, der Mann liebe sie nicht mehr. Da antwortet der Ritter ungefähr so:

„Ich liebe dich nicht, sagst du, weil ich für dich arbeite und nicht bei deinem Nährahmen sitze und schwatze; ich liebe dich nicht, weil ich hungrig bin, nachdem ich das Essen versäumt habe; ich liebe dich nicht, weil ich nicht die Stiefel wechsle, wenn ich einen Augenblick ins Zimmer komme; ich liebe dich nicht, sagst du! O, wenn du wüßtest, wie sehr ich dich liebe!"

Da antwortet die Frau ungefähr so:

„Ehe wir uns verheirateten, da liebtest du mich, trotzdem du an meinem Nährahmen schwatztest, trotzdem du nicht in Stiefeln hereinkamst und trotzdem du mir keine Geringschätzung zeigtest. Was ist denn eingetreten, daß du dein Benehmen verändert hast?"

Der Mann antwortete:

„Wir haben uns verheiratet!"

Die Frau glaubt, der Mann meine, er habe durch die Heirat ein Besitzrecht über sie, und er wolle ihr dies durch seine Sicherheit im Auftreten zeigen; aber diese Sicherheit leitet sich einfach daher, daß er unerschütterlich an ihre Gelübde, ihn in Lust und Leid zu lieben, glaubt; an ihre Nachsicht glaubt, wenn er, um Zeit zu sparen, eine Reihe leerer Formen ablegt.

Er ist nahe daran, ihr alles zu sagen, daß er, um sich die Gefahr vom Leibe zu halten, auf dem Acker arbeitet, an den Acker denkt, in dessen Schmutz tritt und den Staub in ihr Heim bringt; aber er schweigt, denn er kann sich nicht darauf verlassen, daß sie jetzt, da sie schwach ist, den Schlag wird ertragen können, und er weiß, daß in vierundzwanzig Stunden alles vorbei und das Haus gerettet sein wird. Er bittet sie zu verzeihen; und sie verzeihen einander und sprechen wieder zärtliche Worte.

Aber da kommt der Schlag! Der Hofmeister stürzt herein und verkündigt, ein Unwetter nähere sich. Die Frau wird froh, daß die Rosen Regen bekommen, doch der Mann wird es nicht.

Da fühlt der Ritter des Herrn Hand über sich, und er erzählt seiner Frau alles, doch bittet sie, guten Mutes zu sein. Gibt dann Befehl, alles Zugvieh solle angespannt und die Saat sofort eingefahren werden. Das Zugvieh ist fort, um Wasser zu holen. Wer hat es fortgeschickt?

„Das habe ich getan," antwortet die Frau. „Ich wollte Wasser für meine Blumen, die du hast vertrocknen lassen, während ich krank war."

„Ihr entblödet Euch nicht, ja zu sagen?" fragt der Ritter.

Da kam es heraus:

„Ihr rühmt Euch, ein ganzes Jahr gelogen zu haben! Ich brauche mich nicht zu entblöden, die Wahrheit zu sagen, da ich keinen Fehler begangen habe, sondern nur so unglücklich gewesen bin, von einem Mißgeschick betroffen zu werden!"

Da wird der Mann rasend und geht mit erhobener Hand auf sie zu und schlägt sie.

— Da tat er verflucht recht, sagt der Graf.

— Pfui, pfui, junger Herr, ein schwaches Weib zu schlagen!

— Warum nicht ein Weib, wenn man Kinder schlägt?

— Weil das Weib schwächer ist, Herr.

— Auch ein Grund! An die Stärkeren kommt man nicht heran, und die Schwächeren darf man nicht schlagen; wen soll man denn schlagen?

— Man soll überhaupt nicht schlagen, mein Freund! Pfui, pfui, welche Sätze Ihr ausgesprochen habt, und Ihr wollt ein Krieger in Waffen werden?

— Jawohl! Wie geht es zu im Kriege? Der Stärkere schlägt, und der Schwächere wird geschlagen. Ist darin nicht Logica?

— Logica mag sein, aber Moralitas nicht. Doch wollt Ihr jetzt die Fortsetzung hören?

— Es ist doch zu Ende jetzt, mit der Liebe wenigstens!

— Nein, nein, Herr, das ist es noch lange nicht, und die Liebe geht nicht so schnell ihrer Wege. Nun! Sie glaubte jetzt voll und fest, ganz wie Ihr, es sei zu Ende mit der Liebe, und sie bittet den zur Stelle kommenden Vogt, in ihrem Namen beim König um Scheidung nachzusuchen.

— Und will von ihrem Kinde fortgehen.

— Nein, das dachte sie mit sich nehmen zu können. Ihr Stolz war im Innersten verwundet, und sie fühlte sich zerschmettert von dem schönen Traumgebäude, das über sie zusammenstürzte.

— Und der Mann?

— Er war geknickt! Sein Traum von Liebesglück war dahin, und er war außerdem ruiniert, denn die Regenflut hatte seine ganze Saat fortgeschwemmt und vernichtet. Und als er sah, daß sie, die seine Seele geliebt, sein Unglück verschuldete, fühlte er Groll in seinem Herzen gegen sie; aber er liebte sie doch, wenn der Zorn sich gelegt hatte.

— Doch?

— Ja, Herr, denn die Liebe fragt nicht warum? Die weiß nur: so ist es! Es kamen jetzt harte Zeiten. Der Ritter war vernichtet und überließ das Haus Wind und Wellen, auf seinem Pferd in Wald und Feld herumirrend. Frau Margit dagegen, die erwachte zu einem Leben von Kraft und Wirksamkeit, und nahm die ganze Verwaltung des Hauses in die Hand; die Not machte das kleine, zarte Wesen, das niemals gearbeitet hatte, stark; sie nähte sich und dem Kinde Kleider; sie zahlte aus und sah nach den Hofleuten. Das letzte war nicht das leichteste, denn diese hatten sich gewöhnt, die kleine verzogene Frau zu betrachten, als sei sie nur ein Gast; doch sie faßte zu mit kräftiger Hand und sie hielt sie in Ordnung. Und als das Geld nicht reichte, versetzte sie alle ihre Juwelen, und mit den einkommenden Mitteln bezahlte sie Löhne und Schulden.

Eines Tages, als der Ritter zur Besinnung erwachte und bange zurückkehrte, um nach der Lage des Hauses zu sehen, die er für unabänderlich hielt, findet er alles in Ordnung; als er nachforscht, erfährt er, daß seine Frau alles gerettet hat. Da erwachen Reue und Scham; er geht zu seiner Frau, um ihr auf Knien abzubitten, daß er nicht früher verstanden habe, sie zu schätzen. Sie verzeiht ihm mit der Erklärung, sie sei es früher nicht wert gewesen, höher geschätzt zu werden, da sie nicht die Eigenschaften besessen, die sie später erworben. Sie versöhnen sich als Freunde, aber sie erklärt, ihre Liebe sei tot, und sie gedenke nicht mehr seine Gattin zu sein.

Das Gespräch wird vom Vogt unterbrochen, der während der Zeit im Hause gewohnt und Frau Margit mit Rat und Tat beigestanden hat. Der Mann fühlt sich einem andern gegenüber zurückgesetzt,

und die Eifersucht rast in ihm; er verbietet seiner Frau, einen fremden Herrn in ihrer Wohnung zu empfangen. Die Frau erklärt, sie werde den Vogt auf seinem Zimmer aufsuchen. Da nimmt der Mann das Wort und spricht von seinen Rechten über ihre Person, da sie noch nach dem Gesetze seine Gattin sei. Aber sie hat am selben Tage den Scheidungsbrief erhalten und gibt zu verstehen, daß sie frei sei und gehe, wohin es ihr beliebe.

Da, als er sieht, daß es zu Ende ist, fällt er zusammen und bittet sie auf seinen Knien, sie möge bleiben. Als sie den stolzen Ritter wie einen Sklaven auf dem Boden kriechen sieht, verliert sie den letzten Rest von Achtung, den sie noch vor ihm hegt; und als sie sich erinnert, wie sie einst, schwach und elend, zu ihm aufsah, zu dem, der sie auf seinen Armen über Dornen und Steine tragen könnte, da wollte sie diesem Gesicht entfliehen; da sie nicht mehr den in ihm finden konnte, der er einst für sie gewesen, hörte sie auf, sich finden zu lassen, und geht.

— Nun, siehst du, fiel der Graf ein, dem es langweilig wurde, jetzt ist es doch zu Ende!

— Nein, nein, junger Herr, es sah nur so aus, aber es ist noch nicht zu Ende! Doch hier muß ich ein Bekenntnis einschieben. Ich sah alles mit meinen Augen, Herr, denn ich war ihr Freund, und ich verehrte sie in meinem Herzen. Wie töricht ich war, will ich auch bekennen. Wir Alten, die wir am Ende der Ritterzeit erzogen wurden, wir hatten gelernt, im Weibe ein Wesen zu sehen, das über den gewöhnlichen Menschen stand; wir verehrten das Äußere, die Schönheit, das Unnütze; in unseren Vorstellungen vom Weibe lag vor allem etwas fürs Auge, und Ihr könnt Euch denken, daß ich, der doch die Wahrheit suchte, so verwirrt durch die alten Vorstellungen war, daß ich gewissermaßen fand, sie sinke,

gerade als sie in Arbeit und Mühe am größten wurde. Ja, gerade an dem Tage, als der Scheidebrief kam, hatte ich ein Gespräch mit ihr, an das ich mich noch erinnere, als hätte ich es aufgeschrieben. So ungefähr sagte ich:

„Wenn Ihr wüßtet, wie gottlos hoch Ihr einst vor mir gestanden habt! Ich sah den Engel die weißen Flügel fallen lassen, ich sah die Fee den goldenen Schuh verlieren. Ich sah Euch des Morgens nach der Hochzeit, als Ihr auf Eurem weißen Pferde durch den Wald jagtet; es trug Euch so leicht über das feuchte Gras; es hob Euch hoch über den Schlamm des Sumpfes, ohne daß ein Fleck auf Eure silberschiere Kleidung kam; einen Augenblick dachte ich, wie ich so hinter dem Baum stand: wenn sie fällt! Und der Gedanke nahm Bild an. Ich sah Euch im Schlamme, das schwarze Wasser spritzte über Euch, Euer gelbes Haar lag wie Sonnenschein über den weißen Blüten des Gagels; Ihr sankt, Ihr sankt, bis ich nur noch Eure kleine Hand sah; da hörte ich einen Falken oben in der Luft pfeifen und sich gegen die Wolken erheben, und er hob sich auf seinen Schwingen, bis er in den Wolken verschwand!“

Aber da antwortete sie, ach so richtig, so richtig:

„Ihr äußertet einst, es ist lange her, die Wirklichkeit mit ihrem Staub und Schmutz sei uns von Gott gegeben, und wir sollten sie nicht verfluchen, sondern sie nehmen wie sie ist. Nun wohl! Jetzt sagt Ihr mit versteckten Worten, ich sei gesunken, weil ich auf dem Wege bin, mich mit diesem Leben zu versöhnen; ich habe die Tracht des reichen mit der des armen Mannes vertauscht, da ich arm bin; ich habe meine Jugend verloren, als ich das Gesetz der Natur erfüllte und Mutter ward; meine Hände sind von der Nadel verdorben, meine Augen vom Kum-

mer, des Lebens Bürde drückt mich zu Boden, aber meine Seele die steigt, die steigt wie der Falke gen Himmel, der Freiheit entgegen, während mein irdischer Körper in Schlamm sinkt zwischen stinkende Blumen."

Da fragte ich, ob sie wirklich glaube, die Seele oben halten zu können, während der Körper sinke. Darauf antwortete sie nein! Denn seht, sie lebte wie ich in der Täuschung, daß etwas sank. Doch durch die Arbeit sank der Körper nicht, im Gegenteil, er wurde abgehärtet und wurde stärker; und so wurde er ja besser, er stieg, aber er sank nicht. Aber so töricht waren wir beide, daß wir uns das einbildeten, denn dies hatte man uns von Jugend auf eingeredet; darum sahen wir weiße Hände, die doch kränklich sind, für schöner an als die, welche durch Arbeit hart und gebräunt geworden waren. So verkehrt war man in meiner Jugend, Herr — und ist es wohl auch noch, hier und da. Doch in meiner Verkehrtheit ging ich weiter und riet zu einem Verbrechen.

„Löst den Falken und laßt ihn steigen!" sagte ich.

„Ich habe schon daran gedacht," antwortete sie, die meinen Gedanken verstand; „aber die Kette ist stark."

„Ich habe den Schlüssel zu ihr," antwortete ich.

Sie bat mich, ihn ihr zu geben, und sie bekam von mir eine Flasche Gift.

Nun kehre ich zu der Erzählung zurück, wo ich aufhörte. Es war da, als sie das Zimmer ihres Mannes verließ, um den Vogt in seiner Wohnung im oberen Stockwerk aufzusuchen. Wie sie hinaufkam, mußte sie warten, denn der Vogt hatte Empfang. Da bekam sie sofort eine Lehre, denn einige ältere verheiratete Freundinnen wollten sie nicht grüßen, weil sie ihre Ehe aufgelöst hatte; und die eine dieser Freundinnen war ihrem Manne untreu

gewesen und hatte einen Liebhaber, aber sie sah sich doch für zu gut an, Frau Margits Hand zu nehmen. Was soll man dazu sagen? Damals wurde es für das größte Verbrechen gehalten, eine Ehe aufzulösen; doch darin sind wir gottlob auf andere Gedanken gekommen.

Sie kam, wie gesagt, zum Vogt, um Rat und Hilfe zu suchen, wie sie die ganze Zeit vorher bei Schwierigkeiten getan hatte. Liebte sie ihn? Wahrscheinlich nicht, aber das Herz kann sich nie so leicht selbst betrügen, wie in solchen Fällen. Sie bildet es sich ein, weil sie den anderen verloren zu haben glaubte; und allein zu sein, dazu war sie nicht geboren und erzogen.

Doch der Vogt, das war eine andere Sorte Mann. Er war so ein Serailvogel von Natur, und wäre er nicht so feige gewesen, würde er wohl des Ritters Frau an sich gelockt haben. Aber nun tat er es nicht, denn er sah, daß diese Frucht schon in seinen Schoß fallen würde, wenn sie nur reif genug würde. Darauf wartete er. Doch er hatte auch eine andere Eigenschaft; er war eitel wie der Hahn im Hühnerhause, und er glaubte ein höllischer Verführer zu sein, dem kein Weib widerstehen könne. Als er jetzt Frau Margits Antwort hörte, daß sie beabsichtige, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen, seht, da glaubte er, es sei angespannt, und darum machte er sich zurecht zum Fahren. Und er läßt alles bereitstellen, um sie zu empfangen, wie man seine Mätresse das erste Mal empfängt.

Sie kommen zusammen und sie ahnt anfangs nichts, denn sie verläßt sich auf seine Freundschaft und Ergebenheit. Sie will vom tiefsten Ernst des Lebens sprechen, der sie erwartet; er spricht von seiner Liebe; doch darauf will sie nicht hören. Sie ist frei, doch sie fühlt sich dennoch gebunden. Die

Macht der Erinnerungen hält sie, und vielleicht hat auch die alte Liebe noch ein Wort mitzusprechen. Er wird kühner und bettelt auf seinen Knien um ihre Liebe. Da verachtet sie ihn. Seine Eitelkeit wird verletzt, und er vergißt sich, entlarvt sich und will Gewalt versuchen.

Ich komme zufällig zur Stelle und darf ihm den Gnadenstoß geben, indem ich Frau Margit erkläre, daß er verlobt ist. Es bleibt ihm nur übrig, sich zurückzuziehen.

Doch sie hatte bereits beim Zerschellen der letzten Hoffnung und des letzten Traumes den Schlüssel zur Pforte der Ewigkeit benutzt; ich, der wußte, daß das Gift eine Stunde brauchte, um zu wirken, ich benutzte die Gelegenheit und sprach zu ihr, wie man zu einem spricht, der vorm Tode steht. Ach, ich war gewiß der Mann, einen Sterbenden zu bereiten! Doch seht Ihr, sicher ist, daß die Liebe zu diesem elenden Leben groß ist. In solchen Augenblicken ist die Menschenseele auch wie eine Tonne um und um zu wenden, denn alles, was auf dem Grunde liegt, kommt herauf: alle Erinnerungen steigen hervor, aller alter Glaube, wie ungereimt er auch sein mag, wir mögen ihn fortgeworfen haben in vollstem Ernst, er steht wieder auf! Und ich schüttelte alte Pflichtgedanken aus ihr hervor, törichte vielleicht, doch nun erforderliche.

Ich bekam sie soweit, daß sie zu leben wünschte, um in einem Kloster von neuem anzufangen in Entsagung und Nachdenken; und ich brachte sie sogar soweit, dieses Kloster, das es nicht mehr gab, gegen Hausgefängnis vertauschen zu wollen, wo es Buße in gegenseitiger Selbstentsagung gibt, wo es Andachtsübungen im Erfüllen von Pflichten gibt, wo es Gelegenheit gibt, sich in Pflicht und Gehorsam zu üben. Sie kämpfte gegen ihren Stolz und bereute

ihr Nachgeben, sie raste gegen das Leben, das sie betrogen hatte, gegen die Menschen, die gelogen und gesagt hatten, das Leben sei ein Lustgarten. Und in diesem Punkte gab ich ihr recht; denn das Unglück in den meisten Ehen ist, daß man den Gatten einredet, sie würden das absolute Glück in der Ehe finden, während es das Glück überhaupt nicht im Leben gibt. Sie raste darüber, doch der Zufall kam mir zu Hilfe.

Das Kind, das seine Kammer unter uns hatte, fing an zu schreien. Da wird sie in ihrem Allerinnersten erschüttert, und sie will leben, um ihrem Kind zu lehren, daß das Leben nicht so ist, wie man sagt; sie will leben, um ihr Kind nicht demselben Geschick zu überlassen, dem sie selbst entgangen ist. Vom Manne sprach sie nicht; wie weit sie jetzt an ihn dachte, kann ich nicht sagen. Ich, der ihr das Gift gegeben hatte, wußte auch, wo sich das Gegengift fand; doch ich wollte sie noch in der Furcht halten und gab ihr weniger Hoffnung, als ich selbst hegte. So ging ich.

Als ich wiederkam, fand ich sie in den Armen ihres Mannes. Er hatte sie auf der Treppe getroffen, wo sie in einer Betäubung niedergefallen war. Alles war verziehen, und alles war vergessen.

Das findest du sonderbar! Doch hast du nicht deiner Mutter verziehen, obgleich sie dich züchtigte, und hat deine Mutter dich nicht lieb, obgleich du sie belogen, ihr Kummer und Ärger gemacht hast. Die letzten Erschütterungen hatten ihre Seele umgewandt, so daß die alte Liebe zu oberst lag, wie eine klare Perle, die man aus dem Schlammboden des Meeres aufgefischt hat, wo sie in einem schmutzigen Weichtiere verborgen gelegen.

Aber sie kämpfte noch gegen ihren Stolz und sagte, sie wolle ihn nicht lieben, obgleich sie ihn

liebte. Ich vergesse niemals seine Antwort, die das ganze Rätsel enthielt:

„Du wolltest mich nicht lieben, Margit," sagte er, „denn dein Stolz verbot es dir, aber du liebtest mich doch. Du liebst mich, trotzdem ich meine Hand erhob, trotzdem ich schändlich feige war, als das Unglück kam. Ich wollte dich hassen, weil du von mir gingst; ich wollte dich töten, weil du dein Kind opfern wolltest, und dennoch liebe ich dich. Glaubst du da nicht an die Macht der Liebe über unseren bösen Willen?"

So sagte er, und ich sage jetzt wie der Fabulist: Diese Fabel lehrt, daß die Liebe eine Großmacht ist, die über allen Verstand geht, und gegen die unser Willen nichts vermag. Die Liebe leidet alles, entsagt allem, und von Glaube, Hoffnung und Liebe, Herr, ist die Liebe die größte.

— Nun, aber wie ging es dann?

— Dann war ich nicht mehr dabei.

— Sie fuhren wohl fort sich zu zanken?

— Ich weiß, daß sie sich bisweilen streiten, denn das tut man, wenn man verschiedene Gedanken hat; aber ich weiß auch, daß keiner des anderen Herr sein will, sondern daß sie ihren Weg mit geringeren Forderungen ans Leben wandern. Darum sind sie so glücklich, wie man werden kann, wenn man das Leben nimmt, wie es ist. Und das wollte die alte Zeit nicht, mit ihren Ansprüchen, einen Himmel auf Erden schaffen zu können; aber die neue Zeit hat es gelernt! Und nun ist es zu Ende.

* * *

DER LETZTE SCHUSS

An einem der letzten Oktobertage des Jahres 1648 herrschte viel Leben und Treiben in den Straßen der kleinen Stadt Lindau am Bodensee. Dieses schwäbische Venedig, das auf seinen drei Inseln vor Bayerns Küste schwimmt, war lange von dem schwedischen Feldmarschall Wrangel belagert worden, der in den letzten Jahren mit den Franzosen zusammen operiert hatte und nun in dem befestigten Lager oben auf der Höhe im Dorfe Eschach lag.

Die Friedensunterhandlungen, die schon vier Jahre dauerten, hatten noch immer nicht zu einem Waffenstillstand geführt; erst kürzlich hatte Königsmarck Prag gestürmt. Doch beschleunigte dieses Ereignis die Unterhandlungen in Osnabrück und Münster, und das Gerücht von einem bevorstehenden Frieden war bis nach Schwaben gelangt.

Lindau hatte seit mehreren Monaten alle Schrekken einer Belagerung erlitten. Während der letzten Tage war das Bombardement von Eschach eingestellt worden, und der Bürgermeister, von einem heimlichen Ausfluge nach Bregenz zurückgekehrt, hatte sich am Nachmittage des genannten Tages nach dem Gasthofe „Zur Krone“ begeben, denn das Rathaus war geschleift, um vielleicht einen Bekannten zu treffen, der nicht auf die Wälle gezogen war. In den Sälen hatte er keinen Menschen gefunden, und in ziemlich niedergeschlagener Stimmung ging er hinaus auf die Terrasse, um einen Blick über

die Stadt zu werfen und zu sehen, was die Schweden in ihrem Lager am andern Ufer machten.

Glatt lag der Bodensee da, und des hohen Säntis schneeige Gipfel spiegelten sich von Sankt Gallen her darin; dunstigblau wie eine Abendwolke sah der Rand des Schwarzwaldes im Westen aus, und im Süden drängte sich der Rhein zwischen Vorarlberg und Rhätikon, bis er mit seinen lehmgelben Wellen durch die blaugrünen Wogen des Sees zog. *

Doch der Bürgermeister hatte kein Auge für diese Art Schönheit, denn in den letzten acht Tagen war er halb verhungert und länger als einen Monat entbehrte, litt und kämpfte er. Er sah nur hinunter auf die Uferstraße, wo im Volksgewimmel der gemütliche Bayer sich mit dem scheltenden Württemberger und dem lebhaften Badenser drängte; er konnte sehen, wie das Volk in die Franziskanerkirche strömte, um die Gnadenmittel zu nehmen. Und unten am Ufer bemerkte er eine Gruppe Menschen, die auf den See hinaus starrte, wo einige Fässer mit der schwachen Strömung trieben. Man war eifrig bemüht, diese mit Bootshaken und Leinen ans Land zu ziehen.

— Was habt Ihr da, Leute? rief der Bürgermeister von der Terrasse herab.

— Das ist ein Geschenk von den redlichen Schweizern in St. Gallen! antwortete eine Stimme.

— Wahrscheinlich Wein oder Most, der im See gelegen und auf westlichen Wind gewartet hat, um von Romanshorn herüber zu kommen, fiel eine andere Stimme ein.

Der Bürgermeister zog sich von der Terrasse zurück und ging hinein in den Wirtshaussaal, um

* Strindberg schrieb diese Novelle 1887, als er mit Weib und Kind bei Lindau am Bodensee lebte.

sich dort hinzusetzen und auf den Ausgang des Strandgut-Fischzuges zu warten.

In dem scheinbar unbeweglichen Antlitz des hochgewachsenen Bayern lag Kummer, Sorge und Gram. Seine große Faust, die auf der Eichenplatte des Tisches ruhte, öffnete und schloß sich, als ob sie zwischen fortgeben oder festhalten wäge; und sein Fuß, dessen Zehen das Hirschleder der Stulpenstiefel sprengen zu wollen schienen, stampfte den ungefegten Boden, daß eine Staubwolke wie aus einer Tabakspfeife rauchte.

Doch er hatte keine Ruhe, still zu sitzen. Im nächsten Augenblick stieß er seinen Haudegen in den Boden, um gleich darauf aus der Tasche von Corduanleder, die das Stadtwappen in Silber trug, ein Paar gewaltiger Schlüssel hervorzuziehen, die er in einem unsichtbaren Schlüsselloch probierte, als ob er eine Tür so zuschließen wollte, daß sie niemals wieder geöffnet werden könnte. Und dann setzt er das Schlüsselrohr an den Mund und blies einen Appell, den zu lernen er Zeit genug gehabt hatte, während der langen Belagerung mit ihren zurückgeschlagenen Angriffen und mißlungenen Ausfällen.

Da hörte man laute Schritte und das Klirren von Waffen auf der Treppe. Der Bürgermeister steckte augenblicklich die Schlüssel ein, knipste das Schloß zu und warf den Riemen so herum, daß die Tasche auf den Rücken kam. Dann setzte er sich in eine Stellung, die einem Verteidigungszustande glich, als wisse er, wer durch die Tür eintreten werde.

— Gottes Frieden, Herr Platzmajor, begrüßte er den eintretenden Offizier, der seinen zerfetzten Sturmhut mit dem verräucherten Federbusch auf eine Bank schleuderte.

— Willkommen, Herr Bürgermeister, grüßte der Major zurück und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

Es blieb eine lang Weile still, als ob die beiden Kämpfer ladeten, um einander nieder zu schießen. Schließlich brach der Major das Schweigen, um brüsk zu fragen:

— Was sagten die Bregenzer?

— Keinen Sack Mehl, keinen Schoppen Most, ehe die Stadt ihre Schlüssel übergeben hat! sagten die Bregenzer.

— Nun?

— Nun? wiederholte der Bürgermeister mit drohenden Blicken.

— Ihr wollt die Schlüssel nicht übergeben?

— Nein, tausendmal nein, millionenmal nein! donnerte der Bürgermeister und sprang auf vom Stuhl, blutrot im Gesicht.

— Wißt Ihr, fragte der Major, daß die Leichen die Stadt verpesten, seit der Schwede den Kirchhof von Eschach genommen hat?

— Ich weiß!

— Wißt Ihr, daß alle Pferde und Hunde der Stadt geschlachtet worden sind?

— Ich weiß! Und ich weiß auch, daß mein eigener Packan, mein Begleiter seit zwanzig Jahren, seit ich Frau und Kind verlor, der erste war, der sein Leben hergeben mußte!

— Wißt Ihr, daß der See gestiegen ist, daß die Keller voll Wasser sind und kein Mensch mehr dort Zuflucht suchen kann, wenn das Bombardement fortgesetzt wird?

— Ich weiß, antwortete der Bürgermeister.

— Wißt Ihr, daß unser Wein, der auf den Hügeln draußen wächst, auf Hoierberg, bei Schachen, bei Eichbühl, reif zur Ernte ist, und daß Schweden und

Franzosen sich schon wie die Stare auf die Weinberge geworfen haben?

— Ich weiß! Aber wißt Ihr, daß der Friede schon am heutigen Tage geschlossen werden kann, daß er vielleicht schon geschlossen ist, und daß wir die Ehre retten können, wenn wir noch einen Tag mit der Kapitulation warten?

— Einen Tag noch, wiederholte der Major. Einen Tag noch! So haben wir seit drei Monaten gesprochen und inzwischen sterben unsere Kinder. Ihr wißt vielleicht nicht, daß die Kühe keine Milch mehr geben, seit sie das Moos von den Dächern, das Laub von den Bäumen, ja, den Dünger aus den Pferdeställen gefressen haben, an den leeren Mehlsäcken lecken und ihren eigenen Urin trinken! So weit ist es gekommen und nun schreien die Kinder nach Milch.

— Die Kinder! Sprecht mir nicht von Kindern, mir, dessen einzige Tochter vor der Mutter Augen zu Tode geschändet wurde! Damals war ich es, der um Hilfe bettelte, aber vergebens; da fehlte Euch der gute Wille. Zur Hölle mit den Kindern! Warum brachtet Ihr sie nicht fort über den See, ehe der Schwede seine Prahme aufs Wasser setzte!

— Ein wildes Tier seid Ihr, Bürgermeister, und kein Mensch! Ihr hättet vielleicht am liebsten gesehen, daß man sie in Säcken ertränkt oder sie gegessen hätte, wie man in Böhmen tat, als Friedland dort hauste!

— Ja, wir sind wilde Tiere unter wilden Tieren geworden, während der dreißig Jahre voll Morden und Brennen, Rauben und Huren. Krieg konnte man das noch nennen, so lange der schwedische König lebte und „Soldaten“ führte, aber nachher sind sie Brandstifter und Straßenräuber geworden, die verwüsten, um zu verwüsten. Hunnen, Goten und Van-

dalen, die aus Wut zerstörten, weil sie nichts hervorbringen konnten . . .

Ein Schrei von der Gasse her hinderte den Major zu antworten und lockte die Streitenden hinaus auf die Terrasse. Dicht gedrängt um die eben aufs Land gezogenen Fässer, schlugen einige Küfer die Böden der Gefäße ein, so daß der Inhalt auf die Straße rann.

— Was ist das, was ihr dort unten habt? rief der Major.

— Ach, es ist nur Milch, die uns die geizigen Schweizer statt Wein geschickt haben, wurde von unten herauf geantwortet.

Ein Weib mit einem Kinde auf dem Arm kam hinzu, und als sie den weißen Strom auf die Gasse fließen sah, fing sie an fürchterlich zu schreien und setzte ihr Kind auf die Steine, um es trinken zu lassen. Von ihrem Schreien angelockt, kamen bald mehrere Mütter herbei, und wie durstige Ferkel griffen die Kleinen mit ihren Händen nach den Steinen, als ob es die weichste Mutterbrust wäre, und leckten die süße Milch auf, während die Mütter Flüche ausstießen über die rohen Männer, die an weiter nichts dächten als an sich selbst.

— Herr Bürgermeister! nahm der Major das Gespräch wieder auf, von dem widerwärtigen Schauspiel noch mehr aufgebracht; laßt uns aufs Dach gehen und sehen, was der Schwede macht; nachher sprechen wir dann von unserer Sache. Wie Ihr seht, sind alle Bande zerrissen; der eine nimmt, was der andere fest zu halten nicht Macht hat; Familien drohen sich aufzulösen, und die jungen Leute leben bunt durcheinander: jeden Augenblick kann man einen Aufstand befürchten . . .

Der Bürgermeister hörte nicht darauf, sondern ging die Bodentreppe hinauf, bis er durch eine Luke

zwischen den Dachstühlen auf die treppenförmigen Absätze der Giebelmauer hinauskroch. Daran kletterte er hinauf bis auf den Giebel, der von einer Fahnenstange gekrönt wurde, an der man ein Fernrohr befestigt hatte.

Unter ihm zeigte die Stadt ihre ganze Verwüstung. Nicht ein einziges heiles Dach war zu sehen; kein Baum in den alten Gärten, alle waren zu Futter oder Brennholz draufgegangen; an der Uferseite waren alle Häuser abgerissen, alle Gärten umgegraben, um Material zu den Schießwällen zu liefern. Und auf den Straßen streiften zerlumpte hungrige schmutzige Menschen mit wilden Gebärden umher, alle jedoch augenscheinlich auf dem Wege zum Gasthof zur Krone, um den das Volk sich schon zu scharen begann.

Der Bürgermeister legte nun das Auge an das Fernrohr, das nach der Uferseite gerichtet war.

Da reihte sich Hügel an Hügel mit kleinen weißen Bauernhöfen unter steilen Dächern, von geplünderten Apfelbäumen und Weinbergen umgeben. Und mitten darin eingeschlossen Eschach mit dem schwedischen Hauptquartier. Um die blaugelben Feldzeichen herrschte eine ungewöhnliche Bewegung, und Soldaten schienen etwas mit den Kanonen vorzuhaben, die der Bürgermeister während der langen Belagerung wohl kennen gelernt hatte. Ja, er hatte sogar den schlimmsten Bestien in der ersten Wallbatterie Namen gegeben.

Einen großen Flegel aus rotem Kupfer, der gerade in die bemalten Fenster der Stadtkirche eingeschlagen, hatte er den „Roten Hund" genannt. Links ein großer Mörser, der den Namen „Donnerbüchse" bekam, war ein richtiges Speigat, wenn er auszuspeien begann. „Des Teufels Großmutter" titulierte

er eine dritte, die aus schwedischem Eisen und des Königs eigene Erfindung sein sollte. Und so weiter.

Doch hinter dem Wall auf einer Gartenterrasse sah er den Feldmarschall mit seinen Offizieren sitzen und „Seewein“ trinken, ihren Wein, den sie gebaut und gekeltert und den sie, dumm genug, in den Kellern am Ufer zurückgelassen hatten. Zwischen Glas und Pfeife betrachteten die hohen Herren eine Zeichnung, die jedoch keine Karte zu sein schien; was den Bürgermeister an ein Gerücht erinnerte, nach dem Wrangel das bayrische Schloß Aschaffenburg auf seine Güter an einen See in Schweden hatte versetzen wollen; als sich das aber nicht machen ließ, habe er sich von einem Architekten Zeichnungen von dem Gebäude anfertigen lassen, nachdem er erst Möbel, Hausgerät und Merkwürdigkeiten ausgeräumt.

Der Anblick des Weines und des Tabaks reizten einen Augenblick des Bürgermeisters niedrige Triebe, die so lange unterdrückt gewesen waren; aber bald regte sich wieder allgewaltig sein Haß und sein Kummer, seit einem Menschenalter genährt. Für die, welche kein Essen und Trinken mehr hatten, die nichts Liebes mehr besaßen, keinen Frieden, blieb nur die Ehre; und an der Leiche seiner Tochter, die er selbst getötet hatte, damit sie nicht Teufelsjunge aus Teufelseiern gebäre (ein Geheimnis, das er nicht als Grund für seine Halsstarrigkeit anführen konnte), hatte er geschworen, daß er die Schlüssel der Stadt nicht übergeben werde, so lange er am Leben sei.

Jetzt sah er eine Rauchwolke aus dem „Roten Hund“ aufsteigen, hörte etwas über seinem Kopfe sausen und dann unten in der Uferstraße einschlagen, wo es mit lautem Geschrei begrüßt wurde.

— Die Schlüssel, Bürgermeister, oder wir sind verloren! rief der Major unten von der Giebeltreppe.

— Auf Euren Platz, Herr Major, hinaus auf die Wälle, oder Ihr werdet gehängt! antwortete der Bürgermeister.

— Die Schlüssel her! Oder wir kommen und holen sie! brüllt der Major.

— Kommt nur und holt sie!

Eine Menge Köpfe krochen durch die Dachluke und anhaltendes Geschrei nach den Schlüsseln der Stadt ertönte.

— Geht herunter vom Dach; sie zielen auf uns! rief der Bürgermeister dem Volk zu, das auf die Mauern zu klettern begann, um sein Drohen in Tat umzusetzen.

Im nächsten Augenblick verschwand die Fahnenstange, zersplittert wie ein Kienspan, und die Splitter folgen der Kugel nach, die durchs Dach schlug.

Der Bürgermeister drehte sich halb herum und wäre gefallen, wenn er sich nicht auf sein großes Schlachtschwert gestützt hätte.

Nun richtete er sich auf und blieb auf der obersten Platte stehen wie eine steinerne Statue auf einer Domkirche. Das Volk jedoch, welches das mutige Benehmen seines Bürgermeisters mit einem Jubelruf begrüßt hatte, wurde von neuem von seiner Furcht getrieben, einen Anlauf gegen den zu wagen, der die Schlüssel der Stadt besaß, ohne die eine förmliche Übergabe der Stadt nicht geschehen konnte.

Mit Hilfe der Unzufriedenen wagte der Major einen letzten Angriff gegen den unerschütterlichen Bürgermeister. Dazu stieg er die gefährliche Treppe hinan, zog sein Schwert und forderte den Bürgermeister auf, herunter zu steigen oder sich zu verteidigen, wo er stand.

Aber es zeigte sich bald, daß dessen Stellung uneinnehmbar war, und überzeugt von der Unmöglichkeit, ihn zur Übergabe zu zwingen, wandte sich der Major an die Volksmenge und fragte drei Male hinter einander, ob sie ihm das Recht einräumten, die Stadttore aufbrechen und die weiße Flagge hissen zu lassen.

Und als seine Frage mit brausenden Jarufen beantwortet wurde, ging er denselben Weg zurück, den er gekommen war, um sich, vom Volkshaufen begleitet, auf die Wälle zu begeben.

Der Bürgermeister, der allein zurückgeblieben war und einsah, daß alle Hoffnung auf Rettung der Stadt aus war, schien zuerst zusammenzubrechen; doch gleich richtete er sich wieder auf, als habe er einen Entschluß gefaßt. Mit zitternder Hand öffnete er die Tasche, nahm die großen Schlüssel heraus, und, nachdem er ein Kreuz geschlagen hatte, warf er sie so weit in den See hinaus, wie er konnte. Als sie in der Tiefe verschwunden waren, fiel er wieder auf die Knie und faltete die Hände zu einem langen leisen Gebet.

Er hätte sich in dieser Stunde taub machen mögen, doch während er Gott und die heilige Jungfrau anrief, war es ihm, als hörte er Axthiebe gegen das Stadttor, durch das die Feinde herein kommen würden, um zu plündern und zu schänden, zu hängen und zu brennen.

Nach einer Weile leisen Betens gewahrte er jedoch, daß auf der ganzen Stadt Stille lag und die Kanonade aufgehört hatte. Nur von den Wällen her war ein schwaches Geräusch zu hören, als sprächen alle auf einmal; das Summen verstärkte sich und ward zu einem Getöse, das gleich darauf in ein Jubelgeschrei ausbrach.

Er erhob sich aus seiner knienden Stellung und sah eine weiße Fahne im schwedischen Hauptquartier wehen. Dann erklang ein Trompetenstoß und ein Paukenwirbel, was in gleicher Weise von den Wällen Lindaus beantwortet wurde. Und dann waren die Axthiebe gegen das Tor zu hören. Ein Boot stieß ab vom schwedischen Lager. Die Feldmusik spielte auf dem andern Ufer. Und nun ging ein Ruf durch die Straßen der Stadt; zuerst undeutlich, wie die Wogen sich an den Uferklippen brechen, Lärm ohne Bedeutung, Schreien ohne Sinn. Aber es kam näher, und nun konnte er das letzte Wort „geschlossen" unterscheiden, ohne noch zu wissen, ob damit die Kapitulation gemeint war oder was sonst.

Schließlich erklang der Ruf immer deutlicher, da die Volksmenge sich in die Uferstraße wälzte, und Hüte und Mützen schwenkend, riefen sie zu ihrem mutigen Bürgermeister hinauf:

— Der Friede ist geschlossen!

Te Deum laudamus! wurde am Abend in der Franziskanerkirche gesungen, während die Einwohner der Stadt sich an den Weinfässern berauschten, die man von den Dörfern am Ufer geholt hatte.

Als die Messe zu Ende war, saßen der Bürgermeister und der Major bei einer Kanne „Seewein" in der „Krone".

Im Dachbalken, mitten im Saal, sah man die schwarze Kugel, welche die Fahnenstange niedergerissen hatte und durch Dach und Zwischendecke gedrungen war.

Der Bürgermeister betrachtete die dunkle Kugel, die mit ihren blanken Schrammen dem Vollmond glich, der aus sturmzerrissenen Wolken hervortritt, und er lächelte, lächelte zum ersten Male seit zehn Jahren. Doch gleich fuhr er zusammen, als habe er etwas Böses getan.

— Der letzte Schuß! sagte er. Lange her seit dem ersten in Prag, ein ganzes Menschenalter. Und seitdem hat Böhmen zwei Millionen Menschen von seinen drei verloren; und in der Rheinpfalz ist nur der fünfzigste Teil der Einwohner übrig geblieben; Sachsen verlor eine Million von zwei; Augsburg zählt nicht mehr als achtzehn von seinen achtzigtausend. Und in unserm armen Bayerland verschwanden vor zwei Jahren hundert Dörfer in Rauch und Flammen. Hessen betrauert siebzehn Städte, siebenundvierzig Schlösser und vierhundert Dörfer. Alles wegen der Augsburgischen Konfession! Wegen der Augsburgischen Konfession ward Deutschland verwüstet, zerstückelt, von allen Meeren abgesperrt, ohne Luft gelassen, erstickt, vernichtet. Finis Germaniae.

— Es war wohl nicht die Augsburgische Konfession, die das getan hat, wandte der Major ein. Hört nur den Franzosen dort im schwedischen Lager, wie er seine Messe hält als guter Katholik, und sagt dann, ob Luther und der Papst den Krieg veranlaßt haben! Nein, es war wohl etwas Anderes!

— Ja, es mag wohl auch etwas Anderes gewesen sein! antwortete der Bürgermeister, leerte sein Glas und ging heim, um ruhig zu schlafen — zum ersten Male seit dreißig Jahren — seit dreißig langen furchtbaren Jahren!

* * *

AUS STRINDBERGS BRIEFEN

An den Verleger Claes Looström in Stockholm.

Stockholm, 16. Oktober 1882.

Freitag erhältst Du das Manuskript zum ersten Heft der „Schwedischen Novellen“, am letzten Oktober das zum zweiten Heft. Willst Du bei Andrén oder Tirén einen Rahmen für den Umschlag bestellen, mit Figuren und Ornamenten aus dem Mittelalter und allen anderen Zeiten? In diesen Rahmen kommt der Titel, der noch nicht bestimmt ist.

Bis zum 15. Dezember sollst Du das vollständige Manuskript für das sechste Heft haben!

Hier ein neuer Titel: [Volkschronik] [von der Heidenzeit bis zur Gegenwart] [erzählt von August Strindberg.]

Aber dann kann man glauben, es sei eine Zeitung.

August Strindberg.

Stockholm, 16. Oktober 1882.

Hiermit mein letzter Titel:

Schwedische
Schicksale und Abenteuer.
Sittenschildernde Erzählungen aus allen Zeiten
von
August Strindberg
Erster Band Erstes Heft
C. Looström, Stockholm
1882.

Dies ist der populärste und klarste Titel, den ich finden kann. „Heidenzeit“ schreckt die Leute ab.

Keine Reklame! Hilft nicht! Probatum est! Schadet eher!

Des Verfassers Absicht ist, in kleinen gedichteten Erzählungen Schilderungen aus der Sitten- und Entwicklungsgeschichte

des Vaterlandes zu geben, die, obwohl jede selbständig, doch, der Zeit nach an einander gereiht, ein zusammenhängendes Ganze bilden, wenn die Arbeit abgeschlossen vorliegt.

Um jedoch die Lektüre angenehmer zu machen, werden die vier Bände, welche die vier Epochen Mittelalter, 16. Jahrhundert, 17. Jahrhundert, 18. Jahrhundert enthalten, neben einander erscheinen, mit verschiedenen Umschlägen und eigener Seitenzählung. Der Verleger.

Weiter nichts! August Strindberg.

N. S. Ich habe heute ein Hufeisen gefunden. Du wirst sehen, wir werden reich.

Stockholm, 24. Oktober 1882.

Dein Tadel hat mir den Mut genommen! Meine Ansichten kennst Du aus dem „Roten Zimmer". Kulturhistorische Novellen direkt unterhaltend zu machen, ist nicht möglich, aber ich will sie, besonders wenn sich meine geschäftliche Lage bessert, mit möglichst gutem Humor niederschreiben! Das ist alles, was ich versprechen kann! Nimmst Du mir aber die Lust, so kann ich auf einmal unproduktiv werden!

Könnte man man nicht „Veredelte Frucht" bis zum dritten Heft laufen lassen und dann – vor Weihnachten, wenn die Leute Geld und Zeit haben – mit einem Doppelheft kommen? Das wäre nicht gefährlich! Aber es ist schade, denn diese Erzählung ist vielleicht die wertvollste, wenn auch nicht die, welche am besten unterhält! Und das erste Heft ist leider entscheidend!

August Strindberg.

Stockholm, 2. November 1882.

Da Du mich mahnst, muss ich die Hälfte von Nummer 2 senden! Du darfst kein Urteil abgeben, aber ich will auf jeden Anspruch, etwas Unterhaltendes zu schreiben, verzichten! Kulturhistorische Novellen sollen vor allem belehrend sein, und ich will mich nicht dazu herablassen, der Gaukler des Publikums zu werden, auch nicht auf die Gefahr hin, dass ich Leser verliere. August Strindberg.

Stockholm, 30. November 1882.

Nachdem Du den Zynismus (Das Ehebett auf dem Hofe: „Höhere Zwecke") (den ich nicht verstehe) mit dem geschäftlichen Erfolg in Verbindung gebracht hast, ist es mir eine Ehrensache geworden, ihn stehen zu lassen! Ehrlichkeit währt allerdings nicht am längsten, aber sie macht auch Freude.

August Strindberg.

Stockholm, 17. Dezember 1882.

Der Band muss blaue Decken und gelben Schnitt haben, dann wird er neu und schwedisch! Keine Figuren auf dem Umschlage, nur Schnörkel! Andrén?

Dann haben wir den ersten Band im Januar; was den Verfasser ermuntern wird, fortzufahren!

August Strindberg.

Stockholm, 11. Januar 1883

Sende mir soviel Vorschuss, wie Du kannst, denn ich arbeite heute an der ersten Novelle des zweiten Bandes, und die muss schön und froh werden; und das wird sie nicht, wenn man wie ich bis zum Kinn im Ameisenhaufen sitzt!

Tue das, bitte! August Strindberg.

Kymmendö (Inselmeer). 1. Mai 1883.

Kannst Du mir erklären, wie ich Dir einen Verlust zuziehen kann, wenn ich, während die schwerverkäuflichen „Schicksale" ruhen, mit einem gangbaren Verlagsartikel („Frauenbilder") komme*? Zumal die „Schicksale" durch solche Ruhe gewinnen, während sie jetzt an meiner Müdigkeit zu Grunde gehen.

August Strindberg.

Kymmendö, 2. Mai 1883.

Die Zeit kann ein Dichter niemals bestimmen; man schreibt leider nicht so schnell, wie ein Setzer setzt. Seit Oktober habe ich zwei Bände geliefert: was Kundige und Unkundige für fabelhaft halten. Die Folge ist auch, dass ich überanstrengt bin und Erholung brauche. Und damit bist Du unzufrieden! Das macht mich staunen! August Strindberg.

* Erster Plan von „Heiraten".

Kymmendö, 2. Mai 1883.

Ein sehr ernstes Wort!

Trotzdem ich mir die grösste Mühe gab, trotzdem ich an Deinen und meinen geschäftlichen Verlust dachte, alle Mittel der Pflicht und der Uberlegung zu Hilfe nahm, bin ich doch nicht im Stande gewesen, an den „Schicksalen und Abenteuern" weiterzuarbeiten. Dieser Monat des Unvermögens hat mich zu der Erkenntnis gebracht, dass ich mich von solchen Novellen eine Zeitlang ausruhen muss!

Aber Ruhe ist bei mir nicht Beschäftigungslosigkeit, sondern Abwechslung in der Arbeit. Kulturhistorische Novellen schreiben, wo alles aus dem Nichts geschaffen werden soll, von der Phantasie, ist eine unerhörte Anstrengung; dagegen bedeutet Schreiben nach Erinnerung, Eindrücken, Beobachtung eine Erholung. Ich muss mir also durch eine andere Arbeit diese Erholung schaffen! August Strindberg.

Kymmendö, 8. Juni 1883.

Das Gehirngeschwür ist geplatzt und jetzt rinnen nur Verse. Schöne Verse und böse! Um den 15. Juli werde ich das Manuskript senden, 15 bis 20 Bogen . . .

Sprich nicht von den „Schicksalen"! Je länger sie ruhen desto besser! Sie sollen ja mein grosses Hauptwerk werden, und ich darf sie nicht übereilen. August Strindberg.

Paris, 7. November 1883.

Hier hast Du die letzte Kugel! Nicht aus Not habe ich über „Ritter Bengts Gattin" geschrieben, sondern um mich (für die Ermordung des D r a m a s) zu rächen! Die Mörder sollen Gespenster sehen! August Strindberg.

Ouchy (Schweiz), 19. März 1884.

Die „Schwedischen Schicksale" werden schon fertig werden, wenn mein Kopf ruhiger wird; doch jetzt im Frühling braust es und saust es ganz toll. August Strindberg.

ERLÄUTERUNGEN DES ÜBERSETZERS

zur ersten deutschen Ausgabe von 1902

Als die Schwedischen Schicksale im Herbst 1882 zu Stockholm heftweise zu erscheinen anfingen, las man auf dem Umschlag des ersten Heftes diese von den Verlegern unterzeichnete Anmeldung:

„Des Verfassers Absicht ist, in kleineren gedichteten Erzählungen Schilderungen aus der Sitten- und Entwicklungsgeschichte des Vaterlandes zu geben, die, obwohl jede selbständig, doch, der Zeit nach aneinander gereiht ein zusammenhängendes Ganze bilden werden, wenn die Arbeit abgeschlossen in vier Bänden vorliegt, die enthalten: 1. Mittelalter; 2. Band 16. Jahrhundert; 3. Band, 17. Jahrhundert; 4. Band 18. Jahrhundert."

Der schwedische Dichter hatte sich hier also eine ähnliche Aufgabe gestellt wie etwa der deutsche Gustav Freytag in seinen „Ahnen". Und wie Freytag von den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" zu seinem Romancyklus kam, so Strindberg von seiner Kulturgeschichte „Das schwedische Volk" zu diesem Novellenkreis.

Diese schwedische Bildungs- und Sittengeschichte, die vollendet war, als die Novellen zu erscheinen anfingen, Herbst 1882, ist ein grossangelegtes Werk und umfasst zusammen mit den Illustrationen beinahe tausend Seiten. Strindberg hatte die Absicht, die erste schwedische Kulturgeschichte zu geben, „fand aber im Laufe der Arbeit, dass er sich auf die Skizze zu einer solchen beschränken musste" (Schlusserinnerung). Was seinen Gesichtspunkt angeht, so stellte sich der Dreissigjährige zum Entsetzen seiner Landsleute dem „klassischen" Historiker Geijer entgegen, der bei seiner Arbeit „besser als irgend einer gefühlt hatte, dass die Geschichte des schwedischen Volkes die seiner Könige sei". Strindberg schrieb als Demokrat, ohne jedoch die

Nationalfehler, vor allem Begünstigung des Ausländers und Neid auf den Einheimischen, im geringsten zu beschönigen.

Den Plan, chronologisch Novelle an Novelle zu reihen, hat Strindberg natürlich nicht pedantisch durchgeführt; bei einem späteren Neudruck hat er die Einteilung in Jahrhunderte ganz fallen gelassen und sich mit dem Untertitel „Erzählungen aus allen Zeiten“ begnügt; worin ich ihm in dieser deutschen Ausgabe gefolgt bin. Die vorliegende erste Reihe umfasst die beiden Bändchen Mittelalter und 16. Jahrhundert, die 1882 und 1883 in einzelnen Heften rasch hinter einander herauskamen.

Die zweite Reihe, 17. und 18. Jahrhundert, liess auf sich warten; das Schlussheft des zweiten Bändchens trug diese Anzeige: „Wie der Verfasser mitteilt, ist er, infolge seiner ausländischen Reise, nicht im Stande, das Manuskript zum dritten Bande so bald zu liefern, weshalb die Ausgabe der Fortsetzung nicht so rasch vor sich gehen kann, wie ursprünglich beabsichtigt war.“ Weniger sein Aufenthalt im Auslande als moderne Novellen, welche die unmittelbarste Gegenwart betrafen, wie die Ehegeschichten „Heiraten“ und die socialistischen „Schweizer Novellen“ (Utopien) hatten die kulturhistorischen in den Hintergrund gedrängt, die erst um 1890 abgeschlossen und abgestoßen wurden.

Die erste Reihe fällt mitten in die socialistische Epoche Strindbergs, mitten zwischen deren negativen Pol, „Das rote Zimmer“ von 1879, und deren positiven Pol, die „Schweizer Novellen“ von 1884. Im Laufe der zweiten Reihe verwandelt sich der socialistische Strindberg in den individualistischen, in den des Romans „Am offenen Meer“ von 1890.

Die erste Reihe, die in einem Zuge zu Hause in Stockholm in ruhigen Verhältnissen und leidlichem Eheglück geschrieben ist, zeichnet sich vor allem durch künstlerisches Gleichmass aus; die zweite Reihe, die unter der schweren Ehekrisis während des Umherwanderns im Ausland ruckweise entstanden ist, hat diese Harmonie nicht, enthält aber dafür in der „Insel der Seligen“ und „Tschandala“ und „Hexe“ die genialsten Stücke. *

Die erste Reihe steht in enger Beziehung zur gleichzeitigen dramatischen Dichtung des Dreissigjährigen, indem die Novelle „Ritter Bengts Gattin“ vom gleichnamigen Schauspiel aus

* Deutsche Gesamtausgabe „Kleine historische Romane“.

dem Sommer 1882 das vollständige Gerippe giebt; indem die Tragikomödie „Das Geheimnis der Gilde“ vom Winter 1879/80 wie die Dramatisierung einer, allerdings ungeschriebenen Novelle aus den Schwedischen Schicksalen anmutet.

Ein besonderes Interesse erhalten diese Novellen heute durch die neuesten acht Königsdramen des Dichters von 1898 bis 1902, die zu ihnen das dramatische Gegenstück bilden. Als Dreissiger novellistisch, als Fünfziger dramatisch hat Strindberg die Vergangenheit seines Vaterlandes in einer Weise poetisch ausgemünzt, wie es ähnlich vor ihm nur in England geschehen ist, und auch da nicht von einem sondern von zwei Dichtern, von Skakespeare und Scott.

Die beiden Vorzüge, die man in erster Linie von kulturhistorischen Novellen verlangt, historisches Kolorit und künstlerische Fassung, sind diesen Schwedischen Schicksalen von jeher nachgerühmt worden.

In seinem Aufsatz „Strindberg als Kulturhistoriker“ (Ein Buch über Strindberg, Karlstad 1894) sagt ein Fachmann, der schwedische Kulturhistoriker Anton Nyström:

„Strindbergs historische Dichtung ist von der Art, dass sie auf die grosse Mehrheit wirken kann: er erreicht mit seinen Novellen Unzählige, die andere Historiker nicht erreichen. Die Zeitgemälde sind mit Meisterhand ausgeführt: man sieht in treuen Bildern die oft so kummervollen Züge der Vergangenheit, die Teilnahme für unentwickelte Gemeinden und Individuen erwecken, sowie Lust, die Entwicklung zu fördern. Er schreibt nicht bloß zur Zerstreuung des Lesers, und er ist in gewisser Weise tendenziös – wenn auch nur im besseren Sinne – geleitet von einer wissenschaftlichen Weltanschauung und humanen Ideen, und sich — nach dem was ich habe finden können – auf unwiderlegbare Gründe und historische Tatsachen stützend. Strindbergs Mission ist also nicht „litterarisch“, sondern civilisatorisch er giebt seinen Lesern einen Überblick über die Stadien der Entwicklung und beseelt sie, für grosse Prinzipien zu wirken.“

Der Schauplatz der meisten dieser elf Novellen ist Stockholm selbst. Wie Strindberg kurz vorher, 1879, seinen socialen Roman „Das rote Zimmer“ mit der später so berühmt gewordenen Schilderung des modernen Stockholms aus der Vogelperspektive, nämlich von den Südlichen Bergen aus, einleitete, so giebt er gleich in der ersten dieser kulturhistorischen Novellen

einen Blick über Alt Stockholm, und zwar vom damaligen nördlichen Aussichtspunkt, dem Brunkeberg. Wenn man diese Novelle zuerst liest und sich die dort erwähnten Hauptpunkte merkt, so wird sich auch der deutsche Leser leicht im Stockholm der späteren Novellen zurecht finden. Wer sich dafür interessiert, sei auf das Illustrationswerk „Alt-Stockholm" verwiesen, das Strindberg 1880 bis 1882 zusammen mit Claes Lundin herausgegeben hat.

Veredelte Frucht.

Von der Ballade sagt der schwedische Lyriker Gustaf Fröding in seinem Aufsatz „Strindberg als Lyriker" (Ein Buch über Strindberg, Karlstad 1894): „Einmal hat sich Strindberg in dem Gedicht von „Herrn Beaujolais de Beaune" in der Balladenmelodie vesucht, und Walter Scott könnte ihm hier um die gut getroffene Raubritterfarbe und den Troubadourton beneiden. Ich erinnere mich aus meiner grünen Jugend, wie die ansteckende Melodie mir beständig in den Ohren klang."

Die Anschauung des Gedichts, dass über dem Höheren immer noch ein Allerhöchster herrscht, ist echt strindbergisch und geht durch seine ganze Dichtung, von der frühesten Jugend bis heute. Dieser Vorstellung hat schon der Zwanziger in dem kleinen Mysterium „De creatione et sententia vera mundi" Ausdruck gegeben, wo über dem bösen Gott und dem guten Gott der „Ewige, Unsichtbare, GOTT" herrscht; und heute ist sie die Grundanschauung von Dramen wie „Advent" und „Rausch" des Fünfzigers, die der Dichter noch obendrein unter dem bezeichnenden Titel „Vor höherer Instanz" zusammengefasst hat.

Als Dreissiger hat Strindberg diese Vorstellung drei Male lyrisch gestaltet. Am machtvollsten in „Loke", einer Schmähklage des gefesselten Halbgottes auf die Götter der Zeit, mit dem Trost im Glauben an „den Einen, den Gott der Ewigkeit"; die Leidenschaft die in diesen Ausbrüchen Lokes rast, ist titanisch; der Mensch schreit unter seinem Erdenschicksal stöhnend zu Gott empor. Dann balladenhaft in diesem „Herrn Beaujolais". Schliesslich als Stimmung in dem kleinen Gedicht „Mondschein".*

* Strindbergs Gedichte: Erste Auswahl.

Entwicklung.

„Diese Bilder sind unvergleichliche Darstellungen vergangener Zeiten und Ideen. Der Freidenker Giacomo könnte leicht für einen Typ aus dem 19. Jahrhundert gehalten werden, aber vollkommen richtig hat Strindberg hier Gedanken bei vielen aus dem 16. Jahrhundert wiedergegeben". (Nyström).

Spielt von Gustav Wasas Einzug in Stockholm, nach der Befreiung Schwedens von dänischer Fremdherrschaft, 1523, bis zur Entthronung Erichs XIV. durch seinen Bruder Johan III., 1568. Vgl. die neuen Dramen Strindbergs „Gustav Wasa" und „Erich XIV." sowie das Jugenddrama „Meister Olof".

Die Pest hat Strindberg neuerdings auch im Drama geschildert: „Die Folkungersage".

Neue Waffen.

„Mit Vorliebe schildert Strindberg das Leben der Arbeiterklasse, ihre dürftige und kummervolle Existenz und ihre Unterdrückung von seiten der Mächtigen, sowie die Unterdrückung des Bauern, „seit er das Recht verloren hat, Waffen zu tragen, worauf Ritter, Priester, deutsche Kaufleute u. a. taten, was sie konnten, um ihn auszusaugen" (Das schwedische Volk, Kap. 7), so dass der Hof oft verlassen wurde, da der Zins nicht bezahlt werden konnte". (Nyström).

Alfvar, Gegend von Öland, wo der aus Kalkstein bestehende Alf ganz oder beinahe zu Tage liegt (Svenska Akademiens Ordbok, Lund 1897). Oder vielleicht lappländisch all, hoch: vare, Berg; alla vare, ein hoher Berg (Rietz, Svenskt Dialekt-Lexikon, Malmö 1867).

Das Volkslied ist die Gotlandsweise, „deren klangvolle Tonklänge und ausdrucksvolle Metren einen durchaus schwedischen Eindruck machen, bald klagend über den Untergang der Ehre und des Glaubens gegenüber Gewissenlosigkeit und Trug, bald mächtig warnend, mahnend, bald prachtvoll schildernd" (Das schwedische Volk, Mittelalter II, Kap. 2) In dem neuen Drama „Engelbrecht" hat sie der Dichter ebenfalls verwandt.

Botenstecken: „In den ältesten Zeiten wurde der königliche Postgang in Schweden von Boten bestritten, welche in Kriegszeit bei Aufgeboten den Botenstecken (budkafle) benutzten: einen kurzen Stock, der an einem Ende mit einer Schnur versehen und an dem anderen gebrannt war; wodurch angedeutet

werden sollte, dass der, der ihn nicht weiter beförderte, gehängt werden und seinen Hof in Brand sehen würde. In diesen Stab war die Mitteilung eingeschnitten oder um ihn gewickelt, wenn sie auf Papier oder Pergament stand". (Das schwedische Volk, 17. Jahrhundert, Verkehrsmittel.)

Über die Zunft der Rutenonkel siehe „Das schwedische Volk", 17. Jahrhundert, drittes Kapitel.

Ein Triumph.

Strindberg, Schwedisches Volk, 16. Jahrhundert:

„Der König von Dänemark hatte sich erlaubt, das schwedische Wappen Drei Kronen zu benutzen. Der König von Schweden nahm als Rache dafür das Wappen von Dänemark und Norwegen. Dann geschah es, dass die Flotten einen Fehler beim Salutieren begingen, und so kam es zum Kriege, der sieben Jahre dauerte. Die Völker wurden zusammengehetzt, und die Herren sassen zu Hause und liessen sich's wohlergehen, oder feierten Einzüge und Jubelfeste: der gewöhnliche Gang der Sache. Der schwedische König, der ein eigentümlicher Herr war, sucht Bundesverwandte in Personen, die mit Gift umgehen können.

Die Bauern in Blekinge, die damals dänische Untertanen waren, hängten schwedische Reiter an den Bäumen auf. Der schwedische König befiehlt, dass zwischen Lyckeby und Rottneby alles tot geschlagen und geplündert werden sollte, und „Gott gab seinen Segen dazu", so dass auf der Strasse und im Walde an tausend Mann niedergestreckt wurden.

Die Smoländer, die nichts gegen sie hatten, schlossen Frieden mit den Schonen, aber der König wollte keinen Frieden haben, sondern strafte die Friedenslust der Smoländer damit, dass er ihre Gaue niederbrannte.

Nachdem er Blekinge verheert hatte, wurde er von dem neronischen Gedanken erfasst, die Einwohner auszuroden; er befiehlt also, dass sie sich sammeln und auf dem Landwege nach Kalmar gesandt und von dort in Schuten nach Stockholm gebracht werden. Aber wenn sie nicht zur Stelle kämen mit Frauen, Kindern und Dienstleuten, dann werde man alles in ganz Blekinge verheeren, verbrennen und totschlagen, denn es sei besser ein ödes Land zu haben als ein Feindesland."

Die erste Fassung.

Meiner durchaus originalgetreuen Übersetzung liegt der erste Druck zu Grunde, der 1882/83 bei Looström in Stockholm erschien. Die von Strindberg durchgesehene neue Auflage von 1899 im Verlage Gernandt habe ich nur für ganz geringe stilistische Verbesserungen benutzt: die einschneidenden Striche dagegen habe ich nicht berücksichtigt. Denn wir müssen vor allem das Werk des Dreissigers in seiner echten Gestalt haben; erst in zweiter Reihe interessiert uns, was der Fünfziger gestrichen hat.

In den „Höheren Zwecken" hat er den ganzen Schluss gesrichen, so dass die befreiende Tendenz der Novelle nahezu in ihr Gegenteil verkehrt wird; in der Novelle „Gut und Böse" ketzerische Ausfälle gegen Kirche und Kloster; in den „Neuen Waffen" die nicht ganz würdige Geschichte von den Rutenonkeln. Ausserdem hat er Kleinigkeiten, so hier einen Fluch und dort ein kräftiges Schimpfwort, gestrichen; auch konnte der Dichter des „Vaters" eine Wendung wie „Du bist mein Gewissen, liebe Frau" nicht stehen lassen.

Wie Strindberg mir einmal schrieb, hat er den Wunsch „immer sein eigener Zeitgenosse zu sein", und als er diese Novellen revidierte, im Winter 1898/99, befand er sich auf dem Höhepunkte seiner religiösen Epoche; da sind jene Striche leicht zu erklären. Es gehört ja zu Strindbergs Grösse, dass sich die Ideen bei ihm in einem immer währenden Flusse befinden, dass sie von Arbeit zu Arbeit immer wieder umgeschmolzen werden. Aufgabe einer Gesamtausgabe ist es, diesen Fluss zu zeigen, nicht ihn zu stören.

Sommer 1902 Emil Schering.

ÜBERSICHT